beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Nirgendwo und überall Lesben

25/26

Hrsg. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Nirgendwo und überall Lesben

25/26

2. Auflage, 1990
1. Auflage, 1989
Eigenverlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V.
Köln (Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1)
Gesamtherstellung: Farbo Druck & Grafik Team, Köln
Titel: Heidi Rautenberg, Köln

Impressum

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Hrsg.: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e.V.

12. Jahrgang (1989) Heft 25/26

Redaktion: Ute Annecke, Heidrun Ehrhardt, Inge Hehr, Carola Möller, Gisela Notz, Brunhilde Sauer-Burghard, Christa Wichterich (z. Zt. in Nairobi), Susanne Kappeler (redaktionelle Mitarbeit an diesem Heft)

Mitarbeiterinnen dieses Heftes: Antke Akkermann, Lynn Alderson, Ute Annecke, Susanne Baer, Ruth Becker, Sigrid Betzelt, Maren Bock, Carolina Brauckmann, Sabine Braun, Traude Bührmann, Heidi Burmeister, Gabriele Daniel, Gisela H. Degen, Heidrun Ehrhardt, Marilyn Frye, Barbara Gissrau, Marjorie de Grooth, Hanna Hacker, Ulrike Hänsch, Sabine Hark, Marie-Aimeé Hélie-Lucas, Rita Herkenrath, Ulrike Holzapfel, Ulrike Janz, Susanne Kappeler, Ilse Kokula, Rita Kronauer, Joyce P. Lindenbaum, John Luys, Lea Morrien, Jutta Oesterle-Schwerin, Birgit Palzkill, Chris Paul, Luise F. Pusch, Angela M. F. Räderscheidt, Brigitte Rauschenbach, Janice G. Raymond, Anke Schäfer, Sonja Schelper, Judith Schuyf, Almut Skriver

Die „beiträge" erscheinen dreimal im Jahr. Preis des Einzelheftes ab Heft 27 DM 19,–, Doppelheft DM 34,–, Jahresabonnement (jeweils 3 Nummern) DM 48,–, Förderabonnement ab DM 60,–, Mitgliedsabonnement DM 45,–. Für die Hefte 8-25/26 gelten die alten Preise, rückwirkende Jahresabonnements bis einschließlich Heft 25/26 (drei Nummern für 38,– DM). Einzelhefte sind durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag zu beziehen. Abonnements ausschließlich durch den Verlag. Abbestellungen spätestens drei Monate vor Ende des Kalenderjahres möglich. Der Verlag erzielt keinen Gewinn. Mitarbeit erfolgt grundsätzlich ohne Honorar. Copyright by the authors. Nachdruck nur mit besonderer Erlaubnis des Verlages und unter Quellangabe gestattet. Sämtliche Verwertungsrechte an den Übersetzungen liegen beim Verlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Verlags- und Redaktionsadresse: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel.: 02 21/52 64 22 · Konto: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V., Konto-Nr.: 7 192 032 Stadtsparkasse Köln (BLZ 370 501 98) und Konto-Nr. 565 30-500 Postgiroamt Köln (BLZ 370 100 50).

Vertrieb von Einzelheften und Abonnements: Verlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V.
Vertrieb für den Buchhandel: Frauenliteraturvertrieb GBR, Erich-Ollenhauer Str. 231, 6200 Wiesbaden, Tel.: 0 61 21/41 07 80

INHALT

Editorial 7

Nirgendwo und überall Lesben

Ulrike Hänsch
Von der Strafe zum Schweigen: Aspekte lesbischer Geschichte 11

Sabine Hark
„Welches Interesse hat die Frauenbewegung an der Lösung des homosexuellen Problems?" – Zur Sexualpolitik der bürgerlichen Frauenbewegung im Deutschland des Kaiserreichs 19

Ilse Kokula
Zur Situation lesbischer Frauen während der NS-Zeit 29

Judith Schuyf
Es ist nicht hier, sondern irgendwo anders – Thesen zum Verhältnis zwischen Lesben und Gesellschaft in den Niederlanden (1900 – 1970) 37

Lea Morrien
Meine Suche nach einer Literatur zum Tabu im Tabu 46

Hanna Hacker
Lesbische Denkbewegungen 49

Carolina Brauckmann
„Mrs. Trend" 57

Sabine Hark
Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe . . . oder? – Notizen zur Identität und Differenz 59

Lynn Alderson
Lesbischer Separatismus und die Frauenbefreiungsbewegung in Großbritannien 71

Janice G. Raymond
Zurück zur Politisierung des Lesbianismus 75

Luise F. Pusch
Frauen und Lesben? 86

Marilyn Frye
Reflexionen über Separatismus und Macht 87

Lea Morrien
Lesben im Zeitalter der Telekommunikation 97

Heidi Burmeister, Sonja Schelper
Vom Spaß am Normenbruch als Freiheitsgewinn 99

Maren Bock
Come out – Gedanken zur politischen Identität 105

Antke Akkermann, Sigrid Betzelt, Gabriele Daniel
Ohne Netz und doppelten Boden: Drahtseilakte lesbischen Lebens 111

Joyce P. Lindenbaum
Das Zerbrechen einer Illusion: Das Problem Wettbewerb in lesbischen Beziehungen 121

Barbara Gissrau
Wurzelsuche – Psychoanalytische Überlegungen zur lesbischen und heterosexuellen Identitätsbildung – Ein Vergleich 133

Lea Morrien
Warum ich Auslandskorrespondentin geworden bin 149

Birgit Palzkill
Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh – Die Entwicklung einer Identität als lesbische Frau im Sport 151

Traude Bührmann
Unter der Zunge – Von einer Sprache in die anderen 161

Chris Paul
Vom Feuerspucken – Zwei Jahre ÄTNA 165

Anke Schäfer
Alter-native Lesbenpolitik 171

Ulrike Janz, Rita Kronauer
Das heterosexistische Patriarchat pflanzt sich fort – Lesben gegen Reproduktions- und Gentechnologien 175

Ruth Becker
Das Frauen-und-Lesben-Phänomen – sprachliche Hilflosigkeit oder Symptom einer Ausgrenzung? 185

Sabine Braun
Feministische Erotik? Sexueller Mißbrauch, freie kindliche Sexualität und lesbische Liebe 193

Jutta Oesterle-Schwerin
Zwei Jahre Lesben-Politik im Bundestag – Wie alles anfing und wie es weitergehen könnte 201

Diskussionen

Heidrun Ehrhardt
So trennt mann Mutter und Tochter – Sexuelle Gewalt in der Familie 211

Brigitte Rauschenbach
Freiheit, Gleichheit, Schwesterlichkeit 223

Informationen

Kongreß: Menschenrechte haben
(k)ein Geschlecht 235

Kongreß: „Frauen – Literatur – Revolution" 236

Rezension

Bouthaina Shaaban
Both right and left handed
(Marie-Aimee Hélie-Lucas) 237

Vorankündigung Heft 27 242

Autorinnen 245

M.A.F. Räderscheidt: **‚Die Laufmasche'**

Ich wollte nichts hören, nichts sehen, nur fühlen. Und dabei spürte ich hinter meinem Rücken das Rieseln der Laufmasche. Die ihr der andere gerissen hatte.

6 Linolschnitt aus dem Buch ‚Die Eifersucht', Bonn 1989, Verlag Jacques Raymond

Editorial

Der Faden ist gerissen. Die lesbisch-feministischen Aufbruchszeiten scheinen vorbei, ihre Spuren verwischt zu sein. Anmaßende Behauptungen, wie „Feminismus ist die Theorie, Lesbianismus ist die Praxis" (Ti-Grace Atkinson), sind ohne Folgerungen geblieben, wurden nicht weitergedacht, integriert, sondern allenfalls noch einmal plakativ zitiert. Das zumindest ist der Eindruck, wenn frau versucht, im deutschsprachigen Raum den feministischen Diskurs auf den Lesbenblick hin zu erforschen.
Und doch: Das Bedürfnis nach lesbisch-feministischer konkreter Politik und nach theoretischen Ansätzen ist groß, wie die Resonanz auf unsere Vorankündigung zum Lesben-Heft zeigte. Zeit also, die verschwundenen Lesbengedanken zu suchen, das Haus der Labrys zu betreten, im Labyrinth den Faden neu zu knüpfen oder auch die Knoten zu entwirren.

Und es zeigte sich für uns bei der Arbeit an diesem Heft, daß theoretische und praktische Ansätze nicht fehlen, aber verstreut und zum Teil schwer zugänglich publiziert sind, auf kleine Zirkel beschränkt.
Im „allgemeinen" feministischen Diskurs fehlt der lesbische Blick noch immer bzw. schon wieder. Im deutschsprachigen Raum hatten die Inhalte der Lesben-Diskussion sich lange genug auf vereinzelte historische Versuche und auf den Bereich der feministischen Therapie (als konkretes Berufsfeld) reduziert. Daneben entwickelte sich ein beachtlicher literarischer Bereich.
Darüber hinaus bezieht sich aktuell Gedachtes im wesentlichen auf den anglo-amerikanischen und französischen Sprachraum. Aus dem Ausland beziehen bundesdeutsche Lesben heutzutage politische Anregungen, ohne sie hier in eine lebendige Auseinandersetzung einbringen zu können. Es bleibt zwangsläufig bei Importen zu privatem Gebrauch.
Wir möchten mit diesem Heft dazu beitragen, die Diskussion neu zu eröffnen. Der Versuch, Ansätze im deutschsprachigen Raum zusammengefaßt zu veröffentlichen, mithilfe einiger Übersetzungen die internationale Diskussion einzuholen und zu reflektieren sowie vergessene, ehemals auch hier bekannte Essentials wiederzugeben, erfordert ein Doppelheft.

Übriggeblieben von der Frechheit der frühen Jahre ist lediglich hier und da die lesbische Selbst-Behauptung als reine Ontologisierung, die Lesbischsein nicht nur als vorteilhaft für die individuelle Frau, sondern auch als politisch bereits hinreichend erscheinen läßt.
Auch wenn unter den feministischen Theoretikerinnen viele Lesben sind, die nicht aus dem offen lesbischen Blickwinkel schreiben, scheint umgekehrt bei anderen Frauen die Definition lesbisch als Identität immer schon auszureichen, um Politik und Theorie zu rechtfertigen und zu kennzeichnen.
Dieser Widerspruch zwischen verschwiegenem Lesbischsein einerseits und absolut gesetzter lesbischer Identität andererseits kennzeichnet ein kaum noch zu vermittelndes Dilemma innerhalb feministischer Theorie ebenso wie in der Praxis.
Das Wort „lesbisch" ist für sich gesehen noch kein politischer Begriff. Wenn es dennoch ohne weitere Erklärung so gebraucht wird, ist das als Reaktion auf den allgegenwärtig drohenden Verlust an persönlicher und politischer Bedeutung erklärbar. Auf dem Hintergrund des Reaktiven aber ist keine theoretische und praktische Differenzierung und Auseinandersetzung möglich.
So erscheint der Rückzug auf den Begriff, auf die Selbstdefinition verständlich: „Lesbische Identität" als einzige Koordinate im theorie- und bedeutungsarmen Raum.

Der Identitätsbegriff wird von vielen Lesben als für sich selbst sprechend verwendet. Was jeweils damit gemeint, wie er inhaltlich gefüllt ist, bleibt weitgehend unklar. So wird der Identitätsbegriff, der eigentlich nur prozeßhaft verstanden werden kann, statisch. Identität ist in den falschen gesellschaftlichen Verhältnissen immer nur widersprüchlich herzustellen. Diese Widersprüchlichkeit leugnen zu wollen, führt zu Starrheit, Ausgrenzung unter Lesben, Ausgrenzung von Heteras und damit zur Spaltung von Frauen.
Und doch ist etwas an diesem Identitätsbegriff, was faßbar erscheint und im Vergleich von Lesben und Heteras deutlich wird: Für Lesben besteht die Notwendigkeit der Selbstdefinition. Das Coming Out als eigentlich unvorstellbar radikaler Bruch mit den Normen des Patriarchats trägt weiter (oder könnte es doch zumindest), über die unmittelbare Selbsterkenntnis hinaus. Dieser Prozeß hat historisch häufig zum Engagement in der Frauenbewegung geführt und tut es auch heute noch.
Möglicherweise ist es die naheliegende Verkoppelung lesbischer Selbstdefinition und -reflexion mit politischem Denken und Handeln, die bei einigen Autorinnen den begrüßenswerten Mut bewirkt, sich quer zur gängigen Schreibpraxis in den „beiträgen" zu stellen. Es wird deutlich, daß dort, wo sich Lesben artikulieren, der Diskurs emotionaler wirkt, die Formen des Sprechens vielfältiger sind und sich überschneiden. Der eher private, subjektive, weniger abgesicherte, kurz: weniger analytisch-wissenschaftliche Duktus spiegelt nicht nur den Mangel an lesbischer Forschung, sondern ist zugleich Ausdruck der fehlenden Etablierung sowie des privateren, die ganze Person umfassenden Bezugs. Hier liegen z.B. literarische und essayistische Formen näher als der abstrakte wissenschaftliche Blick.

Die offene Auseinandersetzung zwischen Heteras und Lesben hat aufgehört. Statt des Lesben-Hetera-Konflikts unseligen Angedenkens ist ein Leben und Lebenlassen entstanden, in dem Lesben in die Scheinsicherheit avalonischer Nebel entschwinden. Der Lesben-Hetera-Konflikt wurde eingemeindet, wieder eine Modernisierung des alten Teile und Herrsche, der Ausgrenzung und Selbstausgrenzung: „Mrs. Trend" bekennt sich nicht mehr.
Eine Neuauflage des sich aneinander Abarbeitens von Heteras und Lesben, das ja auch eine Beschäftigung *miteinander* wäre, erscheint als (noch) Utopie. Die Alltagsarbeit absorbiert die Energien, die für die Auseinandersetzung zwischen Lesben und Heteras, Lesben und Lesben, Heteras und Heteras, Feministinnen untereinander nötig wären.
Das Verschwinden der lesbischen Inhalte, die Unsichtbarkeit der lesbischen Forscherinnen hinter den „feministischen Inhalten" vollzieht sich nicht einfach so zufällig, ist aber auch nicht immer ein bewußter Schritt. Die Lebensmöglichkeiten von Lesben werden einerseits konkret beschnitten (s. Kofra, Clause 28 etc.), andererseits wurden aber auch im Rahmen der Frauenbewegung neue Räume geschaffen, von denen ausgehend sich das gesellschaftliche Klima für Lesben in Richtung Toleranz verbesserte. Lesbischsein erscheint lebbar (im Vergleich z.B. zum Nationalsozialismus und zu den 50er Jahren) und dennoch gibt es konkrete Diskriminierungen und die Angst davor.
Die Fiktion der Vielfalt (zwischen SM und „Blümchen-Sex", gestylter und Polit-Lesbe), die Illusion der Wahl verdeckt die Tatsache, daß Marktgesetze lesbische Wünsche und lesbisches Begehren längst aufgegriffen haben. Es besteht die Gefahr, daß *alle* erkämpften Räume so zu teuer bezahlten Nischen werden.
Aber lesbisches Leben, lesbische Räume müssen ständig neu erkämpft werden – und das wird ohne Feminismus nicht gehen. Das individuelle und kollektive Coming Out muß lebenslang sein, sonst ist es keins, sondern führt geradewegs zurück ins Versteck, ins Vergessen, ja, und möglicherweise sogar bis in die Vernichtung.

Angesichts der wachsenden und individuell spürbaren Bedrohung, der apokalyptischen Visionen und Konkretionen ist überall in der Gesellschaft der Rückzug ins „si-

chere“ Nest, ins Biotop, zurück zu Balkon-Heimat und Bonsai-Natur angesagt.
Auf Lesben wirkt das in zweierlei Hinsicht: Von außen gesehen gelten sie als Dekadenzerscheinung und Angriff auf die gesellschaftliche „Normalität“ zugleich und werden als solche ausgegrenzt, von innen gesehen bleiben auch Lesben von dieser Ideologie des individuellen Sich-wohl-Fühlens (z.B. Gesundheit, Körper, Therapie) nicht verschont – eine Ideologie, die Rückzug aus den politischen Veränderungsansprüchen bedeutet. Angeblich geht es gerade hier um Herstellen von „Identität“, aber es ist eine Identität der Innenräume, des Privaten. „Da draußen“ agiert dann die öffentliche Persönlichkeit, und die ist kaum noch feministisch, geschweige denn lesbisch.
Arbeit, Politik, Streit, Bett haben wieder ihre getrennten Orte. Noch vor wenigen Jahren war der Ort für das alles die Frauenbewegung. Die wiedereingeführte Aufspaltung des Privaten und Politischen wirkt auf die feministische Theoriebildung als Spaltung im Kopf. Der umfassende Anspruch nach Veränderung der ganzen Welt, der sich folgerichtig aus der radikalfeministischen Analyse ergibt, wird nicht mehr in die konkrete Situation übertragen, die Analyse wird diffus. Es ist daher konsequent, feministische Theoriebildung auf den blinden Lesbenfleck hin zu betrachten, und das sollten keineswegs nur die Lesben selbst tun.
Sonst bleibt es im feministischen Diskurs beim Abarbeiten an den kleinfamilialen Strukturen, der Blick bleibt auf Heterosexualität verengt. Schon das beifügende Erwähnen des Begriffs Zwangsheterosexualität ist die große Ausnahme. Es kommt zu objektiv und offensichtlich falschen Aussagen (z.B. daß *alle* Frauen Probleme mit Verhütung und Abtreibung haben o.ä.), während andererseits bei der Auseinandersetzung mit der Reproduktions- und Gentechnologie die Betroffenheit von Lesben ausgeklammert wird.

Es kann aber nicht darum gehen, lesbische Theorie und Praxis *zusätzlich* aufzunehmen, sondern ein feministischer Diskurs muß von vornherein den lesbischen Blick in sich tragen.
So wie spezielle Heteraprobleme nicht auf Lesben übertragbar sind und umgekehrt, so stimmt es auch nicht, Lesben als „Unterabteilung“ der Frauenbewegung zu betrachten. Und der bloße Hinweis auf die doppelte Unterdrückung der Lesbe (als Frau und als Homosexuelle) reicht nicht, wird gar schief, weil er suggeriert, Lesbenprobleme und Lesbenidentität ließen sich in hie weiblich und da homosexuell aufgliedern. Das Doppelte ist für die Lesbe Eines und muß als solches begriffen werden und in die feministische Theoriebildung eingehen.
Die feministische Theorie bleibt ohne lesbische Theorie nicht nur unvollständig, sondern sie wird geradezu falsch. Daraus muß sich eigentlich die Konsequenz ergeben, sämtliche feministische Theorien noch einmal daraufhin zu überprüfen, ob sie Lesben ausschließen.
Alle Themen sind (auch) Lesbenthemen. Die beiträge-Redaktion möchte nach außen und innen den Appell richten, lesbische Denk- und Handlungsmöglichkeiten nicht auf dieses eine Heft zu beschränken, sondern künftig bei allen Themenschwerpunkten ausdrücklich den lesbischen Blick herauszufordern.

Liebe LeserInnen und AbonnentInnen der „beiträge“,

wir haben lange gezögert und es immer wieder hinausgeschoben, aber nun führt kein Weg mehr daran vorbei:
Ab Heft 27 müssen wir die Preise für die „beiträge“ erhöhen. Seit der neuen Konzeption (Heft 8) sind die unmittelbaren Produktionskosten um mehr als ein Drittel gestiegen. Ebenso addieren sich kontinuierlich die merklichen und beiläufigen Preissteigerungen vom Verpackungsmaterial bis zum Bleistift zu einer erklecklichen Summe im Posten Infrastruktur, und der letzte beherzte Griff des Postministers Anfang 1989 in die Portokasse der „beiträge“ hat ein unübersehbares, stetig wachsendes Loch hinterlassen.
Diesem seit Jahren anwachsenden Verteuerungstrend haben sich die „beiträge“ bis heute dank Eurer erfreulich vielen Abonnementbestellungen weitgehend widersetzen können. Lediglich 1985 (ab Heft 13) stieg der Preis für ein Einzelheft von 14,– DM auf 16,– DM, während die Preise, die auf dem Finanzierungsplan von 1982 basierten, für das Doppelheft und das Abonnement konstant blieben.
Kurzum, so kann es nicht weitergehen, und so haben wir uns zu der schweren, aber notwendigen Entscheidung durchgerungen:
Das Einzelheft wird ab Heft 27 19,– DM und das Doppelheft 34,– DM kosten. Der Abonnementpreis (3 Nummern) beträgt nun 48,– DM. Selbstverständlich können alle bisher erschienenen Hefte bis einschließlich Heft 25/26 auch rückwirkend im Abonnement – zu den alten Preisen bezogen werden.
Wir hoffen auf Euer Verständnis für die Preisänderung und Eure weiterhin treue Unterstützung der „beiträge“

Die Redaktion

Ulrike Hänsch

Von der Strafe zum Schweigen: Aspekte lesbischer Geschichte*

In diesen historischen Betrachtungen zur Frauenliebe richtet sich mein Augenmerk auf eine zunehmende Entsubjektivierung der lesbischen Frau. Daß die Lesbe – auch in ihrer Selbstwahrnehmung – vom handelnden Subjekt zum kranken Objekt wurde, hat patriarchalen Sinn. Der Blick für das eigene Mittun und damit auch für die eigene Macht wird erst ganz allmählich deutlicher. Inzwischen ist zu erkennen, daß die für die ersten Emanzipationsansätze durchaus wichtige Selbstwahrnehmung als Opfer männlicher Gewalt, Mißgunst und Beherrschungssucht dann hinderlich wird, wenn wir in dieser Haltung verharren und sie nicht überschreiten.[1)] Und nicht zuletzt auch die Attraktivität, die das Bild (und die Realität) der Frau als Opfer für den Mann durchaus besitzt, gibt uns Grund genug, an der Verträglichkeit dieses Zustandes für uns selbst zu zweifeln. Gerade auch die Geschichte der lesbischen Frauen macht deutlich, daß die Wahrnehmung der Frau als Opfer für den Mann durchaus erträglich, wenn nicht gar ohnehin in seinem Sinne ist.

Die von mir vorgesehenen historischen Stationen verdeutlichen exemplarisch diese Entwicklung vom handelnden Subjekt der frauenliebenden Frau bis zum als krank definierten Objekt der Medizin und Sexualwissenschaft. Das veränderte gesellschaftliche Verhältnis zur frauenliebenden Frau spiegelt sich in der Haltung der Justiz: Die „widernatürliche Unzucht" zwischen Frauen im ausgehenden Mittelalter im Zuge der Hexenprozesse verfolgt, wird zunehmend zur Geisteskrankheit umdefiniert.
Allerdings beginnen möchte ich meine historische Reise weniger repressiv mit Sappho selbst:
„Gliederlösender Eros treibt wieder mich
um, süß-bitter, unzähmbar, ein wildes Tier.
Atthis, dir ward es lästig, bei mir zu sein
in Gedanken: Andromeda läufst du nach." (nach Specht 1989, S. 143)
Sappho lebte von ca. 617–560 v.u.Z., zumeist auf der Insel Lesbos. Sie ist auch zu ihrer Zeit eine bekannte Leiterin eines Mädchenbundes, in dem die Töchter begüterter Familien eine musische und kultische Bildung genossen. In dem vorgestellten Gedichtfragment trauert Sappho über den Verlust einer Schülerin und – ganz offensichtlich – einer Geliebten. Atthis ist offenbar zum Kreis der Andromeda gewechselt, die ebenfalls Leiterin, Vorsteherin eines solchen Mädchenkreises war. Wir kennen noch den Namen einer weiteren Leiterin (Gorgo), was für eine bestimmte Institutionalisierung dieser kultischen Gruppen spricht.
Deutlich wird ebenfalls die Selbstverständlichkeit des erotischen Aspekts in der Beziehung von Schülerin und Lehrerin. Die sog. Knabenliebe der antiken Griechen gehört heute zur Allgemeinbildung, das Wissen um eine frauenbezogene, auch erotische, Kultur der Griechinnen ist davon jedoch weit entfernt. Allerdings läßt sich für mich auch nicht eindeutig klären, inwieweit wir vom Wirken Sapphos, der Existenz Gorgos und Andromedas Rückschlüsse ziehen können auf die Kultur der Griechinnen in der Antike überhaupt. Im Wesentlichen spricht dafür, daß die erotische Komponente dieser Form der sogenannten „alten Erziehung" für die Antike völlig normal und zweckmäßig war. Und auch die Wertschätzung, die Sappho in Athen genoß,

* *Überarbeitete Fassung der Erstveröffentlichung des Artikels, in: Eva + Co. – Eine feministische Kulturzeitschrift, Heft 15, Graz 1989.*

sollte zu denken geben. Platon verehrte sie als zehnte Muse. Wesentliche Unterschiede zwischen den griechischen Frauen waren eher ökonomischer Natur; die hauptsächliche Einschränkung lag in der Finanzierung einer Ausbildung, die reine Privatsache war. Die Mädchen in Sapphos oder Andromedas Kreis kamen allesamt aus begüterten Familien, die „Lehrinhalte" betrafen Leben und Umfeld einer kultivierten Oberschicht. Und diese Trennung zwischen „gebildeten" und „ungebildeten" Frauen traf prinzipiell auf sämtliche griechische Poleis zu.[2] Wichtig festzuhalten bleibt, daß sich mit dem Namen und der Biographie Sapphos ein für die nachfolgende Zeit einzigartiger – weil selbstverständlicher, ja respektvoller – Umgang mit Frauenliebe verbindet. An anderen Orten und in der nachfolgenden Zeit wird die Bestrafung, Verfolgung und Verheimlichung der Frauenliebe zum bestimmenden Moment.

Für die nun folgende Zeit lassen sich nur schwer eindeutige Aussagen selbst auch nur über die juristische Behandlung frauenliebender Frauen machen.[3] So läßt sich für mich die Situation frauenliebender römischer und germanischer Frauen über viele Jahrhunderte letztlich nicht klären. Die stark repressive Haltung dieser Gesellschaften zur männlichen Homosexualität ist bekannt, was sich jedoch nicht automatisch auf die Einstellung zu homosexuellen Frauen übertragen läßt. Das frühe Mittelalter schließlich kennt für gleichgeschlechtliche Liebe die kirchlichen Strafen der Buße oder Exkommunikation, was vor dem Hintergrund der enormen Bedeutung der Kirche im mittelalterlichen Leben eine nicht zu unterschätzende soziale Ächtung bedeutete. Es bleibt für mich unbestimmt, in welchem Maße diese Strafen ausgesprochen wurden und auch inwieweit hiervon Frauen betroffen waren. Eindeutige Aussagen über die Behandlung lesbischer Frauen finden sich schließlich wieder für die Zeit der Hexenverfolgung in Mitteleuropa. Die Peinliche Halsgerichtordnung Kaiser Karls V. legt 1532 die Todesstrafe durch Verbrennen fest. Hier werden Frauen ausdrücklich erwähnt:
„item so eyn mensch mit eynem vihe/
mann mit mann / weib mit weib/
unkeusch treiben / die haben auch das
leben verwürckt / und man soll sie
der gemeynen gewonheydt nach mit dem
fewer vom leben zum todt richten." (nach Kokula 1987)
In dieser Zeit erreicht die Hexenverfolgung in Mitteleuropa ihren Höhepunkt. Gleichgeschlechtliche Liebe wird in Zusammenhang mit Hexerei gebracht und endet zumeist tödlich. Mit der Aufklärung beginnen sich zum Teil die Gesetze zu entschärfen, die Richter sprechen vergleichsweise mildere Strafen aus. Weibliche Homosexualität wird zunehmend weniger als ein zu bestrafendes (und ernstzunehmendes) Delikt angesehen.

Totschweigen statt Strafe

1852 schließlich kommt es im preußischen Strafgesetzbuch zu einer klaren und folgenschweren Änderung. Der entsprechende Paragraph bezieht sich nunmehr ausdrücklich auf „Personen männlichen Geschlechts", die „widernatürliche Unzucht miteinander verüben". Typischerweise geschieht diese Änderung im Gesetzestext ohne jegliche explizite Beratung, ohne Einholung von Gutachten, ohne Abstimmung etc. Dieser Paragraph zur Bestrafung männlicher Homosexualität wird 1870 unverändert in das Strafgesetzbuch des norddeutschen Bundes übernommen und ist schließlich Grundlage des § 175 des StGB von 1871. Das für die weibliche Homosexualität so folgenschwere Schweigen hat die offiziellen Normsetzer, die Gesetzgeber erreicht. Der Juristen völliges Stillschweigen zeigt, wie sehr lesbische Liebe, Leidenschaft von Frauen miteinander zum Tabu wurde. Eine für die bürgerliche Gesell-

schaft „passendere" Sanktionierung lesbischer Frauen hält nun auch offiziell im Gesetzbuch Einzug. Scheinbar „aus Versehen" werden Frauen im Gesetzestext und den Beratungen hierüber vergessen. „Was nicht sein darf, das nicht sein kann", wird auf diese scheinbar gewaltlose Weise versucht durchzusetzen: Das Verschweigen, das Totschweigen ist lediglich eine andere – weniger sichtbare, aber doch spürbare – Variante der Vernichtung lesbischer Existenz. Im 19. Jahrhundert gibt es anscheinend eine stillschweigende, unbewußte Übereinkunft einer beträchtlichen Anzahl preußischer Juristen, weibliche Homosexualität für nicht existent zu erklären, ohne es ausdrücklich aussprechen zu müssen. Wie anders ließe sich diese nicht diskutierte Gesetzesänderung interpretieren? Und auch dort (wie z.B. in Österreich), wo weibliche Homosexualität auch formaljuristisch weiterhin existiert und unter Strafe steht, bedeutet dies faktisch nur eine geringe Unterscheidung zur preußischen/deutschen Wirklichkeit. Hanna Hacker (1987) referiert Zahlen aus Statistiken der Wiener Polizeidirektion aus den 1920er Jahren. Der Anteil der wegen „Unzucht wider die Natur" angezeigten Frauen beträgt in jener Zeit 3–9 % aller angezeigten Personen. Darüberhinaus ist nicht nachweisbar, wieviele dieser Frauen tatsächlich vor Gericht kamen und verurteilt wurden. Für die preußischen Juristen zumindest sind Dank ihrer gründlichen Vergeßlichkeit die Peinlichkeiten der vergangenen Zeiten endgültig vorbei, in denen in Gerichtsverhandlungen geklärt werden mußte, ob denn zwischen den betreffenden angeklagten Frauen „die Vollbringung des sodomitischen Aktes als gesichert betrachtet werden dürfe". (Bleibtreu-Ehrenerg)

Das „unkeusche treyben", das Weib mit Weib miteinander vollziehen, konnte nach der Hexenverfolgung nicht mehr so einfach festgestellt werden. Denn in einer Welt, in der sich der Menschenmann zum Mittelpunkt gemacht hat, können solch zentrale Erfahrungen wie Sexualität nicht ohne ihn gemacht werden. Diese beschränkte Weltsicht hat zum Teil recht wahnwitzige Folgen. Juristen begaben sich bei entsprechenden Gerichtsverfahren im 17. Jahrhundert auf die Suche nach gewissen „priapischen Instrumenten", um die Vollbringung des sodomitischen Aktes nachweisen zu können. Wobei die „Instrumente" sicherlich diese Wichtigkeit erfuhren, da mit ihnen zumindest eine Imitation des Männlichen Einlaß bekam in den weib-weiblichen Akt. Vielmehr erst durch die Verwendung jener Männlichkeitssurrogate wird ihm eine gewisse Ernsthaftigkeit zugesprochen. Lust unter Frauen wird erst in diesen Fällen wahrgenommen und ernst genommen. Die Strafe ist so auch ein makabrer Indikator für die von Männern empfundene Gefahr, die von lesbischen Handlungen ausgeht. Etwa zur gleichen Zeit gibt es auch Tendenzen, für die gänzliche Straffreiheit der weiblichen Homosexualität zu plädieren. Dies tut im 17. Jahrhundert der holländische Jurist Damhouder als einer der ersten. Er spricht von „Spielerey", für die es keinen Grund zur Strafe gebe. Straffreiheit sollte also nicht mit liberaler Toleranz verwechselt werden, die Ausprägungen der Sanktion haben sich mit der Zeit lediglich verändert. An die Stelle der Todesstrafe des ausgehenden Mittelalters tritt im Zuge der Neuzeit immer mehr das systematische Lächerlichmachen, Verniedlichen oder – wo das nicht hilft – das ebenfalls zerstörerische Verschweigen lesbischer Handlungen und frauenbezogener Lebensformen. Einschneidende Veränderungen beginnen mit/nach der Hexenverfolgung.

Hexenverfolgung: Vernichtung und Kontrolle des weiblichen Körpers

In diesen grauenhaften Morden der Hexenverfolgung und den dazugehörigen Schriften tritt ein Frauenhaß zutage, der sich bekanntermaßen eben auch gegen die „abnorme" und „unersättliche" Sexualität der Frauen, der Hexen richtete. Im Hexenhammer heißt es: „Alles geschieht aus fleischlicher Begierde, die bei ihnen unersättlich ist." Sie zitieren das Alte Testament: „Dreierlei ist unersättlich . . . und das

vierte, das niemals spricht: Es ist genug, nämlich die Öffnung der Gebärmutter." Sie ergänzen: „darum haben sie auch mit den Dämonen zu schaffen, um ihre Begierden zu stillen." (nach Honegger 1978) Die Frau wurde mit Sexualität gleichgesetzt, *hierüber* bestimmt. Das gierige Phantasiegebilde Frau wurde entworfen, das wohl den Ängsten wie den Phantasien der Geistlichen entsprach. Männlicher Haß richtet sich gegen ungezähmte weibliche Lust und Körperlichkeit, stellt sie vollkkommen übersteigert dar, um sie dann zu vernichten bzw. zu kontrollieren.

Ich schließe mich Silvia Bovenschen an, die in der Hexenverfolgung „die zweite Phase der patriarchalen Machtergreifung" sieht (1977). Die Haßtiraden gegen weibliche Sexualität werden in der Folge weniger offensichtlich, finden ihre Ausdrucksformen mehr in individuellen denn in kollektiven Taten. Die Körper der Frauen müssen nicht mehr brennen, denn die Frauen haben die Macht über sich selbst abgegeben, abgeben müssen im Angesicht der ständigen einschüchternden Bedrohung. Unter zudem veränderten ökonomischen und sozialen Verhältnissen, die Frauen in eine größere Abhängigkeit vom Mann brachten, war die Körperlichkeit der Frauen keine Bedrohung mehr. (Weibliche Zünfte verschwinden, Heilkundewissen von Frauen wird von männlichen Ärzten vereinnahmt, Beginenkonvente werden zum Teil unter dem Vorwand der Häresie aufgelöst. Dies sind nur einige Beispiele.) Die Frau war als Ganze beherrschbar geworden. Ihre Körperlichkeit, ihre Sinnlichkeit – vielleicht auch einstmals Ausdruck weiblicher Macht – wird in der Folge und bis heute zum bestimmenden Ausdruck weiblicher Ohnmacht.

Die lesbische Frau als pornographische Ware

In der Konsequenz wird folglich auch die Liebe von Frauen untereinander gebrauchsfähig für den Mann. Im März 87 titelt der „Wiener": „Hautnah: Mit Lesben auf einem irren Trip". Hierin zeigt sich das ungeheuerliche Maß der Zurichtung der Frau als Ware für den Mann. Die Ehe, das heißt die geordnete Verteilung der einzelnen Frauen auf einzelne Männer, garantiert die Zentrierung der Frau mit ihrer ganzen Lebensenergie auf den Mann. Dies wird zum bestimmenden Moment des sozialen und kulturellen Charakters der Frau: Die Frau ist für den Mann da. Und selbst wenn eine Frau für sich selbst und andere Frauen da ist, sind sie mit ihrer Lust aneinander trotzdem auch zumindest potentiell für den Mann da. Sie sind gebrauchsfähig für den Voyeur, der sich an ihrer Lust aufgeilt. (Und dieser Voyeur ist kein pathologischer Einzelfall in der Gattung Mann.) Dies ist zunächst unabhängig vom Willen der Frau. Schonraum gibt es nicht. Nur Momente, private Orte, die für Frauen da sind, in denen der Mann tatsächlich zur Randerscheinung wird. Und doch: Die lesbische Frau widersetzt sich in der Tat dem direkten personalen Zugriff des einzelnen (Ehe-)Mannes auf ihre Lust, ihre Sinnlichkeit. Sie steht dem Mann nicht in der üblichen Weise, nicht in der üblichen Vollständigkeit zur Verfügung. Wenn dieses Widersetzen nicht Warencharakter erhält, nicht in Pornographie oder andere Nutzbarkeit umgedeutet werden und auch nicht ignoriert werden kann, reagieren Männer ganz in der alten Tradition, mit Haß, mit ungeheurer Wut. Die Umdeutung der Widerständigen in Ware gelingt nicht immer, sie gelingt dann nicht, wenn das Heraustreten aus der weiblichen Normierung verbunden ist mit einem bewußten Verneinen männlicher Wünsche, einem bewußten Widersetzen scheinbar selbstverständlicher Verfügbarkeit von Frauen für Männer, die in Männerköpfen natürlich auch bei Lesben nicht Halt macht – warum auch. Lesbische Frauen müssen so häufig und manchmal sehr drastisch verdeutlichen, daß ihre Erotik (auch wenn sie weniger diskret und in aller Öffentlichkeit sichtbar ist) keine Wichsvorlage für den männlichen Voyeur ist. Dieser Kampf um den Respekt vor den eigenen Grenzen, dieses Ringen um die eigene Würde ist untrennbar verbunden mit dem Öffentlich-Sichtbarwerden von Lesben, mit dem Verlassen der geschützten eigenen vier Wände. Die bewußte Mißach-

tung einzuhaltender Grenzen, das schäbige Benutzen weiblicher Intimität durch Männer zur Demonstration ihrer allgegenwärtigen sexuellen Macht kann nicht anders gedeutet werden als eine äußerst wirkungsvolle Einschüchterungsmethode selbstbewußter werdender lesbischer Frauen.

„Frl. N., behandelt und klassifiziert nach Westphal"

Die sich verändernden Sanktionen gegenüber lesbischen Frauen möchte ich schließlich auch noch am Beispiel der Wissenschaft verdeutlichen, die im 19. Jahrhundert die Justiz in ihrer Zuständigkeit für die homosexuelle Frau ablöste. Es wurde schließlich die Medizin, Psychologie, Sexualwissenschaft zuständig, die mit der Suche nach Erklärung, Klassifizierung und Therapie die lesbische Frau für den Mann handhabbar machen sollte. Wo die einen eine zu große Klitoris feststellten, sahen die anderen einen manifest gewordenen Männlichkeitskomplex als Ursache der weiblichen Homosexualität. Ihr Körper wurde vermessen und verglichen, ihre Kindheit interpretiert. Die lesbische Frau als Objekt männlicher Wissenschaft gewann zunehmend an Beliebtheit. Die „Veranlagung" zur Homosexualität wurde systematisiert, in einen Zusammenhang gebracht mit körperlichen Merkmalen. Das pornographische Interesse des Wissenschaftlers an der lesbischen Frau – die zur vermeßbaren, schamlos zu begaffenden und zu betastenden viehähnlichen Kreatur degradiert wird – wird an Otto Westphals Ergüssen ausdrucksstark deutlich: „Frl. N., 35 Jahre, den Haushalt ihrer Schwester führend, behandelt und klassifiziert nach Westphal 1864: Physiognomie und Habitus haben nichts vom weiblichen Typus Abweichendes, der Kopf ist klein, ohne etwas Auffallendes in der Form darzubieten, der Haarwuchs in ungewöhnlichem Maße entwickelt, an den Ohren zeigt sich keine Deformität, die Gesichtshälften sind nicht merklich unsymmetrisch, nur steht die Nase etwas schief nach der linken Seite hin gerichtet. (. . .) Im übrigen zeigen sich keine Deformitäten der äußeren Bildung, namentlich auch nicht an den Geschlechtsteilen. Die großen Schamlippen klaffen etwas auseinander, so daß die kleinen in der Schamspalte sichtbar sind. Die Clitoris ist von ungewöhnlicher Länge, das Hymen völlig intakt und läßt kaum die Spitze des kleinen Fingers eindringen. Die Schleimhaut der äußeren Geschlechtstheile ist weder erodiert noch geröthet, die Empfindlichkeit bei der Untersuchung aber sehr groß. (. . .)" (nach Hacker 1987)

Patientin oder Prostituierte, das sind Raster für lesbische Frauen, wie sie für den Mann anscheinend erträglich sind. Die Entsubjektivierung der Lesbe muß vor dem Hintergrund der Geschichte der Frauen insgesamt begriffen werden. Es ist die Frau als Subjekt, die in den millionenfachen Feuern der Hexenverfolgung zu Tode kommt. Der Verlust des Subjektseins der Frau zeigt sich besonders dann, wenn sich ihre Handlungen, Akte gegen Männer, gegen patriarchale Ordnungen richten. Der Übergang der Verantwortung für die Kontrolle der lesbischen Frau von der Justiz auf die Medizin ist m.E. auch Ausdruck hierfür. Die Straftat wird zur Krankheit umdefiniert. Denn mit der medizinischen Deutung der lesbischen Frau sind es in jedem Fall Instanzen, die außerhalb der Verantwortung der jeweiligen Frau liegen, die für ihre „bedauerliche Verirrung" zuständig sind. Es ist zum Schutz des Mannes anscheinend nutzbringender, abweichende Frauen nach der Maxime „Denn sie wissen nicht, was sie tun" zu behandeln.

Ann Jones (1986) untersuchte Tötungsdelikte amerikanischer Frauen u.a. des 19. Jahrhunderts an ihren Ehemännern. In der Bewertung dieser Taten durch die Männer erkenne ich erstaunliche Parallelen zur Behandlung lesbischer Frauen. In den meisten Verfahren gegen Giftmörderinnen in jener Zeit kommt es zum Freispruch. Denn die richtenden Männer konnten sich kein Motiv vorstellen, aus dem heraus

Frauen ihre Männer töten könnten. Christina Thürmer-Rohr kommentiert dieses Verhalten der Männer: „Der Freispruch war Ausdruck des Schutzinteresses der Männer, und zwar gegenüber ihren eigenen Vorurteilen über sich selbst." (1987, S. 168) Die Gattenmörderinnen wie die lesbischen Frauen widersprechen mit ihrem Verhalten dem grundlegenden männlichen Glauben, daß „Frauen von Natur aus, und solange sie normal sind, Männer lieben." (Thürmer-Rohr 1987, S. 168) Folglich wird bei beiden die Normalität ihres Wesens, ihres Charakters angezweifelt: Über lesbische Frauen existieren diverse Theorien, die die Unterschiede zur „normalen" Frau deutlich machen sollen. Für Freud zum Beispiel beruht – wie schon erwähnt – die Unterscheidung zur „normalen" Frau in dem ausgeprägten „Männlichkeitskomplex" der Lesbe. Den Gattenmörderinnen wird „moralisches Irresein" unterstellt, das die moralische Orientierung der Frau außer Kraft setze.
Die Macht über die eigenen Handlungen wird ihnen auf diese Weise zumindest im Nachhinein wegdefiniert. Und was Christina Thürmer-Rohr zu den Gattenmörderinnen sagt, läßt sich auch auf die gesellschaftliche Behandlung lesbischer Frauen übertragen: „Die öffentliche Verurteilung wäre die offizielle Bestätigung ihrer Tat gewesen und damit auch die öffentliche Bestätigung der Tatsache, daß alle durchschnittlichen Frauen die Möglichkeit in sich tragen, ihre durchschnittlichen Männer, die nicht mehr verbrochen hatten als andere durchschnittliche Männer, auch unerträglich zu finden." (Thürmer-Rohr 1987, S. 168) Hierdurch wird deutlich, daß die scheinbare Nicht-Sanktionierung lesbischer Liebe nicht mit ihrer großzügigen Tolerierung oder Akzeptanz verwechselt werden sollte.

Die Lesben wurden, wie beschrieben, Objekt im medizinisch-wissenschaftlichen Diskurs, in dem über Entstehung, Wesen und Therapie der „Tribadie" ausschweifend gestritten wurde. Die ausführliche, ja geschwätzige Beschäftigung der medizinischen Wissenschaft mit dem Thema „lesbische Frau" geschah immer vor dem Hintergrund des beruhigenden Wissens um die Krankheit dieser Frauen, ja die Erfindung der Krankheit macht das Geschwätz über sie erst möglich. So wird die deviante Frau, der es gelang, das Korsett der normalen Weiblichkeit abzustreifen, durch die Hintertür erst recht zum Opfer, zum Objekt. Die Entscheidungsmöglichkeit wird ihr abgesprochen, sie ist Opfer einer dubiosen Veranlagung oder nebulösen psychischen Entwicklung, die sie sozusagen zu dem sexuellen Verkehr mit anderen Frauen treibe. Und es wird absichtlich übersehen, daß es für Frauen gute Gründe gibt (und natürlich auch gab), Frauen zu lieben und nicht ausgerechnet Männer. Aber über das Opfer Frau, mit dem etwas passiert – wenn auch in patriarchal unordentlicher Manier – läßt sich angenehm fabulieren, für den wissenschaftlichen wie für den pornographischen Autor.

Das soll jedoch nicht heißen, daß sich die lesbische Existenz tatsächlich auf dieses Opfer- und Objektdasein beschränkt. Zumindest für die Gegenwart bedarf es der Frage nach den eigenen Möglichkeiten jenseits dieser männlichen Definitionen von lesbischen Frauen und trotz dieser Definitionen. Ein Stillhalten in den vorgesehenen Rastern, die nicht nur historisch gelten, ist aus männlicher Sicht sicherlich erwünscht. Doch es ist ein Irrtum – wenn auch weibliche Tradition – männliche Wünsche für unverrückbare Wahrheiten oder unausweichliche Handlungsanweisungen zu halten. Brüche in der Macht über Frauen werden oft erst dann deutlich, wenn wir uns Freiheiten tatsächlich nehmen. Zärtlichkeit von Frauen außerhalb der schützenden vier Wände, Eindeutigsein in öffentlichen Räumen sind Handlungen, die inzwischen durchaus möglich sind, die einen Weg weisen aus den Rastern von Pathologie und Strafe, weil sie die eigene Wirklichkeit in die Welt setzen – und die, so wenig spektakulär sie auch sind, trotzdem das ausdrücken, was hier so nötig ist: ein liebevolles, auch leidenschaftliches Verhältnis zu Frauen.
Das, was uns dann trotzdem hindert, unsere Freiheit auszudehnen, ist oft das angst-

volle Schielen nach der Mißbilligung der Umstehenden. Doch auf eine offizielle Erlaubnis, auf eine allgemeine wohlwollende Zustimmung werden wir vermutlich noch länger warten müssen. Es ist jetzt und immer wieder neu an uns, die Spielräume, die wir haben, wahrzunehmen und dann auch gefälligst auszunutzen.

Anmerkungen

1) vgl. u.a. Christina Thürmer-Rohr, Vagabundinnen, Berlin 1987

2) Wertvolle Hinweise verdanke ich Edith Specht.

3) Grundlage meiner Aussagen hier ist: Gisela Bleibtreu-Ehrenberg, Homosexualität – Geschichte eines Vorurteils, Frankfurt a.M. 1978. So hilfreich und nützlich ihre gründliche historische Untersuchung einerseits auch ist, so verwirrend und ärgerlich ist ihr Sprachgebrauch. Es bleibt oft unklar, wann Frauen bei der männlichen Form bestimmter Substantive „mitgemeint" sind und wann sich die Aussagen wirklich nur auf Männer beziehen.

** Überarbeitete Fassung der Erstveröffentlichung des Artikels, in: Eva + Co. – Eine feministische Kulturzeitschrift, Heft 15, Graz 1989*

Literatur

BLEIBTREU-EHRENBERG: Homosexualität. Die Geschichte eines Vorurteils, Frankfurt a.M. 1978

BOVENSCHEN, Silvia: Die aktuelle Hexe, die historische Hexe und der Hexenmythos, dies. u.a.: Aus der Zeit der Verweiflung. Zur Genese und Aktualität des Hexenbildes, Frankfurt a.M. 1977

GIEBEL, Marion: Sappho, Hamburg 1984

HACKER, Hanna: Frauen und Freundinnen. Studien zur „weiblichen Homosexualität" am Beispiel Österreich 1870–1938, Weinheim und Basel 1987

JONES, Ann: Frauen, die töten, Frankfurt a.M. 1986

KOKULA, Ilse: „Wir leiden nicht mehr, sondern sind gelitten!", Köln 1987

SPECHT, Edith: Schön zu sein und gut zu sein. Mädchenbildung und Frauensozialisation im antiken Griechenland, Wien 1989

THÜRMER-ROHR, Christina: Vagabundinnen, Berlin 1987

M.A.F. Räderscheidt: **‚Adam's ungenutzte Rippe'**

18 Linolschnitt aus dem Buch ‚Die Eifersucht', Bonn 1989, Verlag Jacques Raymond

Sabine Hark

„Welches Interesse hat die Frauenbewegung an der Lösung des homosexuellen Problems?" – Zur Sexualpolitik der bürgerlichen Frauenbewegung im Deutschland des Kaiserreichs*

Sexualität und Sexualmoral im wilhelminischen Deutschland

Sexualität in der bürgerlichen Gesellschaft des Kaiserreiches ist zwar einerseits – vor allem für Frauen – ein Tabu, andererseits ist der Diskurs über Sexualität von einer „Geschwätzigkeit und Vielfalt" (Ute Frevert), die gerade auf die problematische Bedeutung von Sexualität im Geschlechterverhältnis verweist.
Vor allem Ärzte, Psychiater, Sexualwissenschaftler (deren Disziplin sich als eigenständige erst in dieser Zeit konstituiert) versuchen, das „Beunruhigende", „Unbegreifliche" mit den Mitteln „rationaler" Wissenschaft zu klassifizieren und zu domestizieren. Im Zuge der Rationalisierung und Modernisierung gesellschaftlicher Prozesse erringen/erhalten die Mediziner und Wissenschaftler als Vertreter einer modernen, rationalen und wissenschaftlichen Weltauffassung die Definitionsmacht über das „Geschlechtsleben" der Menschen. Ihnen obliegt es, „Normales" von „Unnormalem" zu trennen, „gesunde Sexualität" zu definieren und davon „abweichendes, krankes Verhalten" zu diagnostizieren und zu therapieren.
Kontrovers verläuft vor allem die Diskussion über weibliche Sexualität. Ob die Frau nun einen „größeren, schwächeren oder gleich ausgebildeten Sexualtrieb" besitze wie der Mann, beschäftigt Generationen von männlichen Medizinern, ohne daß eine Position sich hätte durchsetzen können.
Die bürgerliche Sexualmoral ist gerade für Frauen von einer ungeheuren Repressivität, die die Frauenbewegung unter dem Schlagwort von der „Doppelmoral" thematisiert und bekämpft.
Ein besonderes und zentrales „Forschungsfeld" schaffen sich die Mediziner quasi selbst: die Erfassung, Systematisierung und Beschreibung der „Konträrsexualität/ Homosexualität" – zuerst bloß der männlichen, später auch der weiblichen. Dieser ihrer Entdeckung widmen sie ungleich mehr Aufmerksamkeit als anderen „sexuellen Phänomenen und Verirrungen". Die Intention der Kontrolle von Frauen läßt sich unschwer aus den Kategorisierungen der männlichen Wissenschaftler dechiffrieren (vgl. hierzu Hacker 1985; 1987).
Auch im geschlechterpolitischen Diskurs dieser Zeit nimmt Sexualität eine zentrale Position ein.
Die bürgerliche Frauenbewegung reagiert ambivalent und unterschiedlich sowohl auf den wissenschaftlichen Diskurs über Sexualität als auch auf die gesellschaftlich repressiven Verhältnisse. Der Flut sexualwissenschaftlicher Aufklärungs-/Literatur begegnet sie entweder affirmativ (z.B. Frauenbewegung und Sexualethik 1909; Fischer-Dückelmann 1903) oder aber in Form scharfer und ironischer Erwiderungen wie z.B. Johanna Elberskirchen (1903) in ihren Schriften.
Die gemäßigten Frauen engagieren sich in den Sittlichkeits-Vereinen im Kampf gegen die Prostitution, lassen die repressive Doppelmoral als gesellschaftliches Verhältnis jedoch – zumindest in ihrer offiziellen Politik – unangetastet.
Der radikale Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung, vertreten u.a. in der Stimm-

* *Vorabdruck aus dem Band: Industrialisierung und Frauenbewegung. Zum weiblichen Alltag 1870 – 1933, hrsg. von Ulrike Prokop; erscheint im Fischer Verlag in zwei Bänden im Sommer 1990.*

rechtsbewegung und der Abolitionistischen Föderation, geht über die Forderung der Gemäßigten nach Abschaffung der Prostitution hinaus. Die radikalen Frauen wenden sich gegen die – die Prostitution regelnde und die Prostituierte kriminalisierende – Gesetzgebung und prangern vor allem die Doppelmoral an, die Frauen unterdrücke und die Männer „ungeschoren davonkommen ließe" (vgl. hierzu Heymann, Augspurg 1977, S. 1–114).
Helene Stöcker, die dem radikalen Flügel angehört und später den „Bund für Mutterschutz und Sexualreform" (BfM) gründet, formuliert und fordert eine „Neue Ethik", die vor allem von der persönlichen Verantwortung des Individuums für sich selbst, seinen Körper und seine Sexualität bestimmt ist. Die „Neue Ethik" anerkennt nicht mehr die Ehe, sondern allein die Liebe als Legitimation des Geschlechtsverkehrs. Sexualität müsse mit der Seele in Einklang gebracht werden und vor allem hier sei es Aufgabe der Frau, als „Lehrmeisterin der Liebe", für eine veränderte Kultur und veränderte Verhältnisse einzutreten (vgl. hierzu Schlüpmann 1983; Kokula 1986; Soltau 1986).

Das Thema weibliche Homosexualität und Frauenbewegung taucht in verschiedenen Zusammenhängen auf: in den Theorien der Sexualwissenschaft zur „Aetiologie" der weiblichen Homosexualität, im Zusammenhang mit dem lesbische Frauen tangierenden Vorentwurf zu einem neuen Strafrecht und in dem der Frauenbewegung gemachten Vorwurf, viele „Frauen der Emanzipation" seien lesbisch.
Die Frauenbewegung reagiert jedoch auf die Versuche der Grenzziehung zwischen Frauen (durch die Etablierung und Systematisierung der Kategorie Konträrsexualität) durch die männlichen Sexualwissenschaftler kaum.
Im folgenden soll es um die Haltung und die daraus resultierenden politischen Strategien der bürgerlichen Frauenbewegung zur weiblichen Konträr-/Homosexualität gehen. Wie begegnet sie den sexualwissenschaftlichen Diskursen und dem Versuch, weibliche Homosexualität strafrechtlich zu verfolgen, die im Kern – so meine These – den Versuch darstellen, die Frauenzusammenhänge zu spalten. Wie und in welchem Kontext spricht die Frauenbewegung im wilheminischen Deutschland der Jahrhundertwende von der weiblichen Homosexualität und wo hüllt sie sich in vielsagendes Schweigen? War diese Bewegung in ihrem Kampf für gleiche Rechte aller Frauen auch eine Interessenvertretung frauenliebender Frauen?
Die skizzierten Fragen zielen auf verschiedene Dimensionen politischen Handelns:

– *Konfliktformen und -handeln innerhalb einer sozialen Bewegung:* Welche Bedeutung hat die politische Praxis der Frauenbewegung für die Schaffung von Möglichkeiten als Frau mit Frauen unabhängig und selbstbestimmt zu leben? Wie werden Konflikte zwischen frauenbewegten Frauen und den Frauen, die sich (bereits) selbst als lesbisch definieren, thematisiert und ausgetragen?

– *Politisches Handeln und Strategien, die auf gesellschaftliche Realität Bezug nehmen und diese zu verändern suchen:* Wie begegnet die Frauenbewegung den wissenschaftlich verbrämten Diffamierungen durch die Sexualwissenschaftler und den juristischen Bemühungen, weibliche Homosexualität zu kriminalisieren? Formuliert die Frauenbewegung eine eigene offensive Position zur weiblichen Homosexualit?

– *Bündnisse und Konflikte mit anderen sozialen Bewegungen, politischen Gruppierungen:* Verhältnis Frauenbewegung/Homosexuellenbewegung/Sexualreformbewegung.

Reden und Schweigen zur weiblichen Homosexualität in der Frauenbewegung

„Es scheint, als hätte die männliche Sexualwissenschaft vor 100 Jahren viel deutlicher als manche feministische Historikerin heute das Näheverhältnis von Erster

Frauenbewegung und weiblicher „Homosexualität" begriffen – und daher auch sich beeilt, die von ihr selbst erstellten Normen und Diskriminierungen/Unterscheidungen zur wertenden Grenzziehung zu benutzen", schreibt Hanna Hacker (1984).
Die Mehrzahl der homo- und heterosexuellen Sexualforscher stellt explizit den Zusammenhang zwischen dem Autonomiestreben der Frauen und der „Genesis der Tribadie" her[1] und begründet damit zumindest die Berechtigung, auf den gefährlichen Einfluß der Frauenbewegung hinweisen zu müssen.
Doch trotz dieser z.T. sehr massiven Diffamierungen der Sexualwissenschaftler gegen die Frauenbewegung findet sich in den Publikationen der Frauenbewegung das Wort „homosexuell" oder „konträrsexuell" kaum.
Hanna Hacker schreibt in ihrer Studie „Frauen und Freundinnen" (1987), daß Andeutungen und halbe Nebensätze in belletristischen Rezensionen und Rezeptionen der zeitgenössischen Geschlechterphilosophie darauf schließen lassen, daß „alle wissen was gemeint sei".
Die Strategie der Frauenbewegung – zumindest in ihrer veröffentlichten Politik – ist eher die des Nicht-Redens; die neuen Definitionen der Sexualwissenschaft, die diffamierenden Beschreibungen der Ärzte und Psychiater über das „Wesen der Emanzipation" und die Versuche der normierenden Grenzziehung zwischen den Frauen werden nicht kritisch aufgegriffen oder debattiert, sondern eher abgewehrt und vordergründig geleugnet.

Anna Rüling[2] thematisiert in ihrer 1904 auf der Jahresversammlung des „Wissenschaftlich-humanitären Komitees" (WHK)[3] gehaltenen Rede „Welches Interesse hat die Frauenbewegung an der Lösung des homosexuellen Problems" (in Kokula 1981, S. 191–211) die Frage des Schweigens der Frauenbewegung zur „homosexuellen Frage" und kritisiert, daß die Frauenbewegung – obwohl „zum nicht geringen Teil homogene Frauen" führende Vertreterinnen der Frauenbewegung seien – den Anteil lesbischer Frauen an der Bewegung nicht anerkenne und sich mit dieser Zurückhaltung auf lange Sicht selbst ein Unrecht zufüge. In den Anfängen der Bewegung sei diese Zurückhaltung, aus Furcht vor Verleumdung, zwar gerechtfertigt gewesen, heute (also 1904) sei jedoch kein Anlaß mehr für diese Furcht.
Aus Anna Rülings Rede läßt sich die „Doppelstrategie" der Frauenbewegung in ihrer Haltung zur Frage der „weiblichen Homosexualität" bereits herauslesen: viele Frauen der Frauenbewegung leben, wenn nicht lesbisch, so doch unverheiratet, von Männern ökonomisch unabhängig in oft lebenslangen „gleichgesinnten" (Hacker) Frauenfreundschaften. Die sexualwissenschaftlichen (und später auch juristischen) Bestrebungen, lesbische Frauen zu pathologisieren (und zu kriminalisieren), zielen auch gegen die Lebensform und -praxis dieser Frauen.
Durch Nicht-Reden zur Homosexualität einerseits und die politische und soziale Praxis der Schaffung von Möglichkeiten, als Frau mit Frauen selbständig und ökonomisch abgesichert zu leben, andererseits,[4] versuchen die Frauen diese Lebensform zu verteidigen und zu erhalten und bieten damit zugleich eine (eher heimliche) Heimat auch für lesbische Frauen.
Das Fehlen von Stellungnahmen der Frauenbewegung zu den vielseitigen und -fachen Stigmatisierungen durch männliche (homo- und heterosexuelle) Forscher deutet aber auch an, daß die intendierte Grenzziehung zwischen Frauen tendenziell geglückt scheint. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelt sich ein eigenständiges lesbisches Selbstbewußtsein, während die „gleichgesinnten" Frauen in der Frauenbewegung ihr Selbstbewußtsein und -verständnis weiterhin über die „romantisch-traditionale Dimension von Bindungen zwischen Frauen" beziehen (vgl. hierzu Fadermann 1981; Hacker 1987).

Die Praxis der Frauenbewegung läßt sich also in vieler Hinsicht als Widerstand gegen die organisierte Kontrolle der Heterosexualität, gegen die Unterordnung einer Frau unter einen Mann begreifen; der Ort dieses Widerstandes ist jedoch nicht die

Debatte um die weibliche Konträrsexualität. Hier bleibt die bürgerliche Frauenbewegung weitgehend stumm, auch in Helene Stöckers radikalem Entwurf einer „Neuen Ethik" denkt und formuliert sie (erstrebenswertes) weibliches Begehren nur als heterosexuelles; ihr Blick auf lesbisches Begehren bleibt den dominanten medizinischen Definitionen von Lesbianismus als Pathologie verhaftet.

Der Paragraph 175 – Bündnisse zwischen radikaler Frauenbewegung und „homosexuellen Kämpfern"

Der Paragraph 143 (widernatürliche Unzucht) gilt ab 1851 im preußischen Strafgesetzbuch nur noch für „Personen männlichen Geschlechts" und wird in dieser Fassung als Paragraph 175 in das Reichsstrafgesetzbuch des „neuen" Kaiserreiches übernommen. Mit der „Verbannung" der Frau in die sogenannte Privatsphäre des bürgerlichen Heims wird auch die „Tribadie" (die damalige Bezeichnung für sexuelle Handlungen zwischen Frauen) entpönalisiert. Sexualität existiert für die Frau nur noch in Verbindung mit „ehelicher Pflicht" und Fortpflanzung (vgl. Göttert 1987).

Im Emanzipationskampf homosexueller Männer ist die Abschaffung des Paragraphen 175 eins der zentralen und vorrangigen Anliegen. Magnus Hirschfeld – bis zur Machtergreifung durch die Nationalsozialisten 1933 *der* Wortführer der homosexuellen Emanzipation – gründet bereits 1897 das WHK als Organisation des Kampfes der homosexuellen Emanzipationskämpfer. Das WHK begreift sich von Anfang an hauptsächlich als Rechtsschutzorganisation mit defensivem Charakter. Der konkrete Schutz durch juristische Berater und die Unterstützung männlicher Erpressungsopfer und Angeklagter durch männliche Experten soll zur „Befreiung einer beträchtlichen Menschengruppe von unverdienter Schmach" (Hirschfeld) führen. In einer Petitionskampagne unmittelbar nach Gründung des WHK sammelt Hirschfeld Unterschriften für die Abschaffung des Paragraphen, die 1898 in den Reichstag eingebracht wird. Auch wenn sich unter den UnterzeichnerInnen „prominente" Frauen vornehmlich des radikalen Flügels der Frauenbewegung und des späteren BfM finden, wie Helene Stöcker, Adele Schreiber und Rosa Mayreder, so ist die Petitionskampagne letztlich doch eine „männliche Angelegenheit" zwischen männlichen Petenten und männlichen Adressaten (den Reichstagsmitgliedern). Die Politik der homosexuellen Emanzipationskämpfer zielt auf die Gleichberechtigung und Gleichbehandlung der homosexuellen mit den heterosexuellen Männern innerhalb des bestehenden (patriarchalen) Rechtssystems, ohne dies prinzipiell, als ein Frauen ausschließendes, in Frage zu stellen.

Helene Stöcker und der BfM stellen das Bindeglied zwischen Frauenbewegung und Homosexuellenbewegung/Sexualreformern dar. Sie und ihr Umfeld ermöglichen den homosexuellen Sexualreformern wie Magnus Hirschfeld und Kurt Hiller die Artikulation in der feministischen Öffentlichkeit.[5]

Und umgekehrt engagiert sich Helene Stöcker in der Arbeit und der Politik des WHK. Auf der Ebene politischer und juristischer Forderungen sieht Hirschfeld vordergründig in der Frauenbewegung einen potentiellen Bündnispartner und verknüpft die Emanzipation der Frauen mit der der homosexuellen Männer.[6]

Ilse Kokula sieht das Engagement von Helene Stöcker und anderen radikalen Frauen im Kampf um die Abschaffung des Paragraphen 175 in der grundsätzlich liberalen Haltung dieser Frauen gegenüber der „Sittlichkeitsfrage" begründet. Der „Verband fortschrittlicher Frauenvereine"[7] vertrat die Auffassung, daß es das Recht jeder Persönlichkeit sei, ihr Geschlechtsleben unter eigener Verantwortung zu führen, ohne Eingriffe seitens des Staates. In der Debatte um die weibliche Homosexualität bleibt diese Haltung m.E. jedoch auf die juristische Ebene beschränkt. Die Frauen vermeiden die Auseinandersetzung um weibliche Erotik, insofern sie über eine mehr oder minder radikale Reform der Heterosexualität hinausgeht. Die

„natürliche" Funktion von Heterosexualität, Fortpflanzung, wird von ihnen nicht in Frage gestellt; so konzentrieren sich ihre Bemühungen hauptsächlich darauf, die Institution Heterosexualität und Ehe zu verbessern, z.B. in der Idee der Partnerschaftsehe. Eine offensive, politische Position zur weiblichen Homosexualität ist für die Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung (sowohl der „Gemäßigten" als auch der „Radikalen") nicht denk- und vorstellbar.

Um die Jahrhundertwende hatten sowohl verschiedene Frauenorganisationen wie auch das WHK eine Strafrechtsreform gefordert. 1909 legt dann die Rechtsregierung einen reaktionären Entwurf zur Reform des Strafrechts vor, in dem u.a. die Ausweitung des Paragraphen 175 (im Entwurf Paragraph 250) auf die Frauen gefordert wird.
Im Kampf um die Ablehnung der Verschärfung sowie die Abschaffung des Paragraphen 175 überhaupt intensiviert sich die Zusammenarbeit zwischen Frauenbewegung/BfM und WHK. 1911 initiiert die Ortsgruppe Berlin des BfM einen Vortragsabend über die Ausdehnung des Homosexualitäts-Paragraphen auf die Frau. Auf dieser Veranstaltung verabschiedet die Ortsgruppe Berlin eine Resolution gegen die Verschärfung des Paragraphen 175 (in: Kokula 1981, S. 279). Diese Resolution kann als das erste Statement einer deutschen Frauenorganisation zur weiblichen Homosexualität gelten. In der Folge finden mehrere Veranstaltungen der radikalen Frauen statt, die vor allem von Minna Cauer und dem radikalen Verein „Frauenwohl" einberufen werden. Magnus Hirschfeld und andere Aktivisten des WHK reden wiederholt auf den Veranstaltungen der Frauenbewegung und plädieren für die Abschaffung des Paragraphen 175.
Auch die Wortführerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung wenden sich schriftlich und mündlich gegen eine Ausweitung des Paragraphen 175 auf die Frauen. Doch auch hier ist ihre Position defensiv und zurückhaltend, die Frauen argumentieren auf der ökonomischen Ebene (der Zerstörung einer unentbehrlichen Existenzform der erwerbenden Frau) und schließen die Möglichkeit der Sexualität zwischen Frauen weitgehend aus. Die Stellungnahmen u.a. von Helene Lange, Käthe Schirmacher und Anna Pappritz greifen die Stöckersche Position auf, daß der Paragraph vor allem eine Gefahr für heterosexuelle Frauen darstelle, die – notgedrungen – aus ökonomischen (geringes Einkommen) oder juristischen (Zölibat für Lehrerinnen) Gründen zu zweit zusammenlebten und durch diesen Paragraphen der Gefahr der Verleumdung und Erpressung besonders ausgesetzt wären.
Helene Stöcker betont in ihrer, auf der Veranstaltung der Ortsgruppe Berlin des BfM gehaltenen Rede (in: Kokula 1981, S. 267–278), das Eintreten des Bundes für Mutterschutz für Ehe und Mutterschaft und für die normale Liebe, die Ausweitung des Paragraphen stelle jedoch ein unerhörtes Eingreifen des Staates in das Liebesleben, in die private Sphäre des Schlafzimmers dar, so daß der BfM auch gegen diese, die Frauenwelt gefährdende Ausweitung des Paragraphen 175 ebenfalls öffentlich vorgehen müsse.
Dem Erpressungsargument folgen die anderen Frauen der Frauenbewegung in ihren Argumentationen weitgehend, Unterschiede werden jedoch in der Bewertung der weiblichen Homosexualität deutlich. Während Käthe Schirmacher homosexuelle Beziehungen zwischen Frauen anders gewertet sehen wollte als bei Männern, empfand Anna Pappritz das „Laster" der Homosexualität zwischen Frauen als „genauso verwerflich, widerlich und ekelhaft, als wenn es von Männern begangen wird" (zit. nach Kokula 1981, S. 260). Auch Helene Stöcker spricht von den „anormalen Empfindungen" der Homosexualität (1924, S. 68).

Das Nicht-Reden bzw. Schweigen der Frauenbewegung zur Systematisierung der weiblichen Homosexualität durch die Sexualwissenschaftler wiederholt sich in der juristischen Auseinandersetzung um die Strafbarkeit. Auch hier vermeiden die Frauen eine direkte Stellungnahme zur Situation lesbischer Frauen, reproduzieren

jedoch gerade die pathologisierenden Zuschreibungen der antifeministischen Reaktion. So schreibt Marie Stritt bereits 1907: „Ein konträres Geschlechtsempfinden bedeutet dagegen an sich schon eine Krankheit, vor der ein gesunder Instinkt Grauen empfinden muß."
In einem von Magnus Hirschfeld 1911 angefertigten Gutachten für das Reichsjustizamt sind die Argumente für die Straffreiheit weiblicher Homosexualität noch einmal zusammengefaßt: die strafrechtliche Verfolgung lesbischer Frauen führe zu Denunzianten- und Erpressertum, das Vergehen sei wenig bekannt, es bestehe in bloßer Masturbation, die auch bei Männern straffrei sei (bestraft wurde hier lediglich der Analverkehr). Der Gesetzesentwurf war damit vorläufig, nicht zuletzt aufgrund der Initiativen des BfM, des radikalen Flügels der Frauenbewegung und des WHK gescheitert.

„Aber wir sind keine Gegner der Homosexuellen, wir wollen Freiheit für die homosexuelle Frau, wie für das Weibchen – die reine schöne Persönlichkeit" (Minna Cauer) – Einschätzung und Kritik

Gerade in den Aktivitäten um den Paragraphen 175 wird die ambivalente Haltung und Strategie der Frauenbewegung in der „homosexuellen Frage" deutlich.
Der legalistischen Forderung nach Straffreiheit der weiblichen Homosexualität widerspricht die defensive Begründung der geringen Verbreitung der weiblichen Homosexualität und der Gefährdung der „Seelenfreundschaften" zwischen Frauen. Ist in der Forderung nach Straffreiheit ein Moment der Anerkennung der Tatsache, daß weibliche Homosexualität existiert und legitim ist, enthalten, so nehmen Frauen dies in der Begründung der „geringen Verbreitung" (quasi nicht existent) und dem Hinweis auf die rein platonischen „Seelenfreundschaften" zwischen Frauen wieder zurück.
In der Person und Politik Helene Stöckers zeigt sich diese Ambivalenz besonders deutlich. Sie, die am vehementesten von allen Frauen das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung für die Frau fordert, sich für die Straffreiheit einsetzt, staatliche Eingriffe bei der „gleichgeschlechtlichen Partnerwahl" ablehnt und mit den Männern der homosexuellen Emanzipation eng zusammenarbeitet, spricht zugleich von den „anormalen Empfindungen" der Homosexualität. Es geht ihr zwar um Selbstbestimmung und Eigenverantwortung gerade in der Sexualität, höchstes Ziel ihrer „Neuen Ethik" ist aber auch bei ihr die heterosexuelle Liebe mit dem Ziel der Fortpflanzung. „Die Lust um der Lust willen" (Soltau) findet sich im Denken Helene Stöckers nicht. Weibliche Erotik als subversive Kraft, die Heterosexualität – und damit die Zuordnung einer Frau zu je einem Mann – in Frage stellt, ist für die Frauen um die Jahrhundertwende offensichtlich nicht vorstellbar.
Die „Verbrüderungsdialoge zwischen homosexuell bewegten Männern und Kämpferinnen für eine selbstbestimmte Mutterschaft" (Hacker) erstreiten zwar auf der formaljuristischen Ebene die Straffreiheit für lesbische Frauen, ein Forum für eine eigenständige Interessenartikulation ist aber weder die Frauenbewegung bzw. der Bund für Mutterschutz noch das WHK. So läßt sich die Politik Helene Stöckers und des BfM in der „homosexuellen Frage" auch als Unterstützung der Männerbündelei zwischen homo- und heterosexuellen Männern und Kämpfern interpretieren.

Lesbische Frauen um die Jahrhundertwende haben also weder in der Frauenbewegung noch in den Organisationen der homosexuellen Emanzipation eine Chance, aus der Isolierung herauszutreten, um eigene soziale und politische Organisationsformen zu entwickeln. Innerhalb der Frauenbewegung werden sie „verheimlicht" und in der Homosexuellenbewegung sind sie letztlich nicht erwünscht. Das WHK als

ausgeprägt männlicher Handlungsort hinsichtlich politischer Strategien und Interessenvertretung hatte kaum ein Interesse an lesbischen Frauen. So ist z.B. die Hirschfeldsche Petition an den Reichstag, zu einer Zeit, da Frauen nicht einmal wählen durften, ein politisches Mittel, das ausschließlich auf männlichen Politikritualen und Macht basiert. Auch wenn das WHK offen für weibliche Mitglieder war, bleibt ihre Zahl immer relativ klein, was nicht mit der vermeintlich geringeren Zahl lesbischer Frauen erklärt ist. Die wenigen Selbstaussagen lesbischer Frauen spiegeln diese Situation wider; die Frauen beziehen sich entweder stark auf die männliche Theoriebildung, versuchen aus der von Männern formulierten homosexuellen Identität einen eigenen Entwurf lesbischer Existenz zu entwickeln (vgl. hierzu Vogel 1985) oder (was eher der Fall ist) verbleiben in der Anonymität.
Dennoch läßt sich aus der Argumentation der Frauen/bewegung auch ein subversives Moment dechiffrieren. Der juristische Angriff ist im wesentlichen ein Angriff auf die Frauenbewegung, die gerade um die Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg zu einem einflußreichen gesellschaftlichen Machtfaktor geworden war. Die Intention der Spaltung der Frauen, die – ähnlich den Diskursen der Seuxalwissenschaft – als ein wesentliches Motiv der männlichen Bestrebungen, weibliche Homosexualität zu kriminalisieren, angesehen werden kann, wurde von den Frauen in dem Argument, daß letztlich alle, besonders aber unverheiratet zusammenlebende, Frauen davon betroffen seien, aufgegriffen. Die von den Männern zwar nicht verbalisierte, dennoch vorhandene Intention der Spaltung der Frauen wird von diesen ausgesprochen und als „Angriff auf die gesamte Frauenwelt" (Stöcker), als Versuch der Zerstörung einer „unentbehrlichen Existenzform der erwerbenden Frau", nämlich das „Zusammenwohnen zweier erwerbender Frauen" (Schirmacher) gewertet und zurückgewiesen.
Zugleich ist jedoch der Ausschluß lesbischer Frauen in dieser Argumentation vollzogen, die Grenzziehung zwischen (homo- und heterosexuellen) Frauen damit auch von Seiten der Frauenbewegung weiter festgeschrieben.

Anmerkungen

1) *Vgl. z.B. Iwan Bloch (1902): „Einen meines Erachtens nicht unbedenklichen, aetiologischen Faktor in der Genesis der Tribadie bildet die moderne Frauenbewegung, die das Weib auf sich allein stellt, männlich empfindende Charaktere züchtet, ein intimes Sichaneinanderschließen der Frauen begünstigt und einen eigentümlichen Corpsgeist in ihnen weckt." Vgl. hierzu auch das Kapitel „Sexualreformer, Lesbianismus und Frauenbewegung", in: Ilse Kokula 1981, S. 42–45.*
2) *Lebensdaten von Anna Rüling sind nicht bekannt.*
3) *Das WHK ist die erste Organisation „homosexueller Kämpfer" (Hacker 1987) in Deutschland; 1897 in Berlin gegründet war es bis zum Beginn der nationalsozialistischen Ära aktiv. Dem WHK gehörten mehrheitlich Homosexuelle an, aber auch heterosexuelle, oft sozialistische Gelehrte und Künstler, die sich für die Abschaffung des Paragraphen 175 einsetzten (vgl. hierzu Kokula 1981, S. 19).*
4) *Die zahlreichen Projekte und Vereine der Ersten Frauenbewegung liefern genügend Beispiele für diese Praxis.*
5) *Zu den Aktivitäten vgl. Kokula 1986*
6) *Eine Position, die sich übrigens bei schwulen Emanzipationskämpfern noch heute findet.*
7) *1899 von Minna Cauer und Anita Augspurg gegründet (vgl. Heymann, Augspurg 1977, S. 93 ff.)*

Literatur

A. Quellen (= Frauenbewegungs/nahe Literatur)*

BAUER, B.: Weib und Liebe. Studie über das Liebesleben des Weibes, Wien/Leipzig 1925

BLOCH, I.: Das Sexualleben in unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur, Berlin 1906, 1919

*DUC, Aimée: Sind es Frauen? Roman über das dritte Geschlecht, 1901, Neuauflage Berlin 1976**

EBERHARD, E. F. W.: Die Frauenemanzipation und ihre erotischen Grundlagen, Wien/Leipzig 1924

*ELBERSKIRCHEN, Johanna: Die Liebe des Dritten Geschlechts. Homosexualität, eine bisexuelle Varietät – keine Entartung – keine Schuld, Leipzig 1904**

*dies.: Was hat der Mann aus Weib, Kind und sich gemacht? Revolution und Erlösung des Weibes. Eine Abrechnung mit dem Mann. Ein Wegweiser in die Zukunft!, Leipzig 1904**

*dies.: Die Sexualempfindung bei Weib und Mann. Betrachtet vom physiologisch-soziologischen Standpunkte, Leipzig 1903**

*FISCHER-DÜCKELMANN, Anna: Beiträge zur sexuellen Moral, Leipzig 1903**

FOREL, A.: Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete, München 1907

*FRAUENBEWEGUNG UND SEXUALETHIK: Beiträge zur modernen Ehekritik von Dr. G. Bäumer, Dr. med. Agnes Bluhm, Ika Freudenberg, Anna Kraußneck, Helene Lange, Anna Pappritz, Dr. Alice Salomon, Marianne Weber, Heilbronn a.N. 1909**

GOCK, H.: Beitrag zur Kenntnis der conträren Sexualempfindung, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, V. Band, Berlin 1875, S. 569–574

HAMMER, W.: Die Tribadie Berlins, Berlin und Leipzig 1906

*HEYMANN, Lida Gustava/AUGSPURG, Anita: Erlebtes – Erschautes. Deutsche Frauen kämpfen für Freiheit, Recht und Frieden 1850 – 1940, Meisenheim am Glan 1977**

HIRSCHFELD, M.: Die Homosexualität des Mannes und des Weibes, Berlin 1914

KRAFFT-EBING, R. von: Über gewisse Anomalien des Geschlechtstriebs, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten Berlin 1877, reprint: Joachim S. Hohmann: Der unterdrückte Sexus, Lollar/Lahn 1977, S. 483–493

ders.: Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung, Stuttgart 1886, 13. verm. Aufl. 1907

RÜLING, Anna: Welches Interesse hat die Frauenbewegung an der Lösung des homosexuellen Problems?, 1904, reprint: Kokula 1981, S. 191–211

*STÖCKER, Helene: Die Liebe und die Frauen, Minden/Westf. 1906**

*dies.: Die beabsichtigte Ausdehnung des § 175 auf die Frau, reprint: Kokula 1981, S. 267–278**

*dies.: Erotik und Altruismus, Leipzig 1924**

WESTPHAL, Carl: Die conträre Sexualempfindung: Symptom eines neuropathischen (psychopathischen) Zustandes, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, II. Bd., I. Heft, Berlin 1869, S. 73–108

B. Theoretische Literatur

BOCK, Gisela: Historische Frauenforschung: Fragestellungen und Perspektiven, in: Karin Hausen (Hrsg.), Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1983, S. 22–60

BONNET, Marie-Jo: Abschied von der Geschichte, in: Lesbenpresse, Nr. 11, Oktober 1982, S. 40–45

COOK, Blanche Wiesen: „Women Alone Stir my Imagination". Lesbianism and the Cultural Tradition, in: SIGNS, Summer 1979, Vol. 4, No. 4

ELDORADO: Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850–1950. Geschichte, Alltag und Kultur. Katalog zur Ausstellung, Berlin 1984

FADERMAN, Lilian: The Morbidification of Love Between Women By the 19th Century Sexologists, in: Journal of Homosexuality, Vol. 4 (1), Fall 1978, New York, S. 73–90

dies.: Surpassing the Love of Men: Romantic Friendship and Love between Women from the Renaissance to the Present, New York 1981

dies.: Who Hid Lesbian History?, in: Margaret Cruikshank (Hrsg.), Lesbian Studies, Present and Future, Old Westbury/New York 1982, S. 115–121

FREDERIKSEN, Elke (Hrsg.): Die Frauenfrage in Deutschland 1865–1915, Texte und Dokumente, Stuttgart 1981

FREVERT, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt 1986

GÖTTERT, Margit: Fremdbilder-Selbstbilder. Medikalisierung der Homosexualität und Entstehung lesbischer Subkultur. Unveröff. Diplomarbeit am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der J.W.G. Universität Frankfurt 1987

HACKER, Hanna: Frauen und Freundinnen, Studien zur „weiblichen Homosexualität" am Beispiel Österreich 1870–1938, Weinheim 1987

dies.: Gently with the Ladies. Frauenbeziehungen und weibliche Homosexualität um 1900, in: Kriminalsoziologische Bibliographie 1986, Jg. 13, Heft 52, S. 1–14

dies.: Edelmann und Goldmarie 1890. Zum homophilen Studium einer „Gräfin in Männerkleidung", in: Die Schwarze Botin, Heft 26, Berlin 1985, S. 16–25

dies.: Von Frau zu Frau auf dem blanken Parkett der Meta-Ebene. Androzentrische Systematisierung und die Frage nach Lesbischer Authentizität (Österreich 1870–1914), in: Wiener Historikerinnen (Hrsg.), Die ungeschriebene Geschichte, Wien 1984

HARK, Sabine: Lesbische Frauen in der Heterozentrischen Ordnung. Unveröff. Diplomarbeit am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der J. W. G. Universität Frankfurt 1987

KATZ, Jonathan (Hrsg.): Lesbianism and Feminism in Germany 1895–1910, New York 1975

KOKULA, Ilse: Weibliche Homosexualität um 1900 in zeitgenössischen Dokumenten, München 1981

dies.: Der linke Flügel der Frauenbewegung als Plattform des Befreiungskampfes homosexueller Frauen und Männer, in: Frauenmacht in der Geschichte, Düsseldorf 1986, S. 46–64

LENGERKE, Christiane von: „Homosexuelle Frauen" – Tribaden, Freundinnen, Urninden, in: ELDORADO, 1984, S. 125–148

PIEPER, Mecki: Die Frauenbewegung und ihre Bedeutung für lesbische Frauen (1850–1920), in: ELDORADO 1984, S. 116–124

SCHLÜPMANN, Heide: Radikalisierung der Philosophie – Die Nietzsche-Rezeption und die sexualpolitische Publizistik Helene Stöckers, in: Feministische Studien, 2. Jg., Nr. 1, Mai 1983, S. 10–34

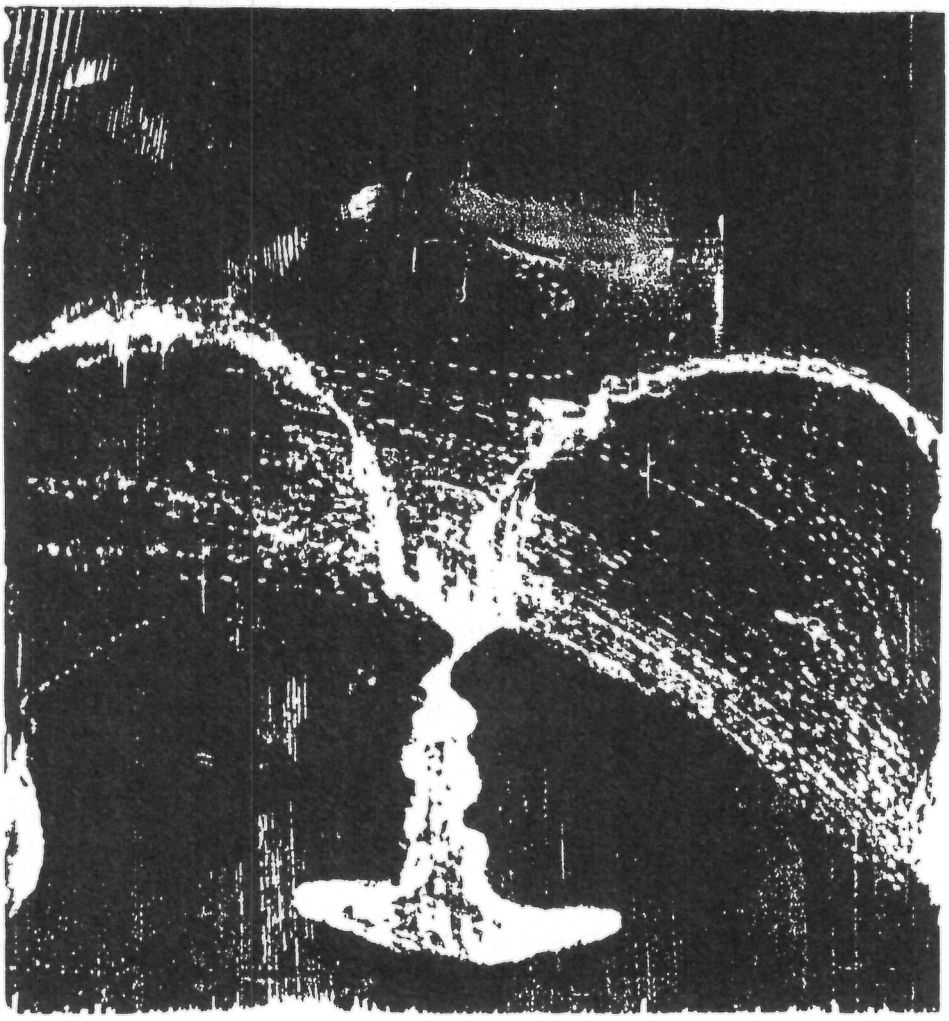
SCHWARZ, Gudrun: Mannweiber in Männertheorien, in: Frauen suchen ihre Geschichte, Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1983, S. 62–80

SMITH-ROSENBERG, Carol: „Meine innig geliebte Freundin!" Beziehungen zwischen Frauen im 19. Jahrhundert, in: Claudia Honegger, Bettina Heintz (Hrsg.), Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen, Frankfurt 1984, S. 242–276

SOLTAU, Heide: Erotik und Altruismus. Emanzipationsvorstellungen der Radikalen Helene Stöcker, in: Frauenmacht in der Geschichte, Düsseldorf 1986, S. 65–82

VICINUS, Martha: Sexualität und Macht – ein Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand zur Geschichte der Sexualität, in: Feministische Studien, 2. Jg., Nr. 1, Mai 1983, S. 141–153

VOGEL: Katharina: Die Theorie vom Dritten Geschlecht als Grundlage für ein neues Selbstverständnis von Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, unveröff. Diplomarbeit am Soziologischen Institut der FU Berlin 1985



M.A.F. Räderscheidt

Ein Schweigen wie in Holz geschnitten erbricht mit Wucht schon bald den Enkel eines Mundvolls toter Maden – was bleibt – ist eine unerschütterliche Ruhe

28 Holzschnitt aus dem Buch ‚Die Eifersucht', Bonn 1989, Verlag Jacques Raymond

Ilse Kokula

Zur Situation lesbischer Frauen während der NS-Zeit

Lesbische Frauen gehören – wie schwule Männer – zu den „vergessenen" Opfern des Faschismus; dies hat auch Auswirkungen auf die Forschung. Die wenigen Recherchen über die Situation homosexueller Männer im Faschismus wurden von engagierten Männern aus der Schwulenbewegung betrieben oder sie waren von ihr inspiriert worden. Auf seiten der lesbischen Frauen sieht die Forschungssituation noch trister aus. Außer Claudia Schoppmann[1] und mir hat sich keine Forscherin über einen längeren Zeitraum mit dem Thema Lesben im Faschismus befaßt. Ich begann 1983 mit Recherchen, da ich Mitglied in der Vorbereitungsgruppe der Ausstellung „Berlin Eldorado – Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850 – 1950" war, die im Mai/Juni 1984 gezeigt wurde.

Aufgrund meiner Recherchen mußte ich einige Mythen zerstören und mich mit mehreren Paradoxien auseinandersetzen. In den Jahren 1975 – 1984 hatte sich der Mythos entwickelt, viele homosexuelle Menschen seien in KZs eingeliefert und umgebracht worden. Die teilweise systematische Erfassung und Einweisung in KZs gilt nur für homosexuelle Männer, jedoch nicht für lesbische Frauen. Diese wurden nicht als *lesbische Frauen* inhaftiert, sondern mit weitaus komplizierteren Mechanismen erfaßt, als Asoziale, Volksfeinde, Prostituierte, Jüdinnen, Kommunistinnen. Heute gibt es 40 – 50 mühsam gesammelte Hinweise, daß lesbische Frauen in KZs waren. Ihre Inhaftierung war erfolgt wegen

- angeblicher Verführung Minderjähriger
- Wehrkraftzersetzung
- angeblicher Asozialität
- angeblicher Kriminalität

Die Recherchen gestalten sich schwieriger; eine Suche in Lagerakten nach inhaftierten Frauen mit dem „Rosa Winkel" ist deshalb erfolglos.[2]

Die seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelte Theorie, Homosexuelle seien als ein drittes Geschlecht zwischen den Geschlechtern Frau und Mann angesiedelt, wurde von den Betroffenen weitgehend akzeptiert, wenn auch mit Variationen. In der gegenwärtigen Lesben- (und Schwulen)-)bewegung wird gelegentlich behauptet, mit dieser biologisch begründeten Theorie eines Anderssein hätten Homosexuelle den Nationalsozialisten selbst in die Hand gearbeitet und diesen eine Begründung für die Verfolgung geliefert. Hier kann nur gesagt werden, die Nationalsozialisten verzichteten auf eine theoretisch fundierte Begründung. Für sie war Homosexualität schlichtweg „artfremd", eine „syrische Seuche" und allenfalls bei nichtarischen, minderwertigen Menschen (z.B. Juden) anzutreffen. Homosexuelle waren bevölkerungspolitische „Blindgänger", da sie die Ehe (und damit die Fortpflanzung) ablehnen würden. Die Nazis waren aber der Meinung, daß die Homosexualität bei Frauen nicht so stark ausgeprägt sei und (lesbische) Frauen deshalb doch – notfalls mit Zwang – Ehen eingehen könnten. Dies ist sicher einer der Gründe, weshalb lesbische Frauen nicht so intensiv verfolgt wurden.

Die blühende Subkultur lesbischer Frauen der Weimarer Zeit konnte von vielen nicht genutzt werden, da sie infolge der Massenarbeitslosigkeit über kein Geld verfügten. Während der NS-Zeit – und vor allem durch die Einbindung in die Kriegsmaschinerie – fanden die Frauen Arbeitsplätze und damit materielle Sicherheit. Die Subkultur der politischen Organisationen, Lokale, Treffpunkte, Institutionen (wie dem „Institut für Sexualwissenschaft" in Berlin), Verlage waren von den Nazis zerschlagen worden. Die Frauen hätten zwar die Mittel zur Teilhabe gehabt, doch ein offenes lesbisches Leben war nicht mehr möglich. Stattdessen setzte eine rigide Kontrolle ein. Diese war in den ersten Jahren des „1000jährigen Reiches" besonders

ausgeprägt, während sie im letzten Drittel (1941–1945), als es im Chaos unterging, nachließ: Die Männer waren weit weg (eine Interviewpartnerin sprach einmal vom „heimlichen Matriarchat" dieser Zeit), heterosexuelle Frauen waren Flirts nicht abgeneigt, die Frauen konnten und mußten Hosen tragen und die soziale Kontrolle ließ nach. So waren diese Jahre zwar allgemein bedrückend, das „lesbische" Leben war aber weitaus weniger gefährlich geworden.

Das „3. Reich" begann mit der Zerschlagung der homosexuellen Subkultur, die sich vor allem in Berlin entwickelt hatte und in das umliegende Ausland ausstrahlte. Berlin war ein Mekka für lesbische Frauen; die Zeitschriften der homosexuellen Frauen und Männer erreichten hohe Auflagen und waren an Kiosken zu kaufen. Die bekannteste Zeitschrift war „Die Freundin", ihre Auflagenhöhe ist noch unbekannt. Die „Frauenliebe" hatte eine Auflage von 10.000.
1920 wurde die Homosexuellenorganisation „Deutscher Freundschaftsverband" gegründet, 1923 kam es zu einer Abspaltung und Gründung des „Bundes für Menschenrecht", der nach eigenen Angaben 48.000 Mitglieder hatte. Sie waren in den Zielsetzungen relativ identisch und wollten die gesellschaftliche und juristische Gleichstellung der Homosexuellen mit den Heterosexuellen. Beide Organisationen hatten ihre Lesbenzeitschriften (der BfM „Die Freundin" und der D.F.V. die „Frauenliebe"), ihre „Damenabteilungen" und assoziierten Damenclubs. In Berlin lebten, liebten und wirkten prominente Frauen, wie die Sängerin Claire Waldoff, die Schweizer Schriftstellerin Annemarie Schwarzenbach und die schwedische Schriftstellerin Karin Boye hatte in Berlin ihr Coming out.

Der Druck auf homosexuelle Frauen (und Männer) nahm gegen Ende der Weimarer Zeit zu. Aushangverbot für Zeitschriften hatten Sittlichkeitsvereine schon Ende der zwanziger Jahre erwirkt; in Berlin waren 1932 öffentliche Tanzveranstaltungen und Versammlungen verboten worden, in den Lokalen fanden Razzien statt und die festgenommenen Frauen wurden zu Verhören gebracht.
Gleich zu Beginn der Machtübernahme der Nationalsozialisten schlossen diese die Bars der homosexuellen Subkultur. Die Namen und Anschriften der geschlossenen Lokalitäten gingen im März 1933 durch die Berliner und sonstige Presse. (Schein)-legale Handhabe gab der § 22 des damals wenig bekannten Gaststättengesetzes. Allerdings war schon im Februar 1933 vom preußischen Innenministerium ein in der Presse veröffentlichter Sittlichkeitserlaß herausgegeben worden:

„Das Berliner Polizeipräsidium teilt mit: ‚Der Polizeipräsident beabsichtigt im Sinne seines vor kurzem einigen Pressevertretern gegebenen Interview nunmehr *mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln und mit unnachsichtiger Strenge gegen Lokale vorzugehen, deren Betriebe eine Beleidigung aller gesund empfindenden Bevölkerungskreise darstellen.* Hierzu gehören in erster Linie diejenigen Schankstätten, in denen sich gleichgeschlechtlich Veranlagte in der Öffentlichkeit in unzulässiger Weise breitmachen.
. . . Je größer die Hilfe des einsichtigen Publikums sein wird, umso schneller wird es gelingen, das *Berliner Straßenbild von den in dieser Hinsicht eingerissenen Mißständen zu reinigen* und das Ansehen der Stadt Berlin als einer moralisch sauberen Stadt wieder zu festigen." (Kursiv Gedrucktes im Original gesperrt gedruckt, I.K.)

Die Subkultur und das Kommunikationsnetz wurden von den Nationalsozialisten systematisch eingekreist und erstickt. Nach einem 12monatigem Aushangverbot 1931 wurde der Zeitschrift „Garçonne. Junggesellin" die materielle Basis entzogen, sie erschien nur bis Oktober 1932 und konnte deshalb von den Nationalsozialisten nicht mehr verboten werden. Die populärste und am meisten verbreitete Zeitschrift „Die Freundin" (1924 gegründet) erschien bis zum 8.3.1933. Die Homosexuellenorganisationen wurden (wie die Frauenorganisationen – sofern diese nicht in die NS-

Organisationen aufgingen) nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verboten. So konnte 1938 der Jurist Rudolf Klare jubeln, daß „mit der Zerschlagung der Verbände der Frauenbewegung und den anderen Organisationen der Tribaden (. . .) die Möglichkeit der Einwirkung auf politische Entscheidungen entfallen ist." Mit einem Erlaß vom 23.3.1933 wurde jegliche (sogenannte) pornographische Literatur verboten und insbesondere dem „Bund für Menschenrecht" jede öffentliche Aktivität untersagt. Mit dem 11. Jahrgang mußte er im Februar 1933 das Erscheinen seiner offiziellen Monatsschrift „Blätter für Menschenrecht" einstellen. Diese Schrift war auch von lesbischen Frauen gelesen worden, die dem „Bund" angehört hatten. Das Verlagshaus des Verlages Friedrich Radszuweit wurde – wie das Institut für Sexualwissenschaft – im März 1933 geplündert. In diesem Verlag war auch „Die Freundin" erschienen. (Schein-)legaler Anlaß zum Verbot der Zeitschriften waren verschiedene Erlasse des Innenministeriums (Runderlaß zur Bekämpfung anstößiger Auslagen vom 24.2.1933; Runderlaß zur Bekämpfung unzüchtiger Schriften, Abbildungen, Darstellungen usw. vom 7.3.1933 und später die Anordnung der Reichsschrifttumkammer über schädliche und unerwünschte Schriften vom 20.4.1935). Eingekreist wurden lesbische Frauen (und homosexuelle Männer) durch weitere Erlasse und Verfügungen, wie den Runderlaß vom 13.1.1933 – also noch vor der Machtübernahme – gegen Sexualausstellungen, den Runderlaß zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit (Prostitution) vom 3.3.1933 und dem Runderlaß zur Bekämpfung der Nacktkulturbewegung, ebenfalls vom 3.3.1933.
1934, nach der Ermordung des SA-Führers Ernst Röhm im Juni, setzte eine Verfolgungswelle gegenüber Homosexuellen ein. Zahlreiche Männer flohen ins benachbarte Ausland.[3)] Auch hier ist nicht erforscht, ob und wenn ja, wie viele Frauen aus diesem Anlaß emigrierten.
Dem marginalen Status von Frauen entsprechend wurden Lesbierinnen mit weniger Aufmerksamkeit bedacht als homosexuelle Männer. So wissen wir bis heute nicht, ob auf die telegrafische Anforderung im Oktober und November 1934 des „Sonderdezernates Homosexualität" bei der Staatspolizei Berlin (ab 1936 „Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und der Abtreibung") an alle deutschen Polizeidienststellen, erfaßte Homosexuelle zu melden, auch lesbische Frauen angegeben wurden. In den Listen von Homosexuellen wurden ca. 95.000 Personen erfaßt, ein Viertel davon wurde verurteilt.
Unbekannt ist bisher auch, ob und in welchem Ausmaß die Bekämpfung der weiblichen Homosexualität von Dienststellen im 3. Reich diskutiert wurde, die „Bekämpfung" der männlichen Homosexuellen wurde intensiv thematisiert.
1935, als es zur Verschärfung des § 175 kam, wurde – trotz des Plädoyers einiger für eine Kriminalisierung – auch von den Nationalsozialisten kein § 175 für Frauen geschaffen. Die Argumentation der „amtlichen Strafrechtskommission" zeigt deutlich, welche Gründe für die Nichtkriminalisierung ausschlaggebend waren.

„Bei Männern wird Zeugungskraft vergeudet, sie scheiden zumeist aus der Fortpflanzung aus, bei Frauen ist das nicht oder mindest nicht im gleichen Maße der Fall. Das Laster ist unter Männern stärker verbreitet als unter Frauen (abgesehen von Dirnenkreisen), entzieht sich auch bei Fauen viel mehr der Beobachtung, ist unauffälliger, die Gefahr der Verderbnis durch Beispiel also geringer. Die innigeren Formen freundschaftlichen Verkehrs zwischen Frauen würden die hier zumeist bestehenden Schwierigkeiten der Feststellung des Tatbestandes und die Gefahr unbegründeter Anzeigen und Untersuchungen außerordentlich erhöhen. Endlich ist (. . .) ein wichtiger Grund für die Strafbarkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs, die Verfälschung des öffentlichen Lebens, die eintritt, wenn man der Seuche nicht nachdrücklich entgegentritt. Die Wertung der Personen im öffentlichen Dienst und Wirtschaftsleben und ihre Leistungen, die Besetzung von Stellen aller Art, die Schutzmaßnahmen gegen Mißbrauch, das alles beruht auf der Annahme, daß der Mann männlich denke und durch männliche Beweggründe beeinflußt werde und

entsprechend die Frau. Wenn auch das Bestehen einer Anlage nicht strafrechtlich bekämpft werden kann, so doch ihre Betätigung, die Möglichkeit hemmungsloser Hingabe an sie würde die Verbreitung der Seuche und die Vertiefung ihrer Auswirkung ganz außerordentlich fördern. Was früher Verfälschung des öffentlichen Lebens genannt wurde, kommt aber bei Frauen, bei der verhältnismäßig geringen Rolle der Frau im öffentlichen Leben, kaum in Betracht."

1936 und 1937 kam es zu einer Kampagne gegen die katholische Kirche. Hunderte von Priestern, Ordensleuten und Laienbrüder wurden wegen angeblicher homosexueller „Verfehlungen" angeklagt.
Die zeitweilig intensive Verfolgung der homosexuellen Männer traf die Frauen indirekt. Keine der von mir befragten Frauen berichtete von Verfolgungen lesbischer Frauen wegen ihrer homosexuellen Lebensweise, einzelne schilderten Verhaftungen und Inhaftierung homosexueller Männer in ihrem engeren oder weiteren Bekanntenkreis.[4)] Sie hatten Angst, es könnte sie demnächst auch treffen.

Die Unsichtbarmachung und Diffamierung lesbischer Frauen geschah – und dies ist noch weitgehend unerforscht – über die faschistische Familien- und Mutterideologie: „Die arische Frau heiratet und schenkt dem Führer viele Kinder." Lesbische Frauen galten als „sittlich entartet". Konkret in Ehen gedrängt wurden die Frauen durch Spitzel, Blockwarte und Arbeitgeber. Eine Zeitzeugin, die mit ihrer Freundin zusammenlebte, berichtete: „Unsere Zimmervermieterin wurde ausgefragt, ob sie etwas über unser ‚Intimleben' wüßte. Eines Tages kam unser Chefredakteur zu mir ins Atelier und sagte ungeduldig, ich müsse endlich heiraten oder er könne mich nicht weiter beschäftigen . . .
K. v. Sch. und ihre Freundin beschlossen dann, mit einem schwulen Pärchen, das sie auf der Modeschule kennengelernt hatten, zusammenzuleben. Die beiden Paare mieteten gemeinsam eine große Wohnung.
„Wieder war es der Hauswart mit dem Parteiabzeichen, der uns sagte: ‚Sie können doch nicht in wilder Ehe leben, das ist nicht im Sinn des Führers.' Dabei war der Mann nicht böswillig sondern ein netter Berliner. Immerhin, wenn der schon so redete . . . Also beschlossen wir zwei Frauen unsere zwei Freunde zu heiraten."

Ich habe Belege, daß eine gezielte Bespitzelung allerdings nur einsetzte, wenn andere politisch mißliebige Verhaltensweisen kontrolliert werden sollten, wie z.B. ein Bericht des Sicherheitsdienstes in Frankfurt zeigt. Hier wurde 1936 bei der Bespitzelung der kommunistischen und sozialdemokratischen Kreise einigen Frauen ein „homosexuelles Hörigkeitsverhältnis" unterstellt. Auch sollten in „einem Kreis von Salonbolschewisten" „sexuelle Orgien gefeiert werden". Die Nationalsozialisten kontrollierten und bespitzelten auch in den eigenen Reihen. In den Mädchen- und Frauenorganisationen wurden die Schwärmereien der Mädchen und Frauen untereinander oder gegenüber den jeweiligen Führerinnen einerseits gefördert, andererseits durften sie nicht zu stark werden. Zeitzeuginnen berichteten, daß BdM-Mädchen verwarnt und vor ein Ehrengericht gezerrt wurden.
Auch erhielt ich Informationen über die Verhaftung einer Lagerführerin und einer Kameradschaftsältesten beim Reichsarbeitsdienst, die eine Beziehung miteinander hatten. Die jungen Mädchen im Arbeitsdienstlager wurden „von zwei seriös gekleideten Männern" verhört und bedrängt, über „die obszönen Verhältnisse der Lagerführerin" auszusagen. Andererseits weiß ich von lesbischen BdM-Führerinnen, die unbehelligt blieben. Vermutlich entsprachen diese – trotz allem – dem Bild der deutschen Frau und stellten weder den großen Führer noch die vielen kleinen Führer infrage.
Ein großer Teil der lesbischen Frauen wird sich wohl mit den Nationalsozialisten passiv oder aktiv arrangiert haben; ich weiß dies auf jeden Fall von Schauspielerinnen und Schriftstellerinnen. Andere emigrierten (wie Erika Mann) oder gingen in eine

innere Emigration. Wieder andere wechselten die Wohnung oder gar den Wohnort, um unbekannt überleben zu können. Einige heirateten, manche gingen ganz bewußt „Sandehen" mit homosexuellen oder heterosexuellen Männern ein. Die NS-Zeit war eine Zeit der Maskierung und damit des Unsichtbarwerdens.
Die Frauen, die das offene Leben in der Weimarer Zeit kennengelernt und Freundinnenkreise (Cliquen) aufgebaut hatten, fanden in ihren Gruppen ein emotionales Überleben. Eine Identität als lesbische Frauen zu enwickeln war besonders schwierig für jene, denen in dieser Zeit bewußt wurde, daß sie lesbisch sind. Die wenigen Frauen, die ich kennenlernte, zeigen ein gebrochenes Verhältnis zu ihrem Lesbischsein, verglichen mit Frauen, die an der blühenden Subkultur der Jahre zuvor teilnehmen konnten. Repressive Verhältnisse erzeugen gebrochene Identitäten. Untersuchungen stehen aber noch aus.
In Berlin hielten Frauen, die sich in den Jahren zuvor in das lesbische Kommunikationsnetz integriert hatten, Elemente einer geheimen Subkultur aufrecht. Die Cliquen trafen sich privat in Wohnungen einzelner Frauen. Es gab Tarnvereinigungen, wie einen „Damen-Ruder-Club" in Charlottenburg und von einer aktiven Frau wurden die Räume einer Tanzschule für „Tanzübungen" gemietet. Auch einige Lokale waren geheime Treffpunkte für lesbische Frauen und schwule Männer. Hier wurden während der Dauer der Zusammenkünfte an der Tür Wachposten aufgestellt, die warnten, wenn unbekannte Besucher kamen. In der NS-Zeit bestand nämlich ein Tanzverbot für Paare gleichen Geschlechts. Betrat eine fremde Person das Lokal wurde „hetero"-getanzt, jeweils eine Lesbe tanzte mit einem Schwulen.

In den letzten Kriegsjahren lösten sich einerseits die Cliquen infolge der Bombardierungen, Evakuierungen, Dienstverpflichtungen etc. auf, andererseits ließ die massive ideologische und reale Kontrolle nach. Entgegen aller Nazipropaganda arbeiteten die Frauen hart und „unweiblich". Frauen konnten – und mußten – wieder Hosen tragen, was von lesbischen Frauen als eine kleine Befreiung empfunden wurde. Die „Heimatfront" war weiblich und Frauengemeinschaften prägten das Bild. Die soziale Kontrolle ließ nach.
Nach dem Ende der NS-Zeit kam es zu einem kurzen Aufblühen der lesbischen Subkultur in Berlin. An den alten Plätzen um den Alexanderplatz und im Bezirk Schöneberg öffneten die Lokale wieder. Dieses kurze Aufflackern wurde in der Zeit des kalten Krieges erneut erstickt.
Während der beiden nachfolgenden Jahrzehnte galt die lesbische Frau zwar nicht mehr als „entartet", es wurde auch nicht mehr behauptet, weibliche Homosexualität sei kein Wesensmerkmal der deutschen Frau. Dafür führte man psychologische Begriffe ein, die lesbische Frauen zu sozialen Monstern und unnatürlichen Frauen stempelten. Penisneid, Männlichkeitskomplexe, Verweigerung der weiblichen Rolle begründeten nun die schon vorhandene Ablehnung. Homosexuelle Männer wurden nach 1945 weiterhin als „sozialschädliche Randgruppe" behandelt; homosexuelle Frauen dürften die Auswirkungen dieses Stigmas gespürt haben. Den Männern wurde eine Neigung zum Verführen Minderjähriger, Ablehnung der Ehe, Promiskuität und Cliquenbildung unterstellt. In den fünfziger Jahren wurden Bücher über lesbische Frauen veröffentlicht, die bereits während der NS-Zeit geschrieben worden waren, bzw. deren Material in dieser Zeit gesammelt worden war. Ein Beispiel ist das Buch „Die Kriminalität der lesbischen Frau" des Bonner Professors Hans von Hentig. Von Hentig hatte sich schon in der Weimarer Zeit als Hasser lesbischer Frauen hervorgetan und sein Buch beeinflußte bis weit in die siebziger Jahre die öffentliche Meinung.
Ich habe versucht aufzuzeigen, daß die Situation lesbischer Frauen gekennzeichnet war durch eine Vernichtung ihrer Lebensformen. Auf eine ausdrückliche Kriminalisierung verzichtete das NS-Regime.
An zwei Dokumenten möchte ich abschließend die Diskrepanz zwischen juristischer Straffreiheit und tatsächlicher Verfolgung illustrieren.

Der Reichsminister der Justiz

Berlin . . . 3, den 18. Juni 1942

917C Norweg./2 – III a[2] 1263/42

An
den Herrn Reichskommissar für die besetzten
norwegischen Gebiete
in Oslo

Betrifft: Widernatürliche Unzucht zwischen Frauen

Auf das Schreiben vom 27. Mai 1942
– I R Just 5 Tgb. Nr. 7812 –

Nach dem bisherigen Ergebnis der Beratungen der amtlichen Strafrechtskommission des Reichs ist nicht beabsichtigt, die widernatürliche Unzucht zwischen Frauen unter Strafe zu stellen.

Die Gründe für die Straflosigkeit sind im wesentlichen folgende:

Die gleichgeschlechtliche Betätigung zwischen Frauen ist – abgesehen von Dirnenkreisen – nicht so verbreitet wie bei Männern und entzieht sich angesichts der innigeren Umgangsformen des gesellschaftlichen Verkehrs zwischen Frauen mehr der Beobachtung der Öffentlichkeit. Die damit verbundene größere Schwierigkeit der Feststellung solcher Handlungen würde die Gefahr unberechtigter Anzeigen und Untersuchungen in sich tragen. Der wichtige Grund für die Strafbarkeit der Unzucht zwischen Männern, der in der Verfälschung des öffentlichen Lebens durch die Schaffung von persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen liegt, trifft bei Frauen wegen ihrer weniger maßgebenden Stellung in staatlichen und öffentlichen Ämtern nicht zu. Endlich sind auch Frauen, die sich einem widernatürlichen Verkehr hingeben, nicht in dem Maße wie Homosexuelle Männer für immer als Zeugungsfaktoren verloren. Da sie sich erfahrungsgemäß oft später wieder einem normalen Verkehr zuwenden.

Im Auftrag
gez. Dr. Schäfer

Für die Generalakten 4032/2

„Meine Freundin Helene G. aus G. in Schleswig-Holstein war in den Jahren 1943–1945 Luftwaffenhelferin in Oslo. Sie war als Fernschreiberin tätig und stand unter Geheimhaltungsvorschrift. Sie habe u.a. Fernschreibkontakte mit der deutschen Botschaft in Stockholm bezüglich Spionage und Agentenverkehr. In der Luftwaffenunterkunft lebte sie in intimer Gemeinschaft mit einer anderen Luftwaffenhelferin zusammen, die das Pech hatte, einem Leutnant der Luftnachrichtentruppe zu gefallen. Als sie die Zudringlichkeiten dieses Vorgesetzten zurückwies, gerieten die beiden Lesben in die Schußlinie des nationalsozialistischen Kriegsrechts. Beide Frauen wurden von der geh. Feldpolizei verhaftet und getrennt. Helene G. wurde wegen Wehrkraftzersetzung vor ein Kriegsgericht gestellt, aus der Wehrmacht ausgestoßen und in das KZ Bützow in Mecklenburg gebracht. Dort kam sie mit 6 anderen Lesben in einen Extrablock. Das KZ Bützow war ursprünglich ein Kriegsgefangenen-Straflager. Ein Block war mit Frauen belegt. Die Lesben kamen in einen vollständig leeren Block und wurden von männlichen Kapos bewacht. Bei der Einlieferung sagten die SS-Posten zu den Kriegsgefangenen: ‚Die hier sind der letzte Dreck. Die würden wir nicht mit dem Sofabein ficken. Wenn ihr die ordentlich durchzieht, kriegt ihr jeder eine Flasche Schnaps.' Dazu muß man wissen, daß in der Nazizeit der Intimverkehr zwischen deutschen Frauen und Ausländern strafrechtlich verfolgt wurde. Die SS-Posten hetzten zunächst russische und französische Kriegsgefangene auf die gefangenen Lesben, um sie, ‚mal richtig durchzuficken'. Die Lesben wurden – streng von anderen Frauen getrennt – unter SS-Bewachung zur Arbeit geführt und bekamen das übliche KZ-Essen (Wassersuppen ohne Fleisch und Fett mit verfaulten Kohlblättern u. dgl.).
2 Frauen starben dort an Hunger. Meine Freundin überlebte das 1. Nachkriegsjahr und starb dann an Lungentuberkulose."

Quelle: Ina Kukuc (d.i. Ilse Kokula), Der Kampf gegen Unterdrückung, München 1975, S. 127–128

Anmerkungen

1) *Claudia Schoppmann beendet soeben ihre historisch-soziologische Dissertation zum Thema. Ihre Arbeit wurde vom Hamburger „Institut für Sozialforschung" finanziert.*
2) *Meine These wurde durch die jahrelange Spurensuche von Claudia Schoppmann bestätigt.*
3) *Aus mehreren Quellen weiß ich, daß homosexuelle Männer in die Schweiz oder in die Tschechoslowakei gingen.*
4) *Bei den Verhaftungswellen wurden ca. 95.000 Männer erfaßt, ein Viertel wurde verurteilt. Gegenwärtig nimmt man an, daß zwischen 10.000 und 15.000 homosexuelle Männer in den KZs den Tod fanden.*

Literatur

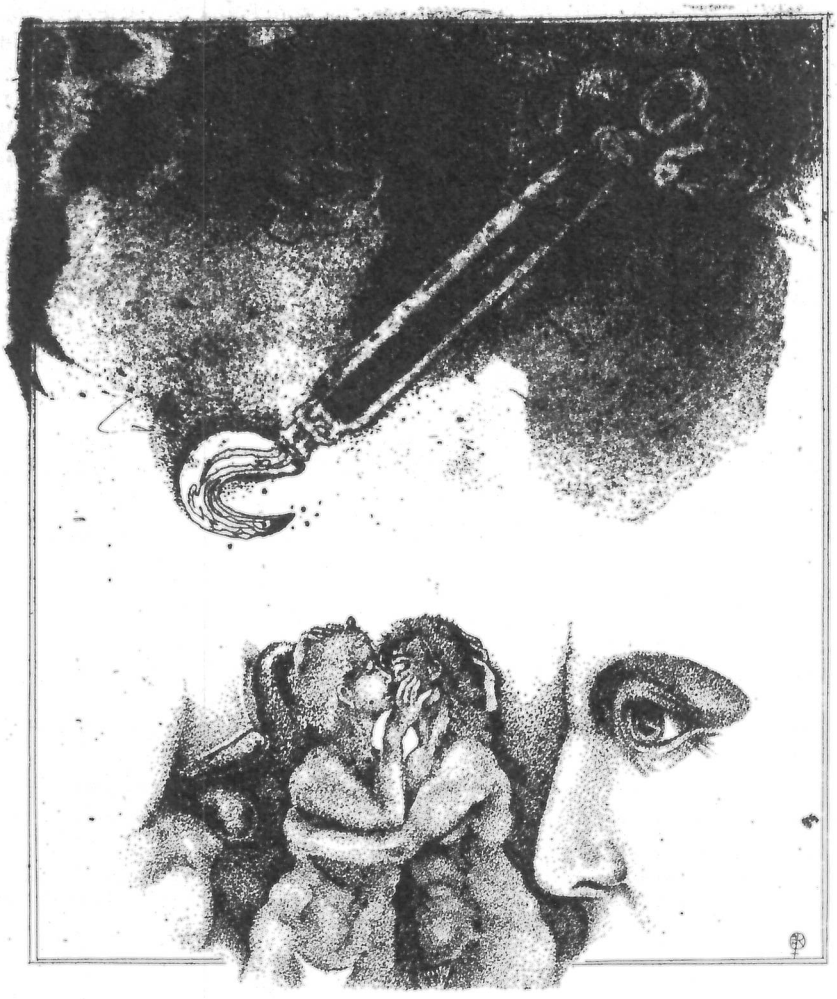
HENTIG, Hans von: Die Kriminalität der lesbischen Frau, Stuttgart 1959

KOKULA, Ilse: Lesbisch leben von Weimar bis zur Nachkriegszeit, in: Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850 – 1950, Geschichte, Alltag und Kultur, Berlin 1984, S. 149 – 161

KOKULA, Ilse: Lesbische Frauen in der NS-Zeit, in: Mit allen Sinnen leben, Dokumentation der 1. Berliner Lesbenwoche 26.10. – 2.11.1985, Berlin o.J. (1986), S. 203–205

KOKULA, Ilse: Jahre des Glücks, Jahre des Leids, Gespräche mit älteren lesbischen Frauen, Dokumente, Kiel 1986

KOKULA, Ilse: (Gutachten) in: Deutscher Bundestag, Referat Öffentlichkeitsarbeit (Hrsg.): Wiedergutmachung und Entschädigung nationalsozialistischen Unrechts, Öffentliche Anhörung des Innenausschusses des Deutschen Bundestages am 24.6.1987, Bonn 1987, S. 319 – 329



M.A.F. Räderscheidt: **‚Ausgesetzt . . .'**

36 Radierung aus dem Plettenberger Bilderbogen, Plettenberg 1984

Judith Schuyf

Es ist nicht hier, sondern irgendwo anders*

Thesen zum Verhältnis zwischen Lesben und Gesellschaft in den Niederlanden (1900–1970)

Die erste lesbische Frau, die wir aus der niederländischen Geschichte kennen, hieß Marie de Boer. Sie gehörte zusammen mit achtzehn anderen Frauen zu einer Gruppe, die 1911 eine Petition gegen die Einführung des Paragraphen 248 (dieser Paragraph wollte sexuelle Beziehungen zwischen gleichgeschlechtlichen Personen verbieten) unterschrieben hatte.
Die Petition hatte ihren Zweck nicht erreicht, und damit gehörten die Niederlande zu den wenigen Staaten, in denen neben homosexuellen Beziehungen zwischen Männern auch sexuelle Beziehungen zwischen volljährigen und nichtvolljährigen Frauen verboten worden waren.
Wie kommt es, daß wir so sicher sind, daß Marie de Boer lesbisch war? Sie war Krankenschwester in einer Textilfabrik in einer kleinen Industriestadt im Süden des Landes. Die Textilfabrik bildete eine Insel des aufklärerischen, ja sogar sozialdemokratischen Protestantismus im tiefen katholischen Süden. Obwohl durch ihre Anwesenheit das Niveau der medizinischen Versorgung sprunghaft stieg, war es vor allem die Gemeinschaft der katholischen Priesterschaft, die den Klatsch über sie verbreitete. Es wurden Anspielungen auf ihren widernatürlichen Lebenswandel gemacht, und jeder wußte, daß „etwas" mit Marie nicht stimmte.
Sie trug ihr Haar kurz, rauchte ab und zu eine Zigarre, hatte ein männliches Benehmen und besaß einen robusten Körperbau. Wenn sie durch das Dorf radelte, flüsterte man manchmal: „Da fährt er!" Sie war mit einer Frau befreundet, die in der Textilfabrik im Büro arbeitete.[1)]
Die Zeitgenossen und wir wissen, daß mit Marie „etwas los" war, und wir wissen auch was: sie war homosexuell (wann der Begriff „lesbisch", der 1889 erstmals verwendet wurde, *allgemein* verwendet wurde, ist nicht genau festzustellen, aber wahrscheinlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg).

Maskulin und feminin

Seit der Typus „Frau mit homosexueller *Veranlagung*" durch die Publikation der ersten medizinisch-psychiatrischen Abhandlungen in die geschriebene Wirklichkeit eingetreten war, stellte man zwei völlig kontrastierende Bilder lesbischer Frauen nebeneinander: „butch" und „femme" – einerseits das einseitig maskuline, andererseits das einseitig feminine Bild.[2)]
Die Sexualwissenschaftler aus der Medizin schrieben über die Frauen, die sie untersuchten, daß diese auffallend viele männliche Merkmale hätten. Diese männlichen Merkmale hielt man für einen Komplex medizinischer und sexueller Bestandteile, die wir heute dem Rollenverhalten zuschreiben würden. Aggressivität, die Neigung Studieren zu wollen, aber auch der Besitz eines Korkenziehers waren Gründe, jemanden als eine „männlich-lesbische" Frau zu bezeichnen (Hacker 1987). Ihre Partnerinnen gehörten meistens zum weiblichen Typus, von denen man sagte, diese wären „also wohl nicht echt lesbisch", ein Urteil, das auch in der lesbischen Bewegung lange aufrechterhalten wurde.

---

* *Übersetzung vom Niederländischen ins Deutsche von John Luys; ein Teil des deutschen Textes wurde von Marjorie de Grooth überarbeitet.*

Die Frage, inwieweit die Sexualwissenschaftler ein Phänomen beschrieben haben, das wirklich existierte, oder ob sie es sich ausgedacht haben, wäre zu diskutieren. Meiner Meinung nach beschrieben die Sexualwissenschaftler, die größtenteils in Berlin arbeiteten, eine primär Berliner Art und Weise lesbischen Lebens. Diese Metropole war durch ihr spektakuläres Wachstum ein Anziehungspunkt für neue Arbeitskräfte, die vor allem aus der proletarischen Kleinstadt oder vom Land stammten. Ein lesbischer Lebensstil mit einer ausgeprägten männlichen und weiblichen Rollenverteilung ist u.a. typisch für die Arbeiterschichten.[3)]

Die Entwicklung der Bilder über Homosexualität – männliche und weibliche – wurden in den Niederlanden in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts stark von Deutschland beeinflußt, so stark sogar, daß man kaum von einer eigenen wissenschaftlichen Theoriebildung auf diesem Gebiet sprechen kann. Die schon erwähnte Inkraftsetzung des Paragraphen 248 war der Anlaß zur Bildung einer bescheidenen Homosexuellenemanzipationsbewegung, die nicht umsonst die *Niederländische Abteilung* des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees hieß, abgekürzt: NWHK. Das NWHK war von dem Juristen Jonkheer Schorer, einem guten Freund von Magnus Hirschfeld, gegründet worden. Im Gegensatz zu Deutschland ist in den Niederlanden vor dem Zweiten Weltkrieg nie eine Massenbewegung von Homosexuellen entstanden, und der Beitrag von Frauen zum NWHK, das vor allem ein Einmannbetrieb von Schorer war, war nur minimal. Es gab nicht einmal eine lesbische Subkultur. Trotzdem ist Schorer für die Theoriebildung über Homosexualität in den Niederlanden sehr wichtig gewesen, weil er regelmäßig publizierte und die Publikationen in einem sehr großen Kreis verbreitete.[4)] Durch seine Kenntnisse auf dem Gebiet der deutschen Literatur und durch die Tatsache, daß er wie „eine Spinne im Zentrum ihres Netzes" viele Kontakte mit männlichen und weiblichen Homosexuellen pflegte, waren es vor allem die Theorien des „Dritten Geschlechts" und der „sexuellen Zwischenstufen", die verbreitet wurden. Katharina Vogel zog anläßlich einer Untersuchung der deutschen Literatur auf diesem Gebiet die Schlußfolgerung, daß es ein bedeutenden ideologischen Unterschied zwischen beiden Theorien gab. Die „Dritte-Geschlechts-Theorie" geht, wie sie von Ulrich formuliert worden ist, von der tatsächlichen Existenz eines zusätzlichen Geschlechts aus, das weder männlich noch weiblich ist, während die „Sexuelle Zwischenstufe" innerhalb der maskulin-femininen Polarität bleibt, aber eigentlich im falschen Leibe steckt. Hirschfeld war ein Anhänger der letztgenannten Theorie (Vogel 1985, S. 31).

Die Dritte Geschlechts-Theorie in den Niederlanden

In den Niederlanden sorgten nicht – oder nicht nur – die Sexualwissenschaftler dafür, daß dieses Bild von „butch" und „femme" (also vom kessen Vater und der Dame) lange erhalten blieb, sondern besonders *ein* Buch, „Der Quell der Einsamkeit" von „John" Radclyffe Hall, das 1928 erschien. Verboten in England, nicht in den Niederlanden, aber hier öffentlich völlig ignoriert, führte dieses Buch eine sehr erfolgreiche, doch nur im Untergrund lebende unterirdische Existenz. Fast jede Lesbe las das Buch mit seinem Prototyp des „Dritten Geschlechts", dessen Protagonist Stephen Gordon war. Für viele war dieses Buch die Veranlassung zur Erkenntnis: „Ich bin auch so" (Dies ist übrigens ein Paradox, da es Anzeichen dafür gibt, daß „Der Quell" außerhalb lesbischer Kreise überhaupt nicht bekannt war.). Einen Beweis dafür lieferte ein einzigartiges Dokument, das 1939 kurz vor der deutschen Invasion in den Niederlanden erschien: ein Buch, von dem bekannten Juristen Benno Stokvis redigiert (der dazu von Schorer angespornt worden war), das 39 Autobiographien von homosexuellen Männern und Frauen umfaßte, und das den Titel trug: „De Homo-sexueelen".

Schorer selektierte die Autoren der Autobiographien aus seinem Bekanntenkreis

und zwar so, daß sie alle dem ordentlichen, tadellosen Bild entsprachen, das er gerne von seinen „subjektiv Beteiligten" (wie er Homosexuelle mit Vorliebe nannte) vermittelte: Das Buch war mit der Absicht geschrieben, vor allem Verständnis bei einem größeren Publikum, insbesondere bei angesehenen Personen, zu wecken.
Die neun weiblichen Autobiographien in dem Buch zeigen Vorstellungen von maskulinen Frauen. Viele der Frauen fühlen, daß sie eigentlich ein Junge sind; seit frühester Kindheit kennen sie *Gefühle von Verfremdung*. Diese Gefühle manifestierten sich in dem Moment, als sie das Kindesalter hinter sich gelassen hatten und die Mädchenrolle ihnen zwingend auferlegt wurde: sie müssen typische Kleidung für Mädchen tragen, oder die Jungen, ihre Freunde, wollen nicht mehr mit ihnen spielen. Ich werde einige zitieren: „Der große Verdruß um den Tod ihrer zwei früh gestorbenen Söhne, hat unzweifelhaft in meiner Mutter die Hoffnung erweckt, daß das Kind, daß sie erwartete, ein Junge sein würde (. . .). Je mehr Kleider kaputt gingen, umso mehr Kindermädchen nörgelten, bis mein Vater durch mein Flehen nachgab und mir eine kurze, kräftige Kniebundhose aus blauem Leinen gestattete (. . .). Als die Kniebundhose dann gegen ein Kleid gewechselt wurde, war ich untröstbar und maßlos gekränkt." „Ich bin jetzt 29. Seit frühester Kindheit habe ich das Gefühl, anders als andere Mädchen zu sein. Ich fand es immer unbegreiflich, daß ich wie ein Mädchen erzogen wurde. Meine Mädchenkleider und meine langen Haare ärgerten mich nicht nur, sondern ich hatte auch immer das Gefühl, daß das nicht zu mir (als Junge) paßte. (Ich habe immer) einen Streit zwischen meinem innerlichen Mann und meiner äußerlichen Frau geführt."

Sehr oft liegt eine lange Periode zwischen dem bewußten Zulassen dieser Gefühle und der Erkenntnis, daß das „Anderssein" in dieser Gesellschaft aus der Tatsache folgt, daß sie homosexuell sind. Die Erkenntnis erfolgt meistens an Hand eines Buches, wie z. B.: „Die sexuelle Frage" von dem Schweizer Forel (seit 1907 in vielen niederländischen Auflagen erschienen) oder „De bron der Eenzaamheid" (Der Quell der Einsamkeit) von Radclyffe Hall. In einem Fall verhalf ein Psychiater zur Klarheit: „Obwohl ich seit frühester Kindheit gefühlt habe, anders als andere Mädchen zu sein, war ich schon 19, als ich zum ersten Male hörte, was das ‚Anders-Sein' eigentlich war, daß es einen Namen hatte, und daß es viel mehr Menschen wie ich gab. Es war für mich eine große Erleichterung das zu hören, denn ich hatte immer gedacht, ich wäre die einzige meiner Art . . ." (Stokvis 1939).

Frauenbewegung

Während in der Homosexuellenemanzipationsbewegung der Schwerpunkt bei der maskulinen Frau liegt, könnte man erwarten, daß in der Frauenbewegung der Schwerpunkt bei der femininen Frau liegen würde.
Die Frauenbewegung, die am Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in den Niederlanden entstand (in den Niederlanden hat es um 1840 nur eine kleine literarische Frauenbewegung gegeben), stützte sich auf zwei Pfeiler. Einerseits gab es die bürgerliche Frauenbewegung, die vor allem für das Frauenwahlrecht kämpfte, andererseits die sozialdemokratische Frauenbewegung, die für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen kämpfte. Vor allem innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung beschäftigten sich Frauen auch mit der „Sittlichkeit", d. h. genauer: mit der Sittlichkeit von anderen. Sie setzten sich für die unverheiratete Mutter ein, und kämpften gegen die Prostitution. In ihrem Kampf fanden sie Bundesgenossen in verschiedenen christlichen Parteien, die, aber aus ganz anderen Gründen, genau das gleiche wollten.

Im folgenden möchte ich das Phänomen „Verzuiling" (Versäulung) verdeutlichen, das ein politisches System bezeichnet, das typisch für die Niederlande ist. Dieses Sy-

stem entstand, als der liberale Staat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seinen Einfluß verlor. Die Ursachen lagen einerseits in der Tatsache, daß auch den anderen Religionen außerhalb der Niederländisch-Reformierten Kirche wieder gestattet wurde, ihren Glauben öffentlich zu praktizieren, und andererseits in der Tatsache, daß langsam aber sicher immer mehr Männer das Wahlrecht bekamen, was dazu führte, daß die sehr fromme Mittelschicht einen großen politischen Einfluß bekam (Stuurman 1983).
Deshalb entstand ein feines Gewebe, in dem die Machtblöcke unter dem Motto „Souveränität im eigenen Kreis" einander im Gleichgewicht hielten. Diese Blöcke waren senkrecht gegliedert, so daß die ganze Gesellschaft nach „Zuilen" (Säulen) geordnet war: von den politischen Parteien bis zum Kaninchenzüchterverein. Auf diese Weise konnte man die Schäflein gut im Auge behalten, und radikale Elemente innerhalb einer Säule schnell eliminieren. Die ersten Opfer dieses Systems waren die sozialdemokratischen Arbeiter, die so von ihren katholischen und protestantischen Schicksalsgenossen getrennt wurden. Das nächste Opfer war die Frauenbewegung, die nicht nur endlos verstreut blieb, sondern zum Teil auch mit konservativ-christlichen Strömungen liiert war.

Neben der Einführung des Frauenwahlrechts war das sog. „vrouwenstudie" (Frauenstudium) ein heißes Eisen in der Frauenbewegung. Mit dem Frauenstudium meinte man nicht einen Studiengang, der sich mit frauen-spezifischen Problemen beschäftigte, sondern die Unterstützung der Fähigkeit der Frau zur höheren Ausbildung. Obwohl auch in dieser Hinsicht die Meinungen zwischen den verschiedenen Säulen auseinandergingen, so war man sich doch in einer Hinsicht einig: Die Frau sollte vor allem *weiblich* bleiben, denn gleichwohl wie gebildet sie war, ihre letztliche Berufung war doch Weib und Mutter zu sein. Aufgrund dieser unterschiedlichen Auffassungen ist es nicht erstaunlich, daß nie eine Diskussion zwischen der Frauen- und Homosexuellenbewegung entstehen konnte. Daß die Inkraftsetzung des Paragraphen 248 im Jahre 1911 auch für Frauen galt, ist von der Frauenbewegung völlig übersehen worden. In Deutschland war in dieser Hinsicht die Situation völlig anders. Dort entstand nicht nur am Anfang dieses Jahrhunderts eine Diskussion über „die Bedeutung der homosexuellen Frau für die Frauenbewegung" (Rühling 1905, S. 131–151), sondern es konnte auch durch die Intervention der Frauenbewegung im Jahre 1906 eine Ausweitung des Paragraphen 175 auf Frauen verhindert werden, wodurch auch in Deutschland weibliche Homosexualität strafbar geworden wäre. (Beide Diskussionen drehten sich übrigens um die für uns heute kuriose Argumentation des Frauenüberschusses.)

In den Niederlanden unterschrieben nur vier Frauen, die in der Frauenbewegung etwas bedeuteten, die Petition gegen den Paragraphen 248. Auch Frauen, die während eines Teils ihres Lebens oder ihr ganzes Leben mit einer Frau zusammengelebt hatten, sprachen sich in ihren Schriften für die Mutterschaft als Berufung der Frau aus. Diese Position hatte m. E. drei Ursachen:
– Die Ideologie des Weiblichen war sehr stark;
– Die heterosexuelle Unterdrückung war so bedrohend, daß man es nicht wagte, davon abzuweichen;
– Die meisten lesbischen Frauen sahen sich als eine gesonderte Kategorie, für die Regeln galten, die nicht auf die „normalen" Heterofrauen zutrafen.
Wir kommen damit zu einem sehr komplizierten Problem, das noch nicht hinreichend genug untersucht worden ist.

Frauenfreundschaften

 Die Amerikanerin Lillian Faderman geht in ihrer zentralen These davon aus, daß

den Frauenbeziehungen erst das Stigma „lesbisch-homosexuell und somit schaudererregend" auferlegt wurde, nachdem Mediziner und Psychiater diese Ansicht vertraten und nachdem die Frauenbewegung in den Augen der Männer eine so starke Bewegung geworden war, daß sie als eine Bedrohung erfahren wurde. Nach dieser Theorie wird die Bezeichnung „Homosexuelle" als Verleumdung von und als Unterdrückungsmittel gegen Frauen verwendet, die sich Männern gegenüber unabhängig verhalten. Wir müssen uns fragen, ob dies wirklich so einfach ist. Tatsächlich finden wir auch in den Niederlanden unter Frauen aus der Frauenbewegung und unter den studierenden Frauen sog. „Frauenfreundschaften", von denen wir kaum mehr wissen, als daß die betreffenden Frauen den größten Teil ihres Lebens mit (einer) anderen (Frau(en) zusammengewohnt haben. Bevor die neuere lesbische Geschichtsschreibung sich mit ihnen beschäftigte, waren sie meines Wissens nicht „beschuldigt" worden, lesbisch zu sein. Der einzige, der sich hierzu geäußert hat, ist der (selber homosexuelle) Publizist Joannes François, der 1916 bemerkte, daß die oft auffällige „Männlichkeit" der „so veranlagten" Frau ein Grund dafür gewesen sein könnte, daß diese eine wichtige Rolle in der Frauenbewegung spielte.
Sofern in der niederländischen Romanliteratur die Frauenbewegung in einen Zusammenhang mit Beziehungen zwischen Frauen gebracht wurde, so geschah dies ziemlich spät und ziemlich diffus.[5)]
Klar ist, daß Frauen aus der niederländischen Frauenbewegung nicht das Risiko eingingen, als lesbisch „beschuldigt" zu werden.

Bei der Analyse der Frage, ob die Beschreibung des Lesbischen auch eine allgemeine Verurteilung von Lesben verursachte, tritt noch ein anderes Problem auf, das hier nur kurz erwähnt werden kann, nämlich das Problem der Daten. Die Daten aus dieser Periode sind sehr einseitig. Sie beschränken sich nicht nur auf Frauen aus der Mittelschicht, sondern die Erlebniswelt der homosexuellen Frauen erschließt sich uns praktisch ausschließlich über Romane – dazu mehr oder weniger literarische Romane. Im Gegensatz zu Deutschland, wo es in Berlin zur Zeit der Weimarer Republik eine blühende lesbische Kultur gab, die auch Trivialromane hervorgebracht hat, ist die weibliche Homosexualität in den Niederlanden ausschließlich ein Thema des sog. „besseren Buches", das seinen Weg zum größten Teil in die Mittelschicht gefunden hat.
Obwohl es schwierig ist, die genaue Beziehung zwischen Literatur und Alltagsleben zu bestimmen, kann man wichtige Themen über den Gebrauch von Codes aus dem Text herauslesen (Hacker, Vogel 1984). Immer wiederkehrende Ausdrücke und Termini bilden ein zugrunde gelegtes Gewebe, das es für die Eingeweihten klar macht, daß wir es mit einem lesbischen Text zu tun haben. Zwei Themen, die in niederländischen Romanen oft betont werden, sind die *Einsamkeit* und der Gedanke, daß sich alles *nicht hier, sondern irgendwo anders* abspielt. Dieser zweite Gedanke läßt sich dadurch erklären, daß es in den Niederlanden weder eine lesbische Subkultur gab, noch eine dahingehende Vorstellung. Sobald Frauen in diesen Romanen ein lesbisches Leben führen wollten, gingen sie ins Ausland: nach Berlin oder nach Paris, das wissen wir aus den wenigen Interviews mit Frauen, die das alles noch miterlebt haben. Die Partizipation an der ausländischen Subkultur war allerdings nur für Frauen einer bestimmten Schicht erreichbar: Frauen mit eigenen Einnahmen, Geschäftsfrauen und Künstlerinnen. Diese Frauen, meistens aus der Mittelschicht, wurden im Ausland mit einer Subkultur konfrontiert, die stark vom Proletariat geprägt worden war, was ihnen einerseits unheimlich war, andererseits aber als spannend empfunden wurde.

Zwischen 1900 und 1939 erschienen in den Niederlanden etwa 50 Romane und Novellen mit lesbischen Themen. Vor allem diejenigen Werke, die von Männern geschrieben worden sind, spiegeln die verschiedenen medizinisch-psychiatrischen Gedanken wider, die noch zum größten Teil von Krafft-Ebing stammten. Krafft-Ebing

hatte in seiner 1886 erschienenen Arbeit „Psychopathia Sexualis" Probleme mit maskulinen und femininen Frauen aufgezeigt, wobei Frauen an Hand der Abweichung von der weiblichen Norm eingestuft wurden. Die „psychisch hermaphroditischen" Frauen waren diejenigen, die „ihre ‚Anomalie' nicht durch äußerliche Zeichen ‚verrieten'". Als die zweite Stufe bezeichnete er ‚homosexuelle' Frauen, die einen ‚männlichen Kehlkopf' aufwiesen. Die dritte Stufe ‚Virginität' träte zusammen mit der Vorliebe auf, Männerkleidung tragen zu wollen. Als letzte Stufe bezeichnete er ‚Gynandrie'; es handelte sich dabei um Frauen, die nur die weiblichen Genitalorgane haben, im Fühlen, Denken, Handeln und in der äußeren Erscheinung aber durchaus männlich erscheinen (zit. n. Vogel 1985, S. 16 f.). Daneben unterschied Krafft-Ebing zwischen „Perversion – angeborene Homosexualität und Perversität" – eine erworbene Homosexualität. Die meisten dieser Typen wurden in den Romanen genau wiedergegeben. Die homosexuelle Frau ist entweder jämmerlich, weil sie nichts dafür kann, da sie „so" ist, oder sie ist eine skandalöse Person, weil sie ihre erworbene Homosexualität nur als ein Suchen nach neuem Vergnügen betrachtet.

Für die lesbische Geschichte ist es interessanter, die kleine Zahl der Romane zu betrachten, welche nach 1928 von einigen Frauen geschrieben worden sind, die zum gleichen Freundinnenkreis gehörten.[6] Diese Romane waren viel weniger populär als „De Bron van Eenzaamheid", mit seinem Prototyp der „Zwischenstufe". In den von Frauen geschriebenen Romanen benannten sich die Frauen in ihrer eigenen Sprache, unabhängig davon wie Psychiater und Mediziner sie betrachteten. Die Hauptpersonen waren meistens keine extrem männlichen Typen. Auffallend ist außerdem, daß das Thema Einsamkeit nicht in diesen Romanen zu finden ist. Dieses Thema wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg aufgenommen, als 1946 und 1948 die ersten zwei Nachkriegsromane erschienen, die nicht zufällig „Weh den Einsamen" und „Einsames Abenteuer" hießen (Doudart de la Gree 1946 und Blaman 1948).

Nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Periode nach dem Zweiten Weltkrieg bedeutet in vieler Hinsicht eine Zäsur in der niederländischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. In einer Hinsicht galt das aber nicht: Die weitverbreitete Hoffnung auf einen Zusammenbruch des Säulensystems, so stellte sich nach den ersten Wahlen heraus, bestätigte sich nicht. Es zeigte sich, daß nach dem Wiederaufbau die Gesellschaft in mancher Hinsicht konservativer als vor dem Krieg war. Nie war in diesem Jahrhundert der gesellschaftliche Druck zu heiraten so groß wie in der Periode 1945 – 1965. Nie war die Familie so sehr der „Eckstein der Gesellschaft", was die Christdemokraten immer noch so gerne behaupten, wie in dieser Zeit. Die Nachkriegsperiode brachte zwei große Änderungen im lesbischen Alltagsleben. 1946 wurde die erste Organisation Homosexueller gegründet, das COC (Kultur- und Freizeitzentrum). Obwohl Frauen nur einen geringen Prozentsatz der Mitgliedschaft ausmachten, war hier erstmals ein Forum geschaffen worden, wo über lesbische Anliegen geredet werden konnte. Anfangs wurden offensichtlich nur zwei Themen behandelt: das Thema des Mangels und des Teufelskreises („Weil zu Vereinabenden nur wenige Lesben kamen, wurden die, die kamen, wiederum abgeschreckt) und Thema der Rollen. Anhand der Beiträge im Vereinsblatt „Die Freundschaft" läßt sich die Debatte sehr gut nachvollziehen (Onstenk 1983). Diese Debatte bedeutete, daß erstmals klar wurde, was Männer und Frauen *nicht* gemeinsam hatten, und daß die Frauen das Bedürfnis hatten, sich als eine separate Gruppe im Verein von den Männern zu trennen. Die Entwicklung wurde auch durch die Politik des Vereins hervorgerufen.
Die größere Sichtbarkeit der Frauen war auch eine Folge der sozialen Änderungen nach dem Krieg. Obwohl Frauen in den Niederlanden nie wie in Deutschland und anderen kriegführenden Staaten zur Kriegsarbeitsreserve gehörten, wurden Frauen

in zunehmendem Maße in bestimmte Teile der Wirtschaft integriert: vor allem im Büro und in sozialen Berufen wie Krankenschwester, Lehrerin und Sozialarbeiterin. Dies waren meist Berufe im öffentlichen Dienst. Viele unverheiratete Frauen (die verheirateten hatten Berufsverbot[7]) zogen in die Städte, und zwar nicht in die Industriestädte wie Rotterdam, sondern in die Städte der Bürokratie wie Den Haag, wo die Regierung ihren Sitz hatte. Volkszählungsdaten zeigen, daß die verheiratete und unverheiratete Bevölkerung nicht gleichmäßig über das Land verteilt war: Unverheiratete konzentrierten sich an bestimmten Orten: hauptsächlich in diesen Städten und in denjenigen Agrargebieten, wo traditionell viele unverheiratete Bauernsöhne und -töchter lebten.

Das Leben in der Stadt war nicht leicht. Obwohl jetzt erstmals in diesem Jahrhundert größere Gruppen unverheirateter Frauen außerhalb ihrer Familie lebten, war der Druck zu heiraten, in der Gesellschaft noch nie so groß gewesen. Unverheiratete waren keine vollständigen BürgerInnen. Eine Wohnung in der Stadt zu finden, war fast unmöglich, weil es keine für Alleinwohnende gab: Man lebte oft in Zimmern und Pensionen. Die soziale Kontrolle in den meist kleinen holländischen Häusern war schrecklich, und wurde dadurch noch schlimmer, daß die Hauswirtin verpflichtet war, alles „Unsittliche" der Polizei zu melden, was oft geschah. Eine Eintragung wegen Homosexualität auf der Stammkarte zog mit in eine neue Stadt.
Obwohl es an billigen Arbeitskräften mangelte, dazu gehörten die Frauen, die geringer bezahlt wurden, konnte Lesbianismus ein Entlassungsgrund sein. Die Angst, den Job und damit die Selbständigkeit zu verlieren, war für alle Lesben ein gravierendes Problem. Sie waren deshalb gezwungen, ein Doppelleben zu führen: tagsüber nette Angestellte, abends in der Bar oder mit Freundinnen zusammen. Die Frauenorganisation im COC stützte sich auf ihre Mitglieder in Amsterdam und Den Haag, wo die meisten lesbischen Frauen lebten. Hier entstanden in der Nachkriegszeit die ersten Kneipen für Lesben.
Das Finden einer Gemeinsamkeit mit anderen Lesben hatte für diese Frauen die erste Priorität. Natürlich waren ihre Lebensumstände unserer Meinung nach oft kümmerlich, aber es gab zu dieser Zeit in der Gesellschaft überhaupt kein politisches Forum, wo die Umstände diskutiert werden konnte. Es war darum wichtiger, in der Gemeinschaft mit anderen Lesben die Kraft zum Überleben zu finden. Eine der von mir interviewten Frauen sagte, daß sie sich jetzt schäme, weil ihr politisches Bewußtsein damals nicht weiter ging, als den monatlichen Tischtennisabend für Lesben zu besuchen. Ich glaube nicht, daß sie sich mit Recht Vorwürfe macht. Coming-out war überhaupt nicht die Frage, es ging um das Überleben. Die alltägliche Tarnung hatte auch ihre spannenden Züge, im Spiel wer „mitmachen" wollte und wer nicht.[8]

Inzwischen hatte der Vorstand des COC begonnen, mit den höchsten Organen und Personen der verschiedenen gesellschaftlichen Säulen Gespräche zu führen, um auf diese Weise das politische Klima für Homosexualität zu verbessern. Obwohl diese Politik nach etwa zehn Jahren Frucht zu tragen begann, hatte sich innerhalb des COC die Meinung durchgesetzt, daß es die Emanzipation fördern würde, wenn Homosexuelle sich so „normal" wie möglich benehmen würden. So stießen zwei Trends zur Feminisierung von Lesben am Ende der fünfziger Jahre zusammen: Der von den Frauen selber ausgehende Trend, ihre eigenen Bedürfnisse, ihre eigenen Gemeinsamkeiten zu untersuchen und zu verstärken (ohne die homosexuellen Männer) und der Trend des COC, der eine Offensive gegen allzu weibliche Schwule und allzu männliche Lesben gestartet hatte.

Die Periode nach 1960

Es ist heute üblich, alle gesellschaftlichen Veränderungen am Ende der 60er Jahre

als „die achtundsechziger Revolution" zu bezeichnen. Das mag zwar bequem sein, die Realität ist aber nuancierter. Trotzdem ist es schwierig, genau zu beschreiben, wann und wie die Veränderungen damals angefangen haben, Veränderungen, die jetzt in den Niederlanden schon teilweise wieder verschwunden sind.
Wir können feststellen, daß in dieser Zeit das „Persönliche nicht nur politisch wurde", sondern auch die Politik persönlich war, d.h. daß das Politische sich konzentrierte auf die Forderungen des individuellen Lebens. Der erste Aspekt war das unmittelbare Verdienst des Feminismus, der zweite die Folge individualisierender Tendenzen, die in der ganzen Gesellschaft, aber besonders bei Lesben verwurzelt waren. Wie ist der Einfluß des Feminismus einzuschätzen? Die radikale Art des Feminismus Anfang der 70er Jahre (sei es Kulturfeminismus oder marxistischer Feminismus) existiert jetzt in den Niederlanden nicht mehr. Es läßt sich schwer feststellen, was sie dauerhaft hinterlassen hat. Zwei Beispiele: Die Beteiligung von Frauen an der Erwerbsarbeit ist jetzt höher. Besonders wichtig war auch die Idee der *autonomen* Organisationsformen, die es Lesben, wenn auch nach Auseinandersetzungen, ermöglicht hat, ihre eigenen Organisationen aufzubauen. Das Verhältnis zwischen Lesben und anderen frauenbewegten Frauen gestaltete sich, nach den ersten Flitterwochen, nicht ohne Probleme. Lesben mußten sich nicht nur von homosexuellen Männern trennen, sondern auch oft von Hetero-Feministinnen.
Eine zweite wichtige soziale Veränderung in dieser Periode war der Aufbau (und in den letzten Jahren der langsame Abbau) des Versorgungsstaates in den Niederlanden. Dieser Aufbau hatte zwei zentrale Folgen. Mit der Einführung des Existenzminimums in der Sozialversicherung verschwand die große Angst der Frauen, unfreiwillig zu den Eltern zurückkehren zu müssen. Obwohl die meisten Lesben noch immer stolz darauf waren, daß sie für ihren eigenen Lebensunterhalt sorgten, verlor eine kurzfristige Arbeitslosigkeit den Charakter des Schreckgespenst. Verheiratete Lesben waren jetzt nicht mehr von ihren Männern abhängig, und es entstand sogar eine kleine Gruppe, die stolz darauf war, *nicht* zu arbeiten und als „Freigestellte" an der Zukunft der„ Neuen Gesellschaft" zu arbeiten.
Desweiteren wirkte sich der Versorgungsstaat auf die Verteilung von Subventionsmitteln aus. In zunehmendem Maße wurde Steuergeld verwendet, um gesellschaftliche Änderungen durchzuführen. Die Konsenspolitik, üblich in den Niederlanden als Folge der Versäulung, führte dazu, daß ein Teil dieser Subventionsgelder für lesbische Emanzipationsprojekte verwendet wurde. Auf der Lokalebene versuchten immer mehr COC-Abteilungen, spezifische Homosexuelleninteressen in die Gemeindeverwaltung zu tragen. Auf Nationalebene wurden ebenso wichtige Erfolge verzeichnet. 1986 wurde ein Minister mit der Koordinierung von Problemen Homosexueller beauftragt. Dieser Minister, der gleichzeitig Minister für Familie ist, und der die Emanzipation der Lesben und Schwulen manchmal eher zu bremsen als zu fördern scheint, spielt praktisch gesehen kaum eine Rolle, aber es ist wichtig, daß in der Regierung eine Mentalitätsänderung zugunsten von Homosexualität sichtbar geworden ist.
Damit hat sich der Kreis geschlossen: Die Verurteilung wurde zu offizieller Politik.

Ich hoffe mit diesem Beitrag nachgewiesen zu haben, daß das Selbstbild und der Lebensstil individueller lesbischen Frauen in den Niederlanden immer eng zusammen hing mit den Möglichkeiten sich zu organisieren und mit den Diskussionen, die in der Politik und Gesellschaft über Homosexualität und Alleinstehende geführt wurden.

Anmerkungen

1) *Dieser Beitrag ist eine der Untersuchungen, die Karen Hillege für die Arbeitsgruppe Homostudien über die Beziehung zwischen Frauenbewegung und lesbischen Frauen am Anfang dieses Jahrhunderts erstellt hat. Ihre Quellen sind vor allem Augenzeugenberichte und Zeitungsbeiträge (Hillege 1985, S. 12–24).*

2) *Ich verwende hier die Bezeichnungen wie sie in USA verwendet werden, weil sie in die internationale Terminologie eingegangen sind. Im Deutschland der zwanziger Jahre waren die „Bubi und Dame" üblich.*

3) *Über die Metropole als Motor von homosexuellen und lesbischen Subkulturen erscheint 1990 meint Beitrag „Homosexual Subcultures as Urban subcultures", in: J.Schuyf, K. Soesbeek (Hrsg.), The Erasmus papers, Publicatiereeks Homostudies Utrecht.*

4) *Die Korrespondenz Schorers ist von Schorer selbst nach dem deutschen Einfall im Mai 1940 vernichtet worden und seine ausführliche Bibliothek ist von den Deutschen verschleppt und nie mehr gefunden worden. Damit fehlt uns ein bedeutsamer Schatz an Information. Vor kurzem sind mehrere Briefe von Schorer in Polizeiarchiven gefunden worden.*

5) *So z.B. in Büchern der auch in Deutschland sehr bekannten Jo van Ammers-Kühler, die 1925 das Werk „Vrouwenkruistocht" über die englischen Suffragetten publizierte.*

6) *Josine Reuling, Marie Louise Doudart de la Greé und Anna Blaman. Die beiden letzten publizierten den größten Teil ihres Werkes erst nach dem Krieg; Josine Reuling publizierte 1939 „Terug naar het Eiland", ein Buch über die unabhängige, weibliche Frau, die trotzdem Frauen liebt.*
Siehe auch für diese Periode: Judith Schuyf: Lottepotterij. Geschiedenis van het sapphische vermaak in Nederland tot 1940, in: M. Dallas u.a.: Homojaarboek 1, Amsterdam 1981, S. 19–47.

7) *Verheiratete Frauen hatten zwischen 1934 und 1957 Berufsverbot im öffentlichen Dienst.*

8) *Diese und andere Daten sind aus meiner Dissertation deren Erscheinen für 1990 geplant ist.*

Literatur

BLAMAN, Anna: Eenzaam Avontuur, Amsterdam 1948

DOUDART de la Gree, Marie-Louise: Vae Solis, Utrecht 1946

HACKER, Hanna: Frauen und Freundinnen, Berlin 1987

dies., VOGEL, Katharina: Ist das violette Fieber trivial? Lesbische Belletristik als Subversion, in: UKZ Heft 11, 1984, S. 12–21 und Heft 12, 1984, S. 14–19

HILLEGE, Karen: Een van de acht: Marie de Boer. Over Helmondse ondertekenaars van de Schorerpetitie, in: J. Schuyf u.a.: Homojaarboek 3, Amsterdam 1985, S. 12–24

ONSTENK, Annemiek: Van brede schouders tot hoge hakken. Veranderde beeldvorming over lesbische vrouwen in de periode 1939–1965, Amsterdam 1983

RÜHLING, Anna: Welches Interesse hat die Frauenbewegung an der Lösung des homosexuellen Problems? in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, VII, Leipzig 1905, S. 131–151

STOKVIS, Benno: De Homo-Sexueelen, Lochem 1939

STUURMAN, Siep: Verzuiling, Kapitalisme en patriarchaat. Aspecten van de ontwikkeling van de moderne staat in Nederland, Dissertation, Groningen 1983

VOGEL, Katharina: Die Theorie vom Dritten Geschlecht als Grundlage für ein neues Selbstverständnis von Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Diplomarbeit, Berlin 1985

Lea Morrien

Meine Suche nach einer Literatur zum Tabu im Tabu

Ich war kürzlich in einer einzigartigen Bibliothek. Sie befindet sich auf Gynan, einer Insel vor Sizilien. Eine Gruppe verschiedenster Frauen, davon die Mehrzahl Lesben, hat sie zusammengetragen. Eine Bibliothek, die mehr als 1 Million Bände umfaßt, davon ca. 250.000 Werke zu Lesbenthemen. „Lesbenbücher", erklärte mir die Leiterin der Bibliothek, „sind alle Bücher, die aus der Perspektive einer Frau geschrieben sind, die sich selbst und andere Frauen in den Mittelpunkt ihres Lebens stellt und das in jeder Hinsicht!"
„Hier bin ich richtig", antwortete ich ihr. „Sehen Sie, ich bin verzweifelt auf der Suche nach Literatur zu meinen Fragen!" Eilig überreichte ich ihr mein Papier, und sie begann den Text vor sich hinzumurmeln:

Meine Fragen

– das kleine Mädchen macht die erfahrung: ich bin ohnmächtig. er hat macht über mich. ich muß tun, was er sagt. er kann mich umbringen, wenn ich das nicht tue.

– er ist mein vater, bruder, onkel. er hat mir wehgetan. das kann nicht sein, er ist ja, der für mich sorgt, dem ich vertraue, meine mutter liebt ihn.

– was passiert ist, paßt nicht dazu. vielleicht ist es gar nicht passiert. vielleicht habe ich mir alles nur eingebildet. bestimmt, ich habe es mir nur eingebildet.

– ich werde größer und manchmal ist mir komisch, wenn mein vater, bruder, onkel in der nähe ist. aber, warum bloß?

– ich werde größer und meine mutter liebt meinen vater, bruder, onkel. manchmal fühle ich mich auch ihr fremd. aber, warum bloß?

– ich werde größer und manchmal weiß ich gar nicht, wer ich eigentlich bin. manchmal weiß ich auch gar nicht, was ich eigentlich will. ich vergesse oft, was passiert ist. ich weiß gar nicht immer, ob ich mir glauben kann. ich weiß gar nicht immer, wem ich eigentlich glauben kann. ich fühle mich so oft allein. aber, warum bloß?

– ich werde größer und spreche mit meinen freundinnen, tanten und cousinen. „probleme gibt's überall" sagten die und „uns geht's doch gut!" ich sage „ja, stimmt" und kann ihnen nicht glauben. ich glaube mir selbst nicht. aber, warum bloß?

die männer lachen oft/laut.
die frauen flüstern miteinander.
aber, was ich hören muß, das sagen sie nicht.
sie lieben ihre männer. sie sind abhängig.
ich bin allein.

– dann bin ich groß. ich habe eine geliebte. ihr kann ich alles sagen. alles, was ich weiß. aber, ich weiß nicht alles. und, ich will auch gar nicht alles wissen.

– ich bin groß und meine geliebte will alles wissen. sie fragt soviel. sie rüttelt an was. sie tut mir weh.

– ich bin groß und meine geliebte ist gegangen. sie will mit mir sprechen/ nicht schweigen. jetzt sind da nur noch ihre fragen – *meine!*

„Sie stehen am Anfang, wie?", sagte die Bibliotheksleiterin und sah mich nachdenklich an. Beiläufig legte sie den Zettel auf einen der ovalen Holztische, die zu mehreren zwischen den meterhohen Regalen standen.

„Das hier ist der richtige Platz für Anfängerinnen", bemerkte eine Lesehungrige im Vorbeigehen. „Da werden Sie bald merken, daß es für uns kein Ende gibt..."
Die Bibliotheksleiterin sah ihr schmunzelnd nach. Ich stand verwirrt daneben. „Lucia", erklärte sie, „eine der Mitbegründerinnen. Spezialistin für Lebensliteratur der 90er Jahre. Gehen Sie ihr einfach nach. Sie werden genau dahin kommen, wohin Sie müssen."

Lucia war bereits um die Regalecke verschwunden. „Lucia", rief ich, „Lucia, warten Sie doch auf mich!" Da stand sie, Lucia, die energische Lesbe. Sieben Bücher hielt sie in ihren Armen, sieben dicke Bücher.
„Nehmen Sie mir mal drei ab!"
Ich nahm die oberen drei und folgte ihr.
„Die neunziger Jahre also", sprach sie vor sich hin, „ja, da werden wir schon einiges für Sie finden."

Wir liefen und liefen und sie schwieg und ich schwieg. „Ein wahrhaftes Labyrinth, dachte ich bei mir und staunte über das nicht enden wollende Büchermeer. Die Geschichten von tausend und abertausenden von Lesben. Und, von überall her fiel Licht durch die großen Fenster. Palmen wuchsen aus tönernen Kesseln. „Und kein bißchen Mief", dachte ich und erinnerte mich an die stickige Luft in den Herrenbibliotheken.

„Da sind wir", unterbrach sie meine Gedanken und wies auf drei der unzähligen Regalreihen. „Ach, sagen Sie, lesen Sie Hindi?"
„Hindi?!", sah ich sie ungläubig an, „nein, Hindi ausgerechnet nicht."
„Schade", lachte sie, „die Inderinnen haben in den Neunzigern interessante Beiträge zu Ihrem Thema geliefert. Naja, aber Ihre Landslesben haben auch fleißig publiziert. Sehen Sie sich doch ihre drei Werke an!"
Ich hielt noch immer jene drei dicken Bücher in meinen Armen und bemerkte erst da, daß es deutsche Veröffentlichungen waren.

„Sexuelle Gewalt von Männern gegen Mädchen und ihre Spätfolgen für Lesben und ihre Beziehungen." Hrsg.: Institut für Lesbisch-Feministische Studien, Frauenfels 1997.

„Ist das was?!"
„Ich denke, ja", erklärte ich strahlend.
„Und die beiden anderen?"

Ich nahm das zweite Buch und schlug den Schutzeinband auf:

„LANA" oder die Geschichte zweier Lesben, die aneinander das Fürchten und Lieben lernten."

„LANA dokumentiert in eindringlicher Weise den Versuch einer Lesbe, den verinnerlichten und äußeren Zerrspiegeln und Verletzungen des Patriarchats zu widerstehen. LANA widersteht, indem sie sich diesen schmerzhaften Verzerrungen und Verletzungen stellt und so die Kraft entwickelt, sie zu überwinden. LANA lernt Lieben, sich und die Andere, sich in der Anderen, die Andere in sich.
LANA dokumentiert die Not-wendigkeit, von einem tiefverwurzelten Bewußtsein der eigenen Ohnmacht Abschied nehmen zu müssen und können; ein Bewußtsein, von patriarchalen Vätern und Müttern an uns Töchtern weitergegeben; ein Bewußtsein, das uns daran hindern soll, jene Türen aufzureißen, hinter denen unsere verschollene Macht schon solange auf uns wartet! (...)"

Dr. Felicitas Anzaldua in: VITA, Internationale Zeitschrift für Lesbenbuchkritik, 7/ 1999

„Und nun das dritte!“ fordert mich Lucia auf. „Ja“, sage ich erwartungsfreudig und schlage wieder den Einband auf. „Mein Buch“ steht da, und neugierig blättere ich die ersten Seiten um. Ich bin verwirrt und blättere weiter. Und immer das gleiche und blättere weiter. „Ja, aber“, sage ich und sehe Lucia fragend an. „In dem Buch steht ja nichts. Das Buch ist ja leer!“
„Das Buch ist nicht leer“, entgegnet sie entschieden. „Das Buch wartet!“

M.A.F. Räderscheidt: **‚Spielleidenschaft‘**

48 Radierung aus dem Buch ‚Müde Mätressen‘, Köln 1978, Eigenverlag

Hanna Hacker

Lesbische Denkbewegungen

Ich gehe in den folgenden Überlegungen von einer Irritation aus: Auf aufregende Weise konstruieren die Autorinnen von „Wie weibliche Freiheit entsteht“[1] eine Entwicklungslogik in ihrer Darstellung der Neuen Frauenbewegung Italiens, und verführerisch kühn setzen sie sich über die „alte“ Unentscheidbarkeit von Differenz oder Gleichheit hinweg. Gleichzeitig zieht sich durch das Buch eine unglaubliche und bestürzende Verleugnung – ein Nicht-Benennen der lesbischen Erfahrung, eine Nicht-Auseinandersetzung mit lesbischer Theoriebildung.
Die Frauen und Freundinnen der Frauenbuchhandlung Mailand wählen eine historisch und kulturell weit ausladende Rahmenhandlung, um ein aktuelles politisches Projekt (mit-) zu begründen. Sie präsentieren ihre Lesart geschichtlich „realer“ wie auch literarisierter Konstellationen zwischen Frauen, um so ihre eigenen feministischen Erkenntnisschritte nachvollziehbar zu machen, zugleich aber auch von der Richtigkeit des Projektes affidamento zu überzeugen. Sie bieten keinerlei Selbstbenennung in der Logik eines Lesben-Hetera-Gefüges. Das Wort „lesbisch“ komt, außer in Formulierungen wie: „Es war nicht lesbische Sexualität, sondern eine Sexualität, die nicht mehr im männlichen Begehren gefangen war“, (Libreria delle donne di Milano, S. 48) kein einziges Mal vor. Es handelt sich um keinen „lesbischen“ Rückgriff auf historische oder literarische Vorbilder (Verhältnisse unter Frauen im Alten Testament, im Frankreich des 18. Jahrhunderts, im amerikanischen Bürgertum des 19. und 20. Jahrhunderts, in der europäischen Bohème zwischen den Kriegen, usw.). Sie bieten keine „lesbische“ Erfahrung in der Darstellung und Interpretation der italienischen Neuen Frauenbewegung/sgeschichte. „Weibliche Homosexualität“ existiert indirekt, im Zitat, zwischen den Französinnen, „die wir getroffen haben“ (S. 48); als „Gefühl“, „letztes Jahr“, „daß Sexualität zwischen Frauen ein Muß (die Norm) ist“ (S. 115).

Wenn es möglich ist, innerhalb einer (euphorisch rezipierten) Frauenbewegungsgeschichte lesbische Existenz und lesbische Kontroversen, wie immer frau sie bewerten will, kein einziges Mal beim Namen zu nennen, und es doch vorrangig um die „Ideen und Energien“ geht, „die unter Frauen zirkulieren“ (S. 21), muß an den lesbischen Vorwurf im Kontext der Bewegung offenbar wieder erinnert werden. Wenn Buchhändlerinnen, die in ihrem Zugang zu Theorie und Praxis durchgängig auf die Bedeutung von Büchern, Zeitschriften, Autorinnen, „Schrift“ in jedem Sinne verweisen, von den Debatten um die historische Bestimmung des Lesbischen und des Heterosexuellen, um die schwierige Namhaftmachung ihrer Ausformung usw. gänzlich absehen, müssen lesbische Konzeptualisierungsversuche zumindest bruchstückhaft wieder in Erinnerung gerufen werden. Ich möchte zumindest auf die Divergenzen zwischen einem feministischen und einem lesbischen Blick auf „dieselben“ historischen und literarischen Konstellationen verweisen, wenn diese Divergenzen schon nicht aufhebbar sind.

Trotz aller Gemeinsamkeit: Der lesbische Vorwurf

Im Zusammenhang „der“ Bewegung, damals in den frühen 70er Jahren, als wir alle noch jung waren, entstand ein Lesben-Hetero-Verhältnis erst und nur dadurch, daß bestimmte Frauen den namen-losen „Schutzraum“ der feministischen Gemeinsamkeit attackierten und ihr oft recht simples „Es gibt uns“ als Protest, Provokation und Konterdependenz artikulierten. Dieser Definitions-Ping-Pong, in dem um Radikalität, politische Folgerichtigkeit, widersprüchliche feministische Normen wie Män-

nerfeindlichkeit, weibliche Zärtlichkeit, nicht-männliche Härte, nicht-feminine Stärke usw. gefochten wurde, war ein Wechselspiel zwischen verschiedenen und nicht nur zwischen zwei Gruppierungen. Aneinander gerieten, als neue Identitäten, (zumindest) die Heterofrauen, die heimlichen Lesben, die offenen Lesben sowie jene Lesben, die sich organisierten und ihre Forderungen an „alle anderen" herantrugen, sei es in Form von Lesbengruppen innerhalb der Frauenzentren, seien es „außen" positionierte Zusammenschlüsse wie etwas das Lesbische Aktionszentrum in Westberlin.[2)]

Daß Frauen sich lesbisch-feministisch benennen, daß sie sich zur Frauenbewegung fordernd in Beziehung setzen, daß Brüche und Differenzen in der Bewegung manifest werden und daß es sich gleichwohl um eine kollektive Erfahrung einer gesamten Bewegung, einer gemeinsamen politischen Sozialisation handelt: diese historische Station machte es erst möglich, die zunächst in ihr affirmierten Kategorien des Heterosexuellen und des Lesbischen aufs neue „radikal" in Frage zu stellen. Erst ein Erinnern und Verinnerlichen dieser kollektiven und auch je biographischen Erfahrung legitimierte (historisch, nicht moralisch) Zweifel, Fragen und Entdeckungen verschiedenster Verhältnisse zwischen Frauen, unterschiedlichster Dimensionen des Begehrens, der Verbindung, der Ausdrucksweisen, der Offenheit oder Verschwiegenheit, der Identität oder Identitätslosigkeit in weibweiblichen Konstellationen. Lesbischen Spurensucherinnen wurde zunehmend bewußt, wie historisch „jung" ein lesbisches Selbstverständnis war, und sie entwickelten nun nach und nach eine im weiten Sinne frauenidentifizierte Sicht auf die Geschichte (und Gegenwart) aller Frauen. Zu „unseren" Quellen gehörte seit diesem Paradigmenwechsel jedes literarische Produkt einer Frau und nicht nur ein expliziter „Lesben"-Roman, jede weibliche Biographie und nicht nur der Lebenslauf notorischer Lesben, jeder Handlungszusammenhang von Frauen und nicht nur ausdrücklich lesbische urbane Subkulturen oder die Organisationen der verschiedenen Flügel der alten Frauenbewegung. Im Feminismus der 70er Jahre sozialisierte Theoretikerinnen hatten es doppelt schwer, mußten sie sich doch sowohl vom historischen Erbe der sexualwissenschaftlich definierten „Homosexualität" als auch vom „Lesbianismus", der recht enge Normen setzte, emanzipieren. Der in den 70er Jahren populäre Slogan „Alle Frauen sind lesbisch außer denen, die es noch nicht wissen", gründete noch auf der Erfahrung einer klaren Trennlinie zwischen der „herrschenden" Heterosexualität und der „randständigen", aber radikalen lesbischen „Avantgarde". „Words and Pictures for Lesbian Imagination in All Women"[3)] drückt den erfolgten Blickwechsel aus, konnotiert zugleich Versöhnlicheres und verdankt sich eben der vollzogenen Herstellung einer lesbischen Community, einer lesbischen Öffentlichkeit, eines lesbischen politischen, wissenschaftlichen, kulturellen Diskurses in Überschneidungen und Überkreuzungen mit der Neuen Frauenbewegung.

Obwohl eine lesbische Infrastruktur existiert und obwohl lesbisch-theoretische Differenzierungen lebendig sind, ist in der frauenbewegten Praxis m.E. die Notwendigkeit nicht verschwunden, daß Lesben sich selbst offensiv darstellen. Im ja meist schriftlich vermittelten theoretischen/wissenschaftlichen Diskurs scheint jedenfalls das Beharren auf der Selbstbezeichnung weiterhin oder sogar verstärkt notwendig. Dieses Artikulieren des eigenen Vorhandenseins kann zunächst einmal nicht differenzierend erfolgen und muß Vielfalt und Mehrdeutigkeit auf wissenschaftlich nicht immer taugliche Parolen reduzieren (vgl. den nicht-lesbischen Streit um „Parolen" vs. „Standpunkte" bei Knapp 1988 und Notz 1989). Wer einen lesbischen Zugang zur (Gesellschafts-)Theorie ver/sucht, sieht sich weiterhin oft gezwungen, zu beteuern, daß es lesbische Frauen, lesbische Sehnsüchte und vor allem lesbische Erkenntnisstrukturen gibt. Forscherinnen werden zusätzlich darauf bestehen, daß lesbische Frauen, Sehnsüchte und Erkenntnisstrukturen Bedeutung – auch im Sinn von Vieldeutigkeit – haben. Die „beiträge" bieten selbst ein hübsches Beispiel für die

Schwierigkeiten dieser Diskurslogik. Sabine Hark (1987) hat zum einen auf dieser beharrlichen Ebene des „Aber es gibt Lesben überall" argumentiert und den Zwang zur Übersetzungsarbeit im „Notfalls bin ich eben mit-gemeint" (bei allen Themenschwerpunkten der „beiträge", die einen lesbischen Diskurs eben nie ausdrücklich benannt haben) expliziert. Zum anderen hat sie Differenzierungen in der Begründung und über sie hinaus ausgearbeitet, warum lesbisch-feministische Theorie und Praxis sich nicht gerne an den Orten der Sexualität, der politischen Avantgarde und der Radikalität wiederfindet. Die Redaktion der „beiträge" wiederum interpretiert – soweit ich ihre Reaktionen nachlesen kann – diese natürlich auch polemische Analyse ausschließlich als „Prügel" für eine „konzeptionslose Formulierung" („Vorankündigung", in: beiträge 24/89). Bedeutung gewinnt in diesem Diskurs nur der scharfe Ton des Vorwurfs einer Auslassung. Diesen Vorwurf kann frau natürlich rundum werfen, z.B. auf die zahlreichen feministisch-theoretischen Sammelbände, die im letzten Jahr erschienen sind und auf „Kritik" so viel Wert legen. Wo sind die in der lesbisch motivierten Theoriebildung entfalteten Kontroversen,, die Differenzierungen, die längst gewonnenen Befunde, die Standard-Fragen, die wütenden Antworten, die verworenen Modeströmungen, die Klassikerinnen, die lesbisch-theoretischen Zitierkartelle in den „Weibsgedanken", den „Denkverhältnissen", dem „Feministischen Kompaß"? Die Redaktion der „beiträge" bemüht sich immerhin um Hinweise auf die Bandbreite lesbischer Existenz: „die Lesbe im Erwerbsleben", „die materiell verelendete Lesbe", „die Lesben bei den Grünen", „Coming Out als Leistung", „die Künstlerin als Lesbe" (vgl. Vorankündigung). Für mich heißt das: Die Trägerinnen der Debatten innerhalb der lesbischen (sozialwissenschaftlichen) Theoriebildung haben es in den letzten Jahren nicht geschafft, ihre vielfältigen Diskussionsprozesse und -ergebnisse, die großteils in einer Modifizierung der 70er-Jahre-Radikalität bestanden und darin ihre Stärke haben, im frauenbewegten wissenschaftlichen Diskurs zu verankern.[4] Da der Kontext, innerhalb dessen ich spreche, mit frauenbewegter Sozialisation einiges zu tun hat, ist das ein Vorwurf, auch wenn ich mir durchaus nicht sicher bin, wem er zu machen ist.

Historische Stationen: Lesbische und feministische Divergenz

Jenseits dieses beharrlichen Vorwurfes greife ich nun wieder zur „Weiblichen Freiheit", stimme dem Befund zu, daß „Lehrmeisterinnen" wichtiger sein können als „anerkannte Rechte" (Libreria, S. 25), und betrachte einige der (beliebigen?) historischen Beispiele näher, auf die die Mailänderinnen sich beziehen. Diese vorbildlichen Beispiele sind sämtlich als „lesbisch" besetzte wiederzuerkennen. Wie hat sich die historische Lesbenforschung diesen zwischenfraulichen Konstellationen genähert, und auf welche Interpretationen legen die Verfechterinnen des affidamento ihren Schwerpunkt?[5]

Die Boston Marriage (vgl. Libreraria, S. 24 f.) und ihre Vorläuferin, die „Female World of Love and Ritual" (Smith-Rosenberg 1975, dt. 1981) gilt als *die* westliche Institution kulturell anerkannter Frauenbeziehungen, und ihre Bewertung zählt zu den umstrittensten in der historischen Frauen/Lesbenforschung. Für den kulturellen Raum des amerikanischen Bildungsbürgertums im 19. Jahrhundert hat Lillian Faderman (1981) einige Beschreibungen, Bewertungen und Benennungen vorgegeben. Ihrer Analyse gemäß verläuft die historische Linie von der Figur der „Kindred Spirits", also der Sehnsucht potentiell aller Frauen (dieses Milieus), ihre Gefühle, Erfahrungen, ihr Leben mit einer geliebten Freundin zu teilen, ohne zunächst noch über die materiellen Mittel zur Realisierung zu verfügen, zur auch zwiespältigen Konstellation einer Befürwortung solcher Zuordnungen der Frauen in die Sphäre des Sentimentalen seitens der Männer. (Lillian Faderman führt hier u.a. den „Frauenüberschuß" und die Motivation ins Treffen, einem rebellischen Impetus der

Frauen die Spitze abzubrechen.) Erst die – „bürgerlichen" Frauen zugänglichen – Erwerbs- und Bildungsmöglichkeiten wie generell der frauenbewegte, selbstbewußtseinsfördernde Aufbruch ab dem späten 19. Jahrhundert hätten die Bedingungen dafür hergestellt, die Sehnsucht nach einer (lebens)langen Frauenfreundschaft umsetzen zu können. Umstritten ist die Bewertung der traditionalen Dimension in den Ausdrucksformen dieser Verhältnisse und Befindlichkeiten, die heute kaum anders als idyllisierend oder gar verkitschend beschreibbar sind. Da sie sichtbar und gar nicht verschwiegen schienen, kann frau viele Seiten mit Zitaten der verschmelzenden Seelen und romantischen Gemütsbewegungen füllen. Lillian Faderman wurde von anderen Lesbenforscherinnen zum Vorwurf gemacht, sie porträtiere die USA des vorigen Jahrhunderts als Goldenes Zeitalter für sich liebende feministische Paare, verleugne den sexuellen Anteil dieser Bindungen und setze die weniger geglückten, die explizit sexuellen oder die „nicht gleichberechtigt" gestalteten Beziehungen zwischen Frauen unnötig herab (z.B. Jeffreys 1984, Newton 1984, Vicinus 1983). Boston Marriages sind Bestandteil einer „lesbischen" Frauengeschichte und zugleich kaum thematisierbar ohne die Frage, welche gleichzeitig vorfindlichen weibweiblichen Konstellationen bei einer Focussierung auf die Idylle der gelebten Seelenliebe aus dem Blick geraten – Kritikerinnen pflegen u.a. die weniger romantische Praxis des Passing/Crossing[6], die Frauen eher aus proletarischem Milieu auffällig werden ließ, zu betonen. In jedem Fall ist die Lebensform der Boston Marriage nicht auf die USA beschränkt. Das gemeinsame Leben von Freundinnen-, auch Schwesternpaaren, die keiner eindeutigen Pathologisierung als homosexuell erlagen, ist *die* Ausgangsfigur auch für die erste Frauenbewegungskultur und ihre Projekte, in denen sich tatsächlich die Beziehung zu realisieren schien, die im affidamento gefordert wird. Hier entstanden die Unterstützungsnetzwerke des weiblichen, in der Literatur (z.B. von Cook 1979) oft überstrapazierten „nurture and support"; hier schienen traditionelle Verehrung und Autorität unter Frauen selbstverständlich; hier übertraten Frauen das patriarchale Verbot, „sich untereinander zu verbünden, einander zu lieben, gemeinsam etwas zu erschaffen und einander geistig zu fördern" (Bonnet 1981, S. 221, Ü: H. H.) – wobei wiederum fraglich bleibt, ob bei all ihrer spirituellen Betonung einer „Transzendenz des Fleisches" nicht doch ihr Körper zum Ort der Erfahrung wurde (ibid., S. 216). Von dieser Ausgangskonstellation für die Schaffung einer am familiären Modell orientierten, dennoch „autonomen" und eigenwertigen Frauenöffentlichkeit, von der so bruchlos nicht behauptet werden kann, sie hätte ausschließlich kulturelle Wertschätzung genossen und verdanke sich nicht anti-heterosexueller subversiver Motivation, wollten und mußten sich die nächsten Generationen emanzipieren. Frauen mit Geburtsjahrgängen etwa ab den 1870er Jahren experimentierten mit allen möglichen sozialen Bewegungen und sexuellen Beziehungsformen. Eine Konsequenz ihrer Abgrenzung von der sentimentalen Selbstwahrnehmung der „Mütter" bestand, etwa ab der Jahrhundertwende und verstärkt in den 20er Jahren, im Aufbau der kollektiven Identität geächteter, aber selbstbewußter lesbischer „Maskulinität". (Vgl. Newton 1984 und Vicinus 1985)

Die „Weibliche Freiheit" stellt nur auf die Tatsache ab, daß „die männliche Geschlechtlichkeit" die soziale Beziehung der Boston Marriage historisch gefährdet habe und daß die Frauen sich selbst den Boden unter den Füßen wegzogen. „In demselben Land, wo man die Entwicklung einer Frauenfreundschaft zu einer festen und konsequenten sozialen Beziehung hatte beobachten können, finden wir ein oder zwei Generationen später die Freundinnen der *Clique* von Mary McCarthy – Frauen, die so gebildet wie orientierungslos sind, ohne (. . .) eine Spur der Entschlossenheit ihrer Vorfahrinnen. Als erstes fällt uns da die Figur der Vassar-Doktorandin ein, die darauf besteht, ihr Kind zu stillen, (. . .) nur um ihrem Ehemann (. . .) eine Freude zu machen. Der Zeitraum von einer Generation scheint also zu genügen, um die ursprüngliche Form der weiblichen Stärke auszulöschen." (Libre-

ria, S. 24) Die Mailänderinnen zitieren also Mary McCarthys Roman „Die Clique", um die Gefahr einer absoluten Entfremdung der Frauen von sich selbst und voneinander zu verdeutlichen.
„Als erstes fällt uns da" etwas anderes ein und auf als den Mailänderinnen: „Die Clique" schildert m.E. die verschiedensten Dimensionen von Frauenbeziehungen: Freundschaft, Unterstützung, das Scheitern an den Experimenten mit heterosexueller Praxis, die von Frauen vollzogene Entlarvung der Sexualreformbewegung als ihnen nicht gemäß und schließlich das Auftauchen der sexuell, kinderliebend, antifaschistisch, provokant und schlagkräftig gezeichneten „Lesbe" (von einer der Freundinnen übrigens aus Italien importiert). Ihr gilt die Solidarität der anderen Frauen, weil und obwohl sie wild entschlossen ist, gegen jeden Mann, der ihre Geliebte „retten" will, mittels Wachhunden, Revolver und Schlagringen vorzugehen. Verfügt Maria, die streitlustige Baronin, über effizientere oder nur über andere Mittel als Olive, die Dame aus Boston? Sind solche unweibliche Waffen kein bemerkenswerter Ausdruck weiblicher Autorität oder doch ein deutlich politisches Projek? Ironische Schreibweisen kennzeichnen sowohls Henry James als auch Mary McCarthy.

Die zärtlichen Idylle der Seelenliebe zwischen Frauen, möglichst auch noch verknüpft mit „politischem" Engagement, die so frei von Differenzen unter Frauen auch nicht war – Reverenz gegenüber den Müttern schafft nicht per se friedliche Existenz, eher erschwert sie die Einübung in Formen (frauen-)öffentlicher Konfliktaustragung – wurde einerseits um einen sicherlich hohen Preis aufgegeben, von den Frauen selbst und vom Autor der Geschichte. Traditionale Bindungen zwischen Frauen sind zwar weiterhin vorfindlich, jedoch marginalisiert. Andererseits war die Institution der gesellschaftlich anerkannten Frauenfreundschaft eine historische Station auf dem Weg hin zur Konstitution eines gegenkulturellen lesbischen Zusammenhanges. Frauen, die sich – seit Beginn des 20. Jahrhunderts – „eindeutig" hierzu bekannten, können einer heterosexualisierenden Geschichtsschreibung nicht so leicht anheimfallen. Als einen Ort (von mehreren) „dazwischen" gibt es das Künstler/innen-Milieu etwa in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, das die Mailänderinnen exemplarisch heranziehen. Es ist wiederum Teil der lesbischen Erfahrung und doch offenbar nicht für jede Frau erkennbar. In der Logik des affidamento hat Hilda Doolittle Bryher „als Bezugspunkt gewählt" und bezog von daher ihre Kraft als Dichterin und als Befürworterin der sexuellen Differenz (Libreria, S. 27–30). Historische Lesbenforschung sieht sich zwar auch von der gemeinsam produzierten „Schrift an der Wand" des griechischen Hotelzimmers der beiden Frauen fasziniert, assoziiert aber doch noch mehr und anderes (vgl. u.v.a. Bernikow 1980 und Gubar 1984): ihre langdauernde Liebesbeziehung; die gemeinsame „Elternschaft" gegenüber H. D.'s Tochter, die nach einer früheren Liebe benannt ist; das in der heterosexuellen Definition überbewertete und dennoch existente Naheverhältnis zu den prominenten Männern innerhalb der Literaten- und Künstler-Szenerie; die Auseinandersetzung H.D.'s mit Sapphos Werken; schließlich den Definitionskampf zwischen H.D. und Freud gerade in bezug auf die Zweier-Vision. Tendenziell kehrte sich hier das klassische Verhältnis Meister/gestörte Frau um. Der Professor ist in das Werk einer namhaften Autorin eingeschrieben, die die integrative Kraft der von ihr und ihrer Freundin erlebten Visionen vor die Interpretationen Freuds stellt. Nicht zuletzt und vielleicht „als erstes fällt uns ein" und auf, wenn wir den Film „Borderline" oder Fotos daraus kennen, daß Bryher alle (Körper-)Codes der „maskulinen" lesbischen Frau der 20er und 30er Jahre in Szene setzte.

Im Tempo der Geschichte: Lesbische und feministische Konvergenz

Ich habe – nach der beharrlichen Vorstellung, die Existenz lesbischer Erfahrung müsse beim Namen genannt werden bzw. sich selbst beim Namen nennen – Denkbe-

wegungen hin zu historischen Konstellationen von Bindungen zwischen Frauen gestreift. In der Frauen/Lesbenforschung wie auch in der „neuen politischen Praxis" affidamento liegt jedoch auch ein transhistorisches, tanskulturelles Moment. Wiederum ist zu fragen, worin dessen Benennungen und Begründungen konvergieren und worin sie sich unterscheiden.

Der Anfang der 80er Jahre von Adrienne Rich (Rich 1980) verfochtene, vieldiskutierte und mehrheitlich verworfene Ansatz des „Lesbischen Kontinuums" setzt auf die Möglichkeit, quer durch die Geschichte und Kulturen Bindungen zwischen Frauen aufzuspüren und dingfest zu machen – von den Schülerinnen Sapphos über „geheime Schwesternschaften in Afrika" bis zu den chinesischen Heiratsverweigerinnen usw. In diesem Ansatz sind nicht „alle Frauen lesbisch", jedoch heterosexuelle Zwangsstrukturen ubiquitär, patriarchal und gewaltsam und wollen das in jeder Frau angelegte Potential, sich einer anderen Frau – analog der Mutter-Tochter-Beziehung als ursprünglichster Form der Frauen-Zuneigung – zuzuwenden, unterdrücken. Dank ihrer überlegenen Ressourcen sind die Strategien der Zwangsheterosexualität auch meist erfolgreich. Nach Adrienne Rich bewegen sich alle Frauen, „gleichgültig, ob wir uns als Lesben bezeichnen oder nicht", „ständig in dieses Kontinuum hinein und wieder hinaus" (Rich, S. 160).

In einer ähnlichen Tradition steht Janice Raymonds Konzeption der „Frauen-Zuneigung" (Raymond 1986). Auch sie spürt den Organisationsformen weibweiblicher Verhältnisse überall dort nach, wo sie sie finden kann, und privilegiert dabei exemplarisch Nonnen und Äbtissinnen des Mittelalters sowie wiederum die chinesischen Eheverweigerinnen des 19. Jahrhunderts. Sie benennt die Mächte, die einer Zuneigung von Frauen zu sich selbst und zueinander entgegenstehen, durchgängig als „Hetero-Realität", vermeidet aber umgekehrt eine (sprachliche) Ineinssetzung von „lesbisch" und „frauen-zugeneigt". In Bezugnahmen auf Adrienne Rich differenziert Janice Raymond zwischen dem „nurtre and support" der Frauenidentifikation und dem potentiellen Sprung „über" das Kontinuum. Einem Coming Out und Going Public als Lesbe (und ihren historischen Vorläuferinnen) sei zuzugestehen, nicht zuletzt durch die Aufsichnahme von Diskriminierungen einen „besonderen Weg" mit „spezifischen Risiken" zu realisieren. „Frauenidentifizierte Frauen, die in einer von Frauenhaß erfüllten Gesellschaft zwar Mut zeigen und andere Risiken auf sich nehmen, sind nicht das spezifische Risiko eingegangen, sich für Lesbisches Sein zu entscheiden." (Raymond, S. 28) Unbestritten verwenden die Mailänderinnen eine blumigere, politischere, eben „italienischere" Sprache als Janice Raymond, die vielfach in platte, betuliche „typisch amerikanische" Lebensberatung abrutscht. Dennoch beinhalten die beiden Entwürfe vergleichbare innerfeministische Kritik: Sie stehen dem Ideal des unstrukturierten Kollektivs skeptisch gegenüber, befürworten weibliche Autorität, zweifeln am feministischen Geständnis- und Redezwang und meinen, die Sehnsucht nach weiblich identifizierten Vorbildern lasse sich in authentische Geschichten fassen.

Das in der „Weiblichen Freiheit" viel bemühte Naheverhältnis zur „französischen" Theoriebildung und Praxis umgeht (ebenfalls) Ausarbeitungen lesbisch-theoretischer Begriffsbildung. Für Marie-Jo Bonnet (1981), die Verfasserin des französischen Standardwerkes zur Geschichte der „rélations amoureuses entre les femmes", gibt es Authentizität, Eigentlichkeit und Transhitorizität in der Geschichte der Liebesbeziehungen unter Frauen nur sehr bedingt. Sie ist in gewaltigem Maße skeptisch gegenüber allen Versuchen, aus patriarchalen Umschreibungen, Einschreibungen und Definitionen – seien sie lexikalisch, literarisierend, statistisch oder biographisch – die „Wahrheit" der Frauenliebe zu rekonstruieren und das historische Faktum des Schweigens der Frauen aufzuheben (vgl. auch Bonnet 1982). Sie wählt jedoch zumindest *eine* durchgängige Perspektive, nämlich die der Subversion: Forschungslei-

tend und handlungsanweisend billigt Marie-Jo Bonnet jedem Naheverhältnis zwischen Frauen subversive Kraft zu, die im Handeln mehr als in den Worten liege. Die Wechselwirkungen zwischen dem Projekt der Politik und der Forderungen (im Feminismus) und dem Projekt der Liebe und der Kultur (im Lesbianismus) müßten erkannt, von uns selbst benannt und öffentlich gemacht werden, um nur scheinbare Trennungen und Spaltungen zwischen Frauen aufzuheben und um die Rhetorik des Negativen und des Opfers im Feminismus zu transzendieren und zur positiven Kultivierung von Erfahrungen unter Frauen zu gelangen. In diesem Punkt also konvergieren der „französische" und der „italienische" Ansatz.

Das affidamento, wie schon ausgeführt, findet auch quer durch die Geschichte in ihren glücklichen Momenten Bindungen unter Frauen, die sämtlich authentisch, konstruktiv, kreativ, produktiv und innovativ empfunden werden, solange nicht die Frauen selbst oder eben das Gesetz der männlichen Geschlechtlichkeit sie zerstören. Die Rettung liegt im Begreifen und bewußten Realisieren dieser Praxis als Politikum. Unklar bleibt jeoch, wer es vollzieht; wer handelt; wer spricht. Die Entdekkung, daß „wir nicht alle gleich sind", führt in diesem Ansatz nicht zu einer Differenzierung etwa zwischen traditionaler Frauenliebe, feministisch-moderner Zuwendung zu Frauen oder eigensinnig-lesbischer Identität, deren Gretchenfrage die sexualisierte und zugleich rebellische Differenz zwischen „Kessem Vater" und „Femme", zwischen „maskuliner" und „femininer" weiblicher Imagination wäre. Wenn feministische und lesbische Denk-, Gemüts- und andere Bewegungen in „unserem" kulturellen Raum einander verleugnen oder vergessen, wird weiterhin „jede Frau die gleiche Geschichte von neuem" beginnen, „die Taten und Worte ihrer Vorgängerinnen wieder erfinden" müssen (Bonnet 1982, S. 41), werden diese Bewegungen zirkulär bleiben und zufällig.

Anmerkungen

1) *Ich setze im folgenden die Argumentation der Libreria delle donne di Milano: „Wie weibliche Freiheit entsteht", als zumindest in groben Umrissen bekannt voraus.*

2) *Dieses Wechselspiel verlief je nach regionalem Zusammenhang sicher unterschiedlich. Für das Wiener Frauenzentrum gilt, daß die Lesbengruppe recht geschickt die Projektionen der „anderen Frauen" nutzte, daß ihr eine Subversion der strukturellen Regeln gelang und sie dennoch zum Teil „draußen" blieb (vgl. Hacker 1988). Andererseits gibt es zumindest situative Erklärungen dafür, warum lesbische Frauen trotz oder wegen ihres Naheverhältnisses zu feministischen Normen wie Offenheit, Bekenntnisfreude, konsequentem Auf-sich-Nehmen von etwaigen Diskriminierungen etc. sich oftmals nicht deklarieren, das simple „Es gibt mich" nicht artikulieren, s. Hänsch 1987.*

3) *„A Journal of Words and Pictures for Lesbian Imagination in All Women" untertitelte sich eine Zeitlang die amerikanische Zeitschrift „Sinister Wisdom".*

4) *Ich möchte hinzufügen, daß ich selbst nicht voll auf dem laufenden bin, welche lesbisch-theoretischen Diskussionsprozesse seit etwa 1985/86 „in" sind.*

5) *Von den Mailänderinnen herangezogene, im folgenden von mir nicht näher behandelte Beispiele sind ebenfalls in einen lesbischen Diskurs eingeschrieben, z.B. Ruth/Naemi, George Eliot, Virginia Woolf/Vita Sackville-West, Julie de Lespinasse.*

6) *„Passing" oder „Crossing Women" (der Terminus bleibt meist unübersetzt) meint Frauen, die sich in der heterosexuellen Welt „als Männer" bewegen, sich als solche kleiden, gebärden und ihren Lebensunterhalt verdienen. Sie täuschen Männer über ihre „wahre" geschlechtliche Identität, was noch nichts über die Gestaltung ihres Verhältnisses zur Freundin/Geliebten aussagt.*

Literatur

BERNIKOW, Louise: Among Women, New York 1980

BONNET, Marie-Jo: Un choix sans équivoque. Recherches historiques sur les relations amoureuses entre les femmes XVIe-XXe siècle, Paris 1981

dies.: abschied von der geschichte, in: Lesbenpresse H. 11/Oktober 1982, S. 40–45

COOK, Blanche Wiesen: Female Support Networks and Political Activism, in: dies. (Hrsg.): Women and Support Networks, New York 1979, S. 13–41

FADERMAN, Lillian: Surpassing the Love of Men. Romantic Friendship & Love between Women from the Renaissance to the Present, London 1981

GROSSMASS, Ruth/SCHMERL, Christiane (Hrsg.): Feministischer Kompaß, patriarchales Gepäck. Kritik konservativer Anteile in neueren feministischen Theorien, Frankfurt 1989

GUBAR, Susan: Sapphistries, in: Signs Vol. 10 No. 1, 1984, S. 43–62

HACKER, Hanna: Frauen und Freundinnen. Studien zur weiblichen „Homosexualität" am Beispiel Österreich (1870–1938), Weinheim 1987

dies.: AUF/Bruch und Begehren. „. . .losgelöst vom Zwang zur Andersgeschlechtlichkeit . . .", in: AUF – Eine Frauenzeitschrift Nr. 62, Dezember 1988, S. 27–30

HÄNSCH, Ulrike: Zum Schweigen der Lesben. Die Lesbe als Gegen-täterin und Mit-täterin, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis Heft 20/1987, S. 95–102

HARK, Sabine: Eine Frau ist eine Frau, ist eine Frau, . . . – Lesbische Fragen und Perspektiven für eine feministische Gesellschaftsanalyse und -theorie, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 20/1987, S. 85–94

JEFFREYS, Sheila: Does It Matter If They Did It?, in: Trouble and Strife 3, Summer 1984, S. 25–29

KNAPP, Gudrun-Axeli: Die vergessene Differenz, in: Feministische Studien 6. Jg. Nr. 1, November 1988, S. 12–31

KOCH-KLENSKE, Eva (Hrsg.): Weibsgedanken. Studentinnen be-schreiben feministische Theorien der achtziger Jahre, Berlin 1988

LIBRERIA delle donne di Milano: Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis, Berlin 1988

LIST, Elisabeth/STUDER, Herline (Hrsg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik, Frankfurt 1989

NEWTON, Esther: The Mysthic Mannish Lesbian: Radclyffe Hall and the New Woman, in: Signs Vol. 9 No. 4, 1984, S. 557–575

NOTZ, Gisela: Seiltanzen – oder die Verhältnisse zum Tanzen bringen. Ambivalenzen, Widersprüche, Vielfalt und Verschiedenartigkeit – Versuch einer Auseinandersetzung mit „neuen" Begrifflichkeiten, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 24/1989, S. 65–76

RAYMOND, Janice: Frauenfreundschaft. Philosophie der Zuneigung, München 1987

RICH, Adrienne: Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz, in: Dagmar Schultz (Hrsg.): Macht und Sinnlichkeit, Berlin 1983, S. 138–168

SMITH-ROSENBERG, Carol: „Meine innig geliebte Freundin!" Beziehungen zwischen Frauen im 19. Jahrhundert, in: Bettina Heintz/Claudia Honegger (Hrsg.): Listen der Ohnmacht, Frankfurt 1981, S. 357–392

VICINUS, Martha: Sexualität und Macht: ein Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand zur Geschichte der Sexualität, in: Feministische Studien 2. Jg. Nr. 1, Mai 1983, S. 141–156

dies.: Independent Women. Work and Community for Single Women 1850–1920, London 1985

VORANKÜNDIGUNG: Lesbisches Leben, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 24/1989, S. 166 f.

Carolina Brauckmann

Mrs. Trend

Hallo Mrs. Trend, na, so was nenn' ich 'ne Surprise!
Habe grad an Sie gedacht und das entsprechend miese;
Ihr Einfluß, junge Frau, ist schlecht und, wie ich meine, sträflich,
steh'n Sie nicht so arglos rum und tun dabei noch höflich!

Ham'se schon gewußt, es gibt seit neuestem keine Lesben
öffentlich erkennbar mehr, man hört nur noch von Resten,
die hier und da ganz antiquiert als solche sich benennen;
man gibt sich ganz wie Sie, Madame, und will sich nicht bekennen.

Stattdessen scheint's modern zu sein und, ach, viel souveräner,
man wahrt zwecks Utopie den Schein, das ist auch viel bequemer;
zum Schein tun wir jetzt ganz normal, denn jede kleine Lesbe
verschreckt das Frl. Hetera auf jedem Frauenfeste.

Mir wurd' gesagt, ich sei verbohrt und würd' mich plakatieren,
was hängste deinen Sex so raus und tuste separieren;
lieber scheinbar hetero, es sei doch selbstverständlich,
daß hier und da wer lesbisch ist, und keine fänd's bedenklich . . .

Natürlich gehts da gar nicht drum – es geht um höh're Dinge;
in erster Linie bin ich Frau, wenn ich als Lesbe singe,
in zweiter Linie singe ich ganz unbescholten Lieder,
und nennt mich eine zufällig 'ne Lesbe, blick ich nieder . . .

Mac Donalds hat 'nen Typ geschaßt, der schwul ist und servierte,
hätt' er doch keinen Mucks gesagt, wo's eh nicht interessierte;
in Hamburg war ein Mietprozeß, der hat uns nun belehrt:
ein Schwulentreff im Wohnungsblock mindert dessen Wert.

Dreizehn triste Jahre lang suchte ich nach Frauen,
die wie ich ganz hemmungslos nach and'ren Frauen schauen;
Schule, Kino, Sportverein, im Urlaub und auf Festen –
ich suchte mir die Seele wund und fand doch nirgends Lesben.

Dann fand ich sie und hab sie noch und hoffe auf Vermehrung;
gewiß, ich bin ein Säugetier und lebe von Ernährung,
doch leb ich nicht vom Brot allein, ich nehme gern vom Besten,
und das sind nun mal mit Verlaub für mich vor allem Lesben!

Gestreift und schick und androgyn – vorbei sind jene Zeiten,
wo Lesben eher powervoll auf Demos sich verbreiten;
nun kommt die Mrs. Trend daher und rät zu leisen Sohlen,
verarschen Sie sich selbst, Madame, und bleiben'se mir gestohlen!

Quelle: Liedtext von der Langspielplatte: Satirische Lesbengesänge, „Die Zweite" von Carolina Brauckmann, DM 20,– über Frauenliteraturvertrieb, Erich-Ollenhauer-Str. 231, 6200 Wiesbaden

M.A.F. Räderscheidt: **„Neugier auf neue Frauen“**

aus dem Buch ‚Die Eifersucht‘, Bonn 1989, Verlag Jacques Raymond

Sabine Hark

Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe . . . oder? Notizen zu Identität und Differenz

Feminismus und Lesben in den 80ern?[1]

Amüsiert lese ich die ersten Sätze zur Ankündigung von Heft 25 der „beiträge" *Lesbisches Leben* und weiß, daß ich gemeint bin mit den per Artikel verabreichten Prügeln. Damals vor zwei Jahren schrieb ich den Artikel *Eine Frau ist eine Frau, ist eine Frau. Lesbische Fragen und Perspektiven für eine feministische Gesellschaftsanalyse und -theorie* im Ärger über meine Unsichtbarkeit als Lesbe in der (vor allem akademischen) feministischen Bewegung und über die scheinbar nicht aufzubrechende Gleichung „Lesbe = Sexualität".

Die Rezeption des Artikels[2] zeigte eine interessierte Nachfrage nach lesbisch-feministischer Analyse und Theorie und machte damit einen Mangel deutlich, der bis dahin unsichtbar und undiskutiert war: die Lesbe in der feministischen Theorie, es gibt sie nicht. Mit dem gleichen Mangel bin ich auch jetzt beim Schreiben dieses Aufsatzes wieder konfrontiert; es gibt sie nicht die lesbische Theorie auf die ich zurückgreifen könnte, die vielen lesbischen Theoretikerinnen die miteinander im Austausch stehen, eine Tradition des wissenschaftlichen Diskurses zu lesbischer Identität, lesbischer Politik, zum Verhältnis Feminismus – lesbische Frauen.[3] Das theoretische Nachdenken über lesbische Lebenszusammenhänge trifft noch immer auf zu viele blinde Stellen, sei es in Geschichte, in Soziologie, in Psychologie, oder in Politikwissenschaft. Auch wenn feministische Theoretikerinnen feststellen, daß womöglich „die wichtigsten Leistungen der zweiten Frauenbewegung im Bereich der Theorie liegen" (Klinger 1988, S. 299), so hat diese Entwicklung uns Lesben ignoriert.[4]

Jedoch „ungeachtet" dieser theoretischen Ignoranz gegenüber lesbischen Lebenszusammenhängen hat sich in den letzten 20 Jahren, teils im Kontext der Frauenbewegung, teils außerhalb von ihr, eine lebendige und vielfältige lesbische Kultur entwickelt. In mehreren Städten der BRD finden jährlich Lesbenwochen statt (z.B. West-Berlin, Göttingen), zwei lesbische Verlage, Daphne und Ätna, wurden in den achtzigern gegründet, um nur einige der institutionellen Phänomene zu nennen. Innerhalb der lesbischen Kultur entstanden und entstehen neue Modelle lesbischer Identität als Ausdruck politischer Potentiale, die in der Definition von lesbisch-feministischer Identität als „Widerstand gegen das Patriarchat" nicht mehr zu erfassen sind. In der Anerkennung und Auseinandersetzung mit diesen Potentialen haben sich auch meine Fragen im Hinblick auf die lesbian community[5], auf lesbische Identität und lesbische Politik erweitert und sind in Bewegung geraten. Obwohl die Frage „Was ist lesbische Identität?" auch am Ende der 80er die ewig Gleiche bleibt, so hat die „Auf/Lösung" der Gleichung „Lesbe = Sexualität" zusätzliche Antworten bekommen.

Die Vielfältigkeit lesbischen Lebens ist sichtbarer geworden und „lesbisch" ist (schon) lange kein ausreichendes Adjektiv mehr, um zu sagen „wer ich bin" oder welche Politik ich mache. Die „Bindestrich-Lesbe" ist die Lesbe der 80er: SM-Lesbe, lesbische Mutter, Anti-Imp-Lesbe, Lipstick-Lesbe, Land-Lesbe, Stadt-Lesbe, Spiri-Lesbe, Polit-Lesbe, jüdische Lesbe, farbige Lesbe, Krüppel-Lesbe, um nur einige zu nennen. In all diesen sogenannten Bindestrich- oder multiplen Identitäten formulieren sich subjektive wie politische Bedürfnisse, die bisher allenfalls an den Rändern des Feminismus Platz hatten.[6] Sie konkretisieren sich jedoch um sehr

unterschiedliche soziale und kulturelle Phänomene, die auf den ersten Blick keine Gemeinsamkeiten aufweisen. Da sind z.B. Stil und Mode als Ausdruck einer Erotisierung und Sexualisierung der Körper, aber auch als Ausdruck einer eher mainstream orientierten Individualität; und da ist am anderen Ende des Spektrums die Reklamierung bisher ausgegrenzter Identitäten wie ethnische Zugehörigkeiten oder Krüppellesben. Was sie jedoch trotz aller Unterschiede verbindet, ist das Beharren auf Differenz, darauf, daß Frauen nicht nur „Gleiche unter Gleichen" sind und feministische Identität sich nicht in der eindimensionalen und auf hierarchischen Dichotomien beruhenden androzentrischen Monade des „Ich bin nicht Du" erschöpfen kann.[7] Die dominante Idee von Identität erwies sich als ein Konzept, das auf Ausgrenzung, Ausschluß und Unterrückung alles sogenannten „anderen" basiert und so als Idee für Frauenbefreiung wenig tauglich ist. Die Brüche in dieser Vorstellung von Identität wurden deutlicher, und viele Frauen machten und machen gerade diese Brüche zum Ausgangspunkt ihrer Politik, definieren sich in Termini ihres gesellschaftlichen Ausschlusses statt in Begriffen von Zugehörigkeit. Mit dem Wachsen des Feminismus sind Raum und Akzeptanz für Kontroversen und Unterschiede innerhalb der Bewegung entstanden. Der Feminismus ist selbstbewußter geworden, und darin formulieren lesbische Frauen neu und auf verschiedenen Ebenen, was für sie Identität bedeutet; sie entwickeln dabei auch Definitionen von Feminismus, in denen die Komplexität von Unterdrückung sichtbarer wird.
Ich will im folgenden zunächst zwei Erscheinungen lesbischer Kultur in den 80ern a) das Auftreten von veräußerlichten Codes (Stil, Mode) und b) die Reklamierung ausgegrenzter Identitäten (ethnische Zugehörigkeiten) skizzieren; hierin beziehe ich mich sowohl auf Erfahrungen und Beobachtungen in der BRD als auch in USA. Die Generalisierung meiner Erfahrungen mag manchmal problematisch sein aufgrund der kulturellen und politischen Unterschiede in den feministischen Bewegungen beider Staaten. Generell diskutieren Feministinnen beiderseits des Atlantiks jedoch die gleichen Fragen und Probleme (vielleicht mit einer zeitlichen Verzögerung in der BRD). Im zweiten Teil will ich – unter Bezugnahme auf die Geschichte der Neuen Frauenbewegungen, aber mit dem Schwerpunkt auf aktuelle Entwicklungen – versuchen, erste Überlegungen zu einer Analyse der Transformation lesbischer Identitäten im Feminismus zu formulieren.[8] Zentrale Begriffe in diesem Zusammenhang sind *Identität* und *Differenz*.

Elemente des (neuen) lesbischen Stils

Stil und Mode haben in allen Epochen lesbischer (und feministischer) Kultur eine besondere Rolle gespielt, modische Attribute wie Haarschnitt (der „typische" Lesbenkurzhaarschnitt) und Kleidung (Hosen), aber auch Gesten, Blick und sprachliche Codes (z.B. „Freundin" als Code für Lesbe in den 20ern) dien(t)en lesbischen Frauen als Erkennungszeichen. Darüber hinaus symbolisieren äußere Attribute sexuelle Rollen und erotische Präferenzen. Am aus-geprägtesten ist dies wohl in der „Butch-Femme"-Kultur (im deutschen Kontext KV-Femme)[9] sowie in der SM-Subkultur zu finden.
In den Hochzeiten lesbischen Feminismus war Mode eher ein Tabu, der lesbisch-feministische Stil Anti-Stil, eine Rebellion gegen die Zwänge repressiver weiblicher Schönheitsnormen. Doch auch dieser Anti-Stil war ein Stil, der für alle sichtbar signalisierte „ich gehöre dazu"; er war jedoch nicht (mehr) Ausdruck unterschiedlicher Rollen oder sexueller Präferenzen. Die von Frauenbeziehungen erhoffte Gleichheit – auch in der Sexualität – führte zu einer harschen Kritik an Rollen in der lesbischen Subkultur und sollte sich eben auch in Garderobe und Aufmachung spiegeln.
Die 80er dahingegen wurden Zeugin der „Rückkehr"[10] von Rollen in die lesbian communities (vgl. Franklin, Stacey 1981 und van Kooten-Nickerk, Wijmer 1987) und

der verstärkten Bedeutung von individualisiertem und kommerzialisiertem Stil im äußeren Erscheinungsbild. Hier spiegelt sich in der lesbischen Kultur ein allgemeiner gesellschaftlicher Trend der Kommerzialisierung nahezu aller Lebensbereiche. „Die" Lesbe der 80er ist gestylt, achtet mehr auf ihre Kleidung und Aufmachung, spielt mit Attraktivität und findet ihre Vorbilder wie Tracy Chapman, Martina Navratilova und die Heldinnen von „Desert Hearts" in der Welt von Musik, Sport und Film.[11] Lesbenbars haben ihre Funktion als „soziale Heimat" weitgehend verloren. Die Bar als „verlängertes Wohnzimmer" (Kokula 1983) der lesbischen Cliquen und Paare ist „out", Narzißmus ist „in"; lesbische Discotheken dienen heute mehr dem narzißtischen „Sich-Präsentieren". Der Trend, Discotheken für eine Nacht anzumieten, um eine „Lesbendisco" zu veranstalten, verdeutlicht diese Entwicklung. Das ist hier in San Francisco gerade der Hit und beginnt auch in der BRD (z.B. Frankfurt) oder Discotheken sind nur an wenigen Abenden exklusiv für lesbisches Publikum (z.B. die Discothek „Lipstick" in Berlin). Diese neue Form lesbischer Barkultur bietet nicht mehr die Intimität und soziale Zusammengehörigkeit der sich permanent an einem Ort befindlichen Bar; die Anonymität des gelegentlichen Ortes fördert sowohl narzißtische als auch voyeuristische Elemente in der lesbischen Kultur.

Die Rückkehr und erotische (Wieder-)Besetzung von „butch-femme"-Rollen gehört in diesen Zusammenhang. Während butch-femme in der lesbischen Barkultur der 50er eher ein „Muß" und in Ermangelung anderer Vorbilder die einzige Ausdrucksweise sowohl für Identität als auch sexuelle Präferenz war, so versteht die lesbische Subkultur diese Rollen heute mehr als spielerische Differenzierung der Szene und als Spiel mit der Rigidität von Geschlechtsidentitäten und -attributen. So sind die Übergänge zwischen den Rollen fließender (heute butch, morgen femme) und oft werden Symbole beider Rollen kombiniert, z.B. maskuline und feminine Kleidung. Das Spiel mit den Rollen in den 80ern ist auch eine Reaktion auf und Kritik an der Idee des „wir sind alle gleich" aus den früheren Tagen lesbisch-feministischer Kultur. Wobei ich denke, daß diese spielerische Vielfalt z.T. nur deshalb möglich ist, weil lesbisch-feministische Kultur mehr und andere Erfahrungs-Orte (Frauenzentren, Buchläden, Frauen-/Lesbencamps etc.) und Identitäten für Lesben geschaffen hat als die Bar mit ihren Identifikationsangeboten.

SM-Lesben haben in den letzten Jahren immer wieder für Aufruhr und Kontroversen um die Definition „korrekter" feministisch-lesbischer Sexualität gesorgt. Darin haben sie die Vernachlässigung von Sexualität und Erotik in der Frauen- und Lesbenbewegung sichtbar gemacht. So entstand innerhalb – wenn auch am Rande – der lesbischen Kultur, die SM-Subkultur[12], in der sexuelle Rollen (mit dem Hinweis, daß diese nicht festgelegt sind) und das Insistieren auf der Inszenierung von Macht zur Grundlage von Sexualität geworden sind. Jüngstens nehmen lesbische Stimmen in der Pornographiedebatte gar einen pro-Pornographie Standpunkt ein und fordern (und realisieren) eine „lesbische Pornographie". Ohne auf diese Debatte hier näher einzugehen, bleibt für mich allerdings dahingestellt, ob lesbische Pornos tatsächlich das geeignete Medium sind, lesbische Sexualität zu entdecken und zu repräsentieren. Nichtsdestotrotz machen sowohl das Auftauchen von SM-Gruppen sowie „lesbischer Pornographie" ein verstärktes Bedürfnis deutlich nach der Auseinandersetzung was lesbische Sexualität (in einem feministischen Kontext) sein kann. Jüngstes Beispiel hierfür ist eine Veranstaltung zu Darstellungen lesbischer Sexualität im Film hier in San Francisco während des „International Lesbian and Gay Film Festivals", zu der 1500 Lesben kamen. (U.a. wurden auch lesbische Sexszenen aus kommerziellen Pornofilmen gezeigt.)
Ich deute diese Phänomene u.a. als den Versuch einer Erotisierung und Sexualisierung sowohl der Körper als auch der lesbischen Kultur. Lesben entwerfen im Unterschied zum weitgehend entsexualisierten Bild lesbisch-feministischer Identität ein sexuell-erotisches Image. Lesbische Feministinnen, vor allem SM-Lesben, began-

nen, das feministische Diktum von Sexualität und Begehren (Gleichheit und Gleichzeitigkeit, Gegenseitigkeit) in Frage zu stellen, fragten, ob es überhaupt sexuelle Praktiken ohne Macht und Konflikt gibt. Obwohl das Stereotyp vom „Kuschelsex" in der Realität wohl nie mehr als ein Stereotyp war, hatte der Feminismus für Erotik, die auf der Inszenierung von Unterschieden basiert, nicht viel Platz, auf sexueller Leidenschaft zu insistieren, war ein Tabu. Hatte die Idee des „Frauen-identifizierten Seins", in dem Versuch Lesbianismus von der Identifikation mit Sexualität quasi „reinzuwaschen", lesbische Identität entsexualisiert? Bedeutete die durch den Feminismus gewonnene Respektabilität einen erotischen Verlust? Ruby Rich schreibt dazu: „Die Lesbe stieg von der Position der Außenseiterin zur Position der respektierten Bürgerin auf. In der Zeit vor 1969, vor „Stonewall" war die lesbische Frau eine kriminelle Figur, gerade ihre Sexualität wurde durch viele Gesetze kriminalisiert und unterdrückt, ihre Leidenschaften waren nicht akzeptiert, ihr Kleidungsstil Tabu. Für viele Frauen war der Wunsch, lesbisch zu leben, jedoch nicht alleine sexuell motiviert, sondern eben auch von dem Wunsch bestimmt, Außenseiterin zu sein; derselbe Wunsch, der andere Subkulturen wie die „Beats" motivierte, das Bedürfnis auf die andere Seite der Schiene zu wechseln, wenn auch nur metaphorisch. So gab es tatsächlich einen Verlust zu beklagen, der mit der hart erkämpften Respektabilität einherging: der Verlust eines Tabus und seiner Erotik" (1986, S. 532, Übersetzung: Sabine Hark).

Ein anderer Aspekt des „Stil"-Phänomens ist die m.E. stärkere Identifikation mit einer an „mainstream"-Werten orientierten Individualität. War Selbstverwirklichung in den Anfängen des Feminismus ein stark kollektiver Prozeß, u.a. durch das Entdecken und Austauschen gemeinsamer Erfahrungen von Frauen, (auch die Entdekkung, daß Sexualität und Liebe nicht nur in Heterosexualität existierte), so stehen heute individuelle Entwicklung (Therapieboom) und Erfolg deutlich im Vordergrund. Hier partizipieren Lesben an einer hauptsächlich urbanen „Yuppie-Kultur" mit den dazugehörigen Standards von Erfolg, materiellem Besitz, Aussehen und Freizeitkultur (z.B. ausgefallene Sportarten).[13] Individualität wird über exklusive Kleidung (Esprit, Lacoste) und den Avantgarde-Friseur[14] hergestellt.
Das Thema „Stil" löst Kontroversen aus, seit der Stöckelschuh auch die Tanzfläche lesbischer Bars bevölkert, gibt es Fürs und Widers ob seiner politischen Korrektheit. Wo manche es als selbstbewußtes (lesbisches) Spiel mit traditioneller Weiblichkeit sehen, wittern andere das Patriarchat im Busch. Ist (lesbischer) „Stil" nun Ausdruck gewachsenen lesbischen Selbstbewußtseins oder eher Ausdruck der Entpolitisierung lesbischer Identität, der Vermarktung feministischer Kultur? Drückt sich hier der Abschied vom Feminismus und die Rebellion gegen den sogenannten feministisch-lesbischen Einheitslook der 70er aus? Oder ist es eine „neue" Politik, orientiert an „neuen" Paradigmen von Selbstverwirklichung wie Erfolg und „Spaß am Leben"? Wie definiert die Lesbe von heute ihre Identität in der Ära des vielfach proklamierten Postfeminismus[15], der Yuppiekultur und eines sich ausbreitenden Konservatismus?

Identität bekennen[16]

Eine andere, scheinbar konträere Entwicklung hier in USA und zunehmend auch in der BRD ist die autonome Organisation von „lesbians of color"[17] (z.B. afrodeutsche Lesben), jüdischen Lesben (Schabbeskreis) und Krüppellesben. Diese Gruppen versuchen sowohl ethnische Identität als auch Rassismus, Anti-Semitismus und andere Ausgrenzungsmechanismen in den Frauen- und Lesbenbewegungen sichtbar zu machen. Sie weisen auf die Reproduktion gesellschaftlicher Marginalisierung bestimmter Gruppen von Frauen in der Frauen- und Lesbenbewegung hin und reklamieren „Differenz" als Herausforderung und Chance für den Feminismus. Nach

meinen Erfahrungen sowohl in der BRD als auch in den USA haben Lesben in dieser Auseinandersetzung eine besondere Rolle, die sich aus einer vielleicht vorhandenen Parallelität der Ausgrenzungs- und Marginalisierungserfahrung ergibt. In der BRD gehörten lesbische Frauen zu den ersten, die auf die Problematik der Ausgrenzung in der Frauenbewegung aufmerksam machten, workshops zu Rassismus und Anti-Semitismus anboten[18], theoretischen und institutionellen Raum für diese Fragen reklamierten und persönlichen Einsatz zur Aufhebung der Ausgrenzung forderten. Audre Lorde sagt in einem Videofilm über das „Gay Greenwich Village" in den fünfzigern, daß es natürlich Rassismus in der lesbischen Kultur gab, daß wahrscheinlich jedoch weiße und schwarze Lesben in den rassistischen USA der 50er die einzigen waren, die überhaupt miteinander geredet haben.

Während der ersten Berliner Lesbenwoche 1985 löste die im Hinblick auf die faschistische Geschichte der BRD unreflektierte Wortwahl einer Referentin[19] heftigen Protest von jüdischen Lesben, unterstützt von weißen deutschen, afrodeutschen und us-amerikanischen weißen Lesben aus. In einem anderen Vorfall während eines Vortrages zu „Spiritualität und Politik" in der Frankfurter Frauenschule benutzte eine Zuhörerin eine wahre Flut antisemitischer Vorurteile, um „ihre" Geschichte als verfolgte und unterdrückte lesbische Frau zu „verteidigen". Diese öffentlichen Eklats sind Zeichen für das Aufflackern des Konflikts, welcher mit der Forderung Differenzen zwischen Frauen und in ihren jeweiligen Unterdrückungserfahrungen anzuerkennen, herausgefordert wird. Insbesondere für weiße deutsche Lesben ist es auch ein Zeichen der Verdrängung deutscher nationalsozialistischer Geschichte, das deutlich macht, daß die Identität Lesbe oder Feministin blinde Stellen aufweist; blinde Stellen sowohl im Hinblick auf unsere Geschichte als weiße (christliche) Deutsche als auch im Hinblick auf die Ausgrenzung von Frauen in „unseren" Vorstellungen von lesbischer Identität und Utopie, die sich dann letztlich als Ausgrenzung und Unsichtbarmachung vieler Frauen erweisen.[20] So wiederholen wir nur in unseren eigenen Bewegungen und Kämpfen, das was Audre Lorde als die „erste patriarchale Lektion" bezeichnet hat: „teile und herrsche": „Das Versagen von Feministinnen, Differenz als die ausschlaggebende Stärke anzuerkennen, ist das Versagen über die erste patriarchale Lektion hinaus zu gelangen. ‚Teile und herrsche' muß in unserer Utopie zu ‚benennen (i.S. von sichtbar machen) und stärken' werden", (1981, S. 100, Übersetzung Sabine Hark).

Waren die 70er die Aufbruchsjahre der Bewegung, in denen die Idee „alle Frauen sind gleich aufgrund gleicher Erfahrungen" sozusagen hegemonialen Charakter hatte, in denen „feministisch" und für viele auch „lesbisch" zum Synonym für eine umfassende persönliche und politische Identität wurden, so kritisieren viele Frauen und Lesben in den 80ern die Eingeschränktheit dieser Perspektive, die nur die Erfahrung einer bestimmten Gruppe von Frauen (weiße Mittelschicht) verallgemeinere und somit die Mehrheit der Frauen ausschließe bzw. ihre Erfahrungen unsichtbar mache. Es werden darin die Grenzen eines Feminismus sichtbar, der nicht immer an der Maxime orientiert war/ist „Keine Frau ist frei, bevor nicht alle Frauen befreit sind" und bereits viel zu lange viel zu viele Gruppen von Frauen ignoriert hat. Charlotte Bunch schreibt dazu: „Wenn wir uns die Unterschiedlichkeit von Frauen ansehen, stellen wir eine der Schwächen des feministischen Konzepts, daß das Persönliche politisch sei, fest. Es ist wertvoll, daß jede Frau von ihrer individuellen Erfahrung ausgeht und wichtig, daß sie sieht, wo diese Erfahrungen politisch sind. Aber wir müssen auch anerkennen, daß unsere persönlichen Erfahrungen geprägt sind von der Kultur, in der wir aufgewachsen sind mit allen ihren dazugehörigen Vorurteilen. Deshalb können wir uns nicht allein auf unsere Wahrnehmungen als Basis für politische Analyse und Handlung verlassen – viel weniger noch als Basis für politische Koalitionen. Feministinnen müssen darüber hinaus reichen, die Grenzen unserer eigenen persönlichen Erfahrungen herausfordern, indem wir von der Vielfalt

von Frauenleben lernen" (1988, S. 290, Übersetzung: Sabine Hark).
Hier geht es m.E., im Sinne eines „globalen Feminismus", um den erneuten Versuch zu bestimmen, was Feminismus und Lesbianismus als politisch-widerständige Identität, orientiert am Paradigma sozialer Veränderung und Befreiung aller Frauen, meint. Differenz bezeichnet in diesem Zusammenhang auch reale soziale, politische und ökonomische Unterschiede zwischen Frauen, meint die Tatsache, daß Hautfarbe, Klasse, ethnische und nationale Identität, sexuelle Orientierung sowie körperliche und mentale Unterschiedlichkeit[21] den Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen regeln. Lesbische Frauen praktizieren hierin den Versuch, ihre jeweils unterschiedlichen Unterdrückungs- und Ausgrenzungserfahrungen (als farbige Frauen, als lesbische Frauen etc.) zu integrieren und der Hierarchisierung von Unterdrükkungen entgegenzuwirken. Diese Bewegung erscheint insofern konträr zum „Stil"-Phänomen als die politische Intention offensichtlicher ist; artikuliert wird sowohl das Bedürfnis und die Notwendigkeit, Unterschiede zwischen Frauen als überlebensnotwendig wahrzunehmen als auch die Kategorie Differenz in lesbisch-feministische Politik und Identität zu integrieren.

Identität und Differenz: „We must refuse to give up on each other"[22]

Die „Entpolitisierung" lesbischer Identität einerseits (Rollen, Mode, Stil) sowie die Auseinandersetzung um die Präsenz von Differenz in politischen Identitäten und Kämpfen andererseits (insbesondere lesbians of color) sind jedoch nur scheinbar disparate und konträre Bewegungen. Sie sind vielmehr Anzeichen eines gewachsenen lesbischen Selbstbewußtseins, das zugleich „lesbisch" nur als einen Identitätsaspekt unter vielen betrachtet. Wenn jedoch Lesbisch-sein nicht mehr der dominierende Identitätsaspekt ist, was bedeutet es dann, in einer nach wie vor mehrheitlich zwangs-heterosexuellen Welt, lesbisch zu leben? Wie definieren lesbische Frauen heute Lesbianismus?
Ich möchte hier die Stichworte *Identität* und *Differenz* zur Charakterisierung lesbischer (und feministischer) Politik und Bewegungen in den 80ern benutzen. Die Konstruktion und Definition *sozialer Identitäten* ist eine der wesentlichen Funktionen sozialer Bewegungen und wird in Theorien sozialer Bewegungen bereits selbst als politischer Prozeß angesehen (vgl. Bordieu 1987); den Mitgliedern einer Bewegung dienen sie als politische Orientierung (Politisierung, Identifikation mit einer Gruppe), sie liefern zugleich jedoch auch Strategien zur Organisation ihres persönlichen Lebens. (So hat das „coming-out" als der Prozeß der Wahrnehmung und Aneignung einer lesbischen Identität einen entscheidenden Einfluß auf das soziale und persönliche Leben von Frauen.) Inhalt und Form sozialer Identitäten entwickeln sich in Auseinandersetzung mit der Entwicklung der sie kreierenden sozialen Bewegung sowie als Reflex auf gesellschaftliche und kulturelle (Wert-)Veränderungen. Politische Bewegungen selbst beschreiben ihre Politik als *Identitätspolitik*.
„Uns auf unsere eigene Unterdrückung zu konzentrieren, ist begründet im Konzept von Identitätspolitik. Wir glauben, daß die überzeugendste und potentiell radikalste Politik direkt aus der Anerkennung unserer eigenen Identität resultiert, im Gegensatz zu der Idee an der Überwindung der Unterdrückung anderer Gruppen zu arbeiten" (Combahee River Collective 1981, S. 275, Übersetzung: Sabine Hark).
Feministische bzw. lesbisch-feministische Politik und Praxis war und ist wesentlich um die Konzeption von Identitäten konzentriert, die zahllosen Debatten um Gleichheit oder Differenz (vgl. Klinger 1988) behandelten implizit und explizit auch immer die Frage nach feministischer Identität. Strukturell gesehen sind feministische Identitäten Entwürfe für *„Geschlechtsstrategien"* (Stein 1989), d.h. die Art und Weise wie Frauen sich in der Welt definieren und in ihr agieren. Diese Identitäten/Strategien verändern sich gemäß den Anforderungen an und dem Selbstverständnis von feministischer Politik.

Mit Entstehung der Neuen Frauenbewegungen, woran lesbische Frauen einen entscheidenden Anteil hatten, entstand sowohl das soziale und politische Bedürfnis als auch der gesellschaftliche Raum, eine Analyse weiblicher Homosexualität zu entwickeln, die sich deutlich von der traditionellen Sichtweise von Lesbianismus als sexuelle Präferenz, Pathologie oder Devianz abheben sollte. Geschlecht wurde zur zentralen Kategorie in der Definition von Lesbianismus; wenn Frauen als Geschlecht unterdrückt sind, dann hat weibliche Homosexualität andere Ursachen und eine andere gesellschaftliche Bedeutung als männliche Homosexualität, Lesbianismus wird zu einer politischen statt einer sexuellen Identität. In der Folge stieg Lesbisch-sein quasi zur „reinen Praxis“[23] auf, die feministische Kritik an der Institution Heterosexualität verband sich mit der Idee von Lesbianismus als feministischer Praxis, da Lesbisch-Sein sich (scheinbar) außerhalb heterosexistischer Repression befand und Aussicht auf gleichberechtigte Beziehungen versprach. Es hatte auch die radikale Abtrennung von den Befreiungsbemühungen schwuler Männer zur Folge, deren politischer Kampf sich um die Anerkennung als „sexuelle Minderheit“ konzentrierte.
Die politische Redefinition lesbischer Existenz hatte Implikationen für die privaten Lebensentscheidungen und persönlichen Identitätskonzepte vieler Frauen. Lesbisch-sein war nun nicht mehr ein „unvermeidbares Schicksal“, ein sozialer Makel, eine fixierte sexuelle Identität, sondern wurde zur Wahl und politischen Entscheidung. „Feminismus ist die Theorie, Lesbianismus ist die Praxis“ (Ti Grace Atkinson) war der Slogan, der vielen Frauen zur Maxime wurde. Lesbischen Frauen bot der feministisch-lesbische Diskurs eine positive Identifikation, machte sie gar zur „Avantgarde der Bewegung“ und für bis dahin heterosexuell lebende Frauen entstand eine vollkommen neue Option: wenn Lesbisch-sein nicht „angeboren“ ist, dann kann auch jede zuvor heterosexuelle Frau lesbisch leben. Diese erste Generation lesbischer Feministinnen kämpfte für eine Analyse der Unterdrückung von Frauen, die Zwangs-Heterosexualität als zentralen Pfeiler in der Unterdrückung von Frauen anerkennt und berücksichtigt und definierte lesbische Identität wesentlich als Widerstand gegen diese Unterdrückung, als „blow against patriarchy“ (Radicalesbians 1970).
Die zweite und dritte Generation lesbischer Frauen, die ihr coming-out im Kontext eines Feminismus hatten, der innerhalb von zwei Jahrzehnten eine enorme Vielfalt von Frauen-Räumen (Identitäten wie auch politische, kulturelle, wissenschaftliche Projekte, Verlage, Zeitschriften, Bücher etc.) geschaffen haben, nahmen viele dieser „Räume“ als selbstverständlich. Die Auseinandersetzung ob Lesbisch-sein nun eine sexuelle oder politische Identität ist, kannten sie nicht mehr aus erster Hand; Feministin wurde zu einer der möglichen Identitäten für sie. Die Existenz und Zugänglichkeit einer sichtbaren lesbisch-feministischen Kultur mit ihren Identitätsangeboten machten für viele Frauen das „coming-out“ leichter, die Aneignung einer lesbischen Identität ist heute weniger konfliktbeladen als noch vor zehn bis fünfzehn Jahren.[24] In der Sicherheit und Unterstützung einer lebendigen Bewegung geht damit jedoch das ursprünglich politisch-widerständige Moment lesbisch-feministischer Identität teilweise verloren. Der Zusammenhang zwischen Zwangsheterosexualität und Lesbianismus als Widerstand gegen diese Unterdrückung ist für Lesben der „zweiten und dritten Generation“ heute nicht mehr unmittelbar im Bewegungskontext erfahrbar.

Die durch den Feminismus gewonnene relative Selbstverständlichkeit von Lesbisch-sein schuf andererseits Raum für die Entdeckung und Artikulierung anderer Identitäten, die nicht im Lesbisch-sein aufgingen. Hier entsteht ein politischer und sozialer Kontext, in dem (lesbische) Frauen versuchen, *Differenz* als politische Kategorie für den Feminismus fruchtbar zu machen. Das Potential dieser Bestrebungen liegt m.E. in dem Versuch, Differenz, jenseits des heterosexuellen Machtdifferentials zwischen Männern und Frauen, zwischen Frauen zu denken und zu formulieren,

reale Unterschiede zwischen Frauen nicht als Minimierung des Feminismus anzusehen, sondern als Herausforderung. Vor allem durch die Aufdeckung der Simultanität und Komplexität von Unterdrückungen (Sexismus, Rassismus, Homophobia) haben Lesben und Frauen aus ethnischen und kulturellen Minoritäten in diesem Zusammenhang unser Verständnis von Feminismus radikal verändert und erweitert: „Als farbige Frauen denken wir, es ist notwendig, unser eigenes Verständnis davon wie Unterdrückung in diesem Land arbeitet, zu überprüfen. Es ist oft schwer zu glauben, daß wir gleichzeitig Unterdrückte und Unterdrücker sein können. Wir brauchen nicht gleich zu sein, um eine gemeinsame Bewegung zu haben, aber wir müssen uns unsere Ängste und Schmerzen eingestehen und für unsere Ignoranz verantwortlich sein. Letztendlich müssen wir es verweigern, uns gegenseitig aufzugeben" (Moraga u.a. 1981, S. 4, Übersetzung: Sabine Hark)[25].

Wie die Ausführungen zu Stil gezeigt haben, führte die Sichtbarkeit und Selbstverständlichkeit lesbischer Kultur in den USA und z.T. auch in der BRD auch zu einer verstärkten, selbstbestimmten Betonung von Sexualität als Aspekt lesbischer Identität. In der Etablierung einer erotisierten, stilvollen Subkultur formuliert sich m.E. eine Kritik an einer Politik, die Sexualität fast ausschließlich im Kontext von Heterosexualität und Gewalt diskutiert hat. Lesbische Frauen besinnen sich sozusagen auf ihr „sexuelles Erbe" (Joan Nestle), auf ihre Geschichte vor dem Feminismus und viele lesbische Frauen definieren ihre Identität als Lesbe heute eher (wieder) als sexuelle Präferenz denn als politische Überzeugung. Differenz formuliert sich hier vor allem durch die Symbolisierung und Inszenierung von erotischen Unterschieden und Präferenzen zwischen Frauen, aber auch in der Tatsache, daß Lesbisch-sein nicht in Feminismus aufgeht, viele Lesben von dieser historisch bestimmten Form lesbischer Identität ausgeschlossen waren.
Mit diesem, teilweise vom Feminismus losgelösten, Versuch der Redefinition lesbischer Identität als „sexuelle Präferenz" einher geht übrigens auch eine Veränderung kollektiven lesbischen Selbstverständnis hin zum Verständnis als „sexuelle Minderheit". So werden Gemeinsamkeiten und Allianzen mit schwulen Männern heute stärker gesucht und betont, was sich z.B. in politischen Strategien wie der verstärkten Zusammenarbeit lesbischer Frauen mit schwulen Männern (z.B. im Kampf gegen AIDS) und in der Begründung politischer Forderungen und Strategien in dem „Recht auf Privatheit" in der Ausübung von Sexualität auswirkt.[26] Diese Tendenz ist in den USA ausgeprägter als in der BRD und ist m.E. problematisch, da es gesamtgesellschaftlich zur erneuten Unsichtbarkeit und Irrelevanz feministischer und lesbischer Anliegen führt. So sind hier unzählige lesbische Frauen in den AIDS-Organisationen aktiv, während ähnlich dringliche Anliegen wie die zehnmal so hohe Krebssterblichkeit von lesbischen und heterosexuellen Frauen (im Vergleich zur AIDS-Sterblichkeit) nahezu unbemerkt bleibt.

Die Erfahrung lesbischer Frauen ist jedoch auch, daß ihr Lebenszusammenhang, ihre Erfahrungen, ihre Bedürfnisse und ihre spezifische Repression nicht sichtbar sind in feministischer Theorie und Praxis (vgl. Hark 1987). In USA führte dies bereits in den siebzigern zu einer Abspaltung lesbischer Frauen von „der" feministischen Bewegung und dem Aufbau eigener lesbisch-separatistischer Institutionen (vgl. Hoagland, Penelope 1988). Die Aufspaltung in Lesben und Frauen in der BRD in den letzten Jahren ging zwar weniger radikal und sichtbar vonstatten, die häufige Umbenennung von Aktionsgruppen, Projekten, Frauenreferaten etc. in „Lesben und Frauen" ist m.E. jedoch auch hier nur das sichtbare Symbol zweier sich auseinanderbewegender und auseinanderlebender Kulturen. Lesben begannen, sich entweder autonom von den feministischen Zusammenhängen zu organisieren[27], finden sich zusammen in Gruppen z.B. gemäß ethnischer Herkunft, investieren in den Aufbau einer erotisierten, stilvollen Subkultur oder artikulieren sich stärker in nicht originär feministischen Bewegungen, wie in Anti-Imp-Gruppen oder aktuell im Kampf

um die Verschärfung des Paragraphen 129a und der damit einhergehenden Verhaftungswelle.[28]

Gehen die Töchter eigene Wege . . .?

Was heißt dies nun für lesbische Identität im Kontext von Feminismus am Ende der 80er? Investieren wir in die Kultivierung von lesbischem Stil und Design, verabschieden uns von radikaler lesbischer Politik oder reformulieren wir lesbische Identität auf der Basis einer erweiterten feministischen Analyse politischer Macht- und Unterdrückungsverhältnisse oder tun wir beides, verabschieden uns darin auch von einer Ideologie, die auf Abgrenzung und Ausschluß des „anderen" basiert? In meiner Sicht sind vielversprechende Ansätze in alle Richtungen vorhanden; in dem Bemühen voneinander zu lernen, beobachte und erfahre ich eine größere Offenheit zwischen den verschiedenen Strömungen, was m.E. ein Schritt in die richtige Richtung einer feministischen Vision ist, die alle Frauen sichtbar macht und stärkt.
Nichtsdestotrotz werden die hier beschriebenen Phänomene (unter anderen) oft als Zeichen der Zersplitterung, Fraktionierung, gar als Auflösung der feministischen oder lesbischen Bewegung gesehen. Lesben, die mit Stil experimentieren, trifft der Vorwurf, unpolitisch zu sein, Lesben „of color" wird ihre Identifikation mit der eigenen ethnischen Gruppe (und damit auch mit Männern) als Aufgabe feministischer Ideen und Ziele vorgeworfen. Ohne die strukturellen Unterschiede in diesem Phänomen verwischen zu wollen, gehe ich davon aus, daß in all diesen Entwicklungen wichtige politische Potentiale zur Reformulierung feministischer Politik und Identität enthalten sind.
Ich interpretiere diese Entwicklung als das Stadium einer Bewegung, in der Differenz, trotz der Bedrohung, die das Auftreten und Reklamieren derselben offensichtlich darstellt[29], nicht nur eher akzeptabel, sondern für das Überleben der feministischen Bewegungen notwendig geworden ist. Gerade in den Bewegungen und Herausforderungen von „Dritte-Welt-Frauen" einerseits und dem selbstbewußteren Reklamieren politischer Sichtbarkeit und Verantwortung lesbischer Frauen andererseits liegen einige der Stärken des Feminismus am Ende dieses Jahrzehnts. Die Anerkennung und politische Umsetzung von Differenzen zwischen Frauen ist am Ausgang der 80er eine der größten Herausforderungen und Chancen für feministische Politik. Dies heißt nicht, Gemeinsamkeit aufgeben, sondern vielmehr eine feministische Theorie und Praxis zu entwickeln, die nicht die Mehrheit aller Frauen ausschließt, sondern Unterdrückung in allen ihren Manifestationen herausfordert und in Frage stellt: lesbische Frauen, Frauen aus den Dritte-Welt-Ländern, Frauen aus ethnischen Minoritäten in der ersten Welt, etc.:
„Als Frauen wurden wir gelehrt, unsere Unterschiede entweder zu ignorieren oder eher als Ursache für Trennung und Verdacht anzusehen denn als Kraft für Veränderung. Ohne „community" gibt es keine Befreiung, nur den höchst verletzlichen und zeitweiligen Überlebenskampf zwischen einer einzelnen und ihrer Unterdrückung. Aber Bewegung muß weder ein Verstecken unserer Unterschiede bedeuten noch das pathetische so-tun-als-ob unsere Unterschiede nicht existierten. Diejenigen unter uns, die außerhalb der gesellschaftlich akzeptierten Definition von „Frau-sein" stehen; diejenigen von uns, die in die Fangarme von Differenz gedrängt wurden; diejenigen unter uns, die arm, lesbisch, schwarz oder alt sind, wissen, daß *Überleben keine akademische Fähigkeit* ist. Es ist vielmehr ein Wissen darum, unsere Unterschiede in Stärken umzuwandeln" (Lorde 1981, S. 99, Übersetzung: Sabine Hark).
Dies schrieb Audre Lorde bereits Anfang der 80er; am Ende des Jahrzehnts erscheint es umso dringlicher, aber auch umso realistischer. „Sister Outsider" wird mehr und mehr zur Idee von widerständiger Identität, und nicht – wie Donna Harraway (1985) schreibt – wegen ihrer Unschuld oder Reinheit vom Patriarchat, sondern wegen ihrer Fähigkeit an den Rändern zu (über)leben.

Anmerkungen

1) Dieser Artikel ist Teil meines in der Konzeption befindlichen Dissertationsprojektes zur Transformation politischer Identitäten in der Frauen- und Lesbenbewegung; die hier präsentierten Überlegungen sind dementsprechend vorläufig und fragmentarisch. Auch wären sie ohne meine Erfahrungen in der lesbian community San Franciscos nicht möglich gewesen. Besonders möchte ich meiner Gefährtin und Geliebten Ilona Pache danken für die Gedanken zu Differenz und Identität sowie für editoriale Unterstützung, Arlene Stein für die Ideen zu Stil und Identität sowie zum Zusammenhang von Identitäten und sozialen Bewegungen, beiden für inspirierende Gespräche und Diskussionen und schließlich Ruth Mahaney und den Studentinnen unseres Seminars „Lesbian Lives and Thoughts" an der San Francisco State University für Anregungen und Kontroversen zu diesen Fragen. Ermöglicht wurde der Aufsatz auch durch ein Stipendium der Förderkommission der Frauenbeauftragten in Berlin-West.

2) Er wurde bereits zweimal in verschiedenen Anthologien nachgedruckt, außerdem habe ich in mehreren Städten der BRD Lesungen und Vorträge dazu gehalten.

3) Dies gilt besonders für die BRD; im angloamerikanischen Raum, z.T. auch im benachbarten europäischen Ausland, wie in den Niederlanden, ist eine stärkere Präsenz „lesbischer Themen" festzustellen. Beispielhaft sei hier die Konferenz in Amsterdam „Homosexuality, Which Homosexuality?" im Dezember 1987 zu nennen oder auch die Vielfalt von politischen und theoretischen Zeitschriften aus der lesbisch-feministischen Bewegung in USA und Großbritannien (Gossip, Lesbian Ethics, Sinister Wisdom, etc.).

4) Ein nicht zu vergessender Aspekt in diesem Zusammenhang ist das Mißtrauen vieler lesbischer Frauen gegenüber einer Wissenschaft, die bisher eher der Legitimation von gesellschaftlichen Restriktionen und Sanktionen an Frauen gedient hat als dem Sichtbarmachen ihrer Erfahrungen. Lesbische Frauen waren und sind ganz besonders der sozialen Kontrolle der medizinischen, psychiatrischen und auch soziologischen Diskurse ausgesetzt.

5) Ich benutze hier den englischen Begriff „lesbian community" für den es im Deutschsprachigen keine direkte Entsprechung gibt. „Lesbian community" meint die Gruppe all der Frauen, die sich selbst als Lesben definieren. Im Verlauf des Aufsatzes gebrauche ich an einigen Stellen den Begriff „lesbische Kultur", der in diesen Fällen synonym mit „lesbian comunity" ist.

6) Das Dasein, die Identität an den Rändern (nicht nur des Feminismus) hat Audre Lorde in ihrem Buch „Sister Outsider" (1984) beschrieben.

7) Besonders poststrukturalistische Theoretikerinnen haben auf die unterdrückerische Dimension hierarchischer Dichotomien wie männlich-weiblich, rational-irrational etc. hingewiesen. Siehe hierzu u.a. Leslie Wahl Rabine 1988; sowie zur Kritik androzentrischer Identitätslogik den Aufsatz von Regina Becker-Schmidt 1989.

8) Im Verlauf des Aufsatzes benutze ich die Begriffe lesbische Identität und feministische Identität manchmal synonym, was nicht nur ein methodisches und theoretisches Problem darstellt. Z.T. ist dies der engen Verqickung des Feminismus mit der Entwicklung von lesbischer Identität als einer feministischen Identität geschuldet, genauere Klärung und Differenzierung der Begriffe/Identitäten ist weiterer Forschung vorbehalten. Wenn ich allerdings in diesem Aufsatz von Entwicklungen und Tendenzen in lesbischer Identitätsbildung spreche, heißt dies nicht, daß nicht auch ähnliche Tendenzen für heterosexuelle Feministinnen zu beobachten sind.

9) Siehe hierzu Joan Nestle 1981, (1983). Butch-Femme sind Rollen in der lesbischen Subkultur, modelliert in Anlehnung an die männliche und weibliche Geschlechtsrolle, wobei „butch" (der deutsche Begriff KV meint „Kesser Vater") die eher maskuline Rolle bezeichnet, während Femme die tendenziell weibliche Rolle symbolisiert.

10) Ich denke, daß Rollen eigentlich nie ganz verschwunden waren, sie waren lediglich kein Thema in den 70er und frühen 80ern.

11) Ich beschreibe hier verschiedene Tendenzen innerhalb der lesbischen Kultur, die nicht absolut und für alle Lesben gelten; um diese Tendenzen jedoch deutlicher zu machen, arbeite ich an manchen Stellen – so wie an dieser hier – mit Übertreibung und Verallgemeinerung. Stil und Mode sind natürlich auch immer klassen- und einkommensabhängig – während sich die einen bei Esprit einkleiden, finden die anderen ihre modischen Accessoires im second-hand-Laden – generell ist es jedoch in meiner Erfahrung ein klassenüberschreitendes Phänomen.

12) Z.B. durch die Publikation von Magazinen wie On Our Backs hier in USA, Spaß und Macht in der BRD; SM-Filme sind regelmäßiger Bestandteil lesbischer Filmfestivals und vieles mehr.

13) Die ökonomische Realität lesbischer Frauen ist sicher eine, die diesen Lebensstandard im allgemeinen nicht finanzieren kann. Entscheidend ist hier m.E. die Wertorientierung.

14) Der aufmerksamen Betrachterin ist sicher das Sprießen „avantgardistischer" Haarsalons in westdeutschen Großstädten in den letzten Jahren nicht entgangen.

15) *Zur Diskussion des Postfeminismus vgl. Deborah Rosenfelt/Judith Stacey 1987.*

16) *Identität bekennen ist entstanden in Anlehnung an den Titel des Buches „Farbe bekennen". Afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, Katharina Oguntoye, May Opitz, Dagmar Schultz (Hrsg.), 1986.*

17) *In Ermangelung eines deutschen Begriffs verwende ich hier den englischsprachigen Begriff „lesbians of color". Diese Übertragung ist problematisch, da der Begriff hier in USA eingebunden ist in einen politischen und theoretischen Kontext der Auseinandersetzung mit Rassismus, der auf die BRD nicht einfach zu übertragen ist.*

18) *Z.B. Anti-Rassismus-workshop der (lesbisch und heterosexuell gemischten) „Frauengruppe gegen Rassismus" im lesbischen Kulturzentrum Araquin in Berlin, 1985 und eine eintägige überregionale Anti-Rassismus-Veranstaltung mit verschiedenen workshops der gleichen Gruppe zusammen mit dem „Schabbeskreis" und der „Gruppe ausländischer Frauen" im Sommer 1986. Der Schabbeskreis, die Frauengruppe gegen Rassismus und afrodeutsche Frauen boten ebenfalls Veranstaltungen während den Berliner Lesbenwochen an.*

19) *Siehe die Dokumentation der 1. Berliner Lesbenwoche „Mit allen Sinnen leben", Berlin 1986. Die von der Referentin benutzten Worte waren vor allem „Volk" und „Land" im ungefähren Wortlaut von „wir Lesben waren einmal ein Volk, dem das Land gehörte".*

20) *Ich selber bin seit drei Jahren in einer Gruppe „Identität und Widerstand", bestehend vorwiegend aus weißen deutschen und us-amerikanischen jüdischen Lesben, die in der BRD leben, in der wir uns viel mit dem Problem von Identität und Verdrängung und deren Bedeutung für unseren Widerstand beschäftigt haben. Wie sehr auch unsere politischen Ideen und Utopien als Lesben von der komplexen Verdrängung deutscher Geschichte beeinflußt sind, ist eine der zentralen Einsichten, die wir in dieser Gruppe gelernt haben.*

21) *In der Frauen- und Lesbenbewegung in den USA wird häufig der Begriff „differently abled" anstelle von „disabled" gebraucht. In Anlehnung daran versuche ich mit „Unterschiedlichkeit" einen akzeptablen Ersatz für den diskriminierenden Begriff Behinderung einzuführen.*

22) *Zitat nach Moraga u.a., 1981.*

23) *Sozusagen auch „bereinigt" von der Identifikation von Lesbisch-sein mit „sexueller Präferenz".*

24) *Dies gilt nach wie vor nur für eine Gruppe lesbischer Frauen; viele Lesben, die z.B. in ländlichen Gebieten fernab feministischer und lesbischer Zentren leben, sind noch immer von einer Vielzahl von Konflikten betroffen sowie massiven Repressionen ausgesetzt. Jüngstes Beispiel ist der Fall von Roselyn Baensch, Uschi Frey und Jutta Koester, der als „Lesbenmord" durch die Presse ging. Siehe EMMA April 1989 „Kühl und berechnend?", S. 12/13*

25) *Aus einem Brief von Cherrie Moraga, Barbara Smith, Julia Perez und Beverly Smith 1981.*

26) *In San Francisco wird z.Zt. eine „domestic partnership"-Verordnung für lesbische und schwule Paare verabschiedet, in der mit dem Recht auf die Kreation privater intimer Beziehungen als fundamentalem Menschenrecht argumentiert wird.*

27) *Die seit 1985 regelmäßig stattfindende Berliner Lesbenwoche ist wohl das national sichtbarste Ereignis in dieser Richtung.*

28) *Gerade heute erhielt ich eine Postkarte mit dem Aufruf für eine „Lesben und Frauenaktion gegen Beugehaft. Weg mit dem 129a! Keine Aussagen!"*

29) *Diese Bedrohung wird vor allem in den Auseinandersetzungen um Rassismus und Anti-Semitismus deutlich. Weiße Frauen fühlen sich vom Rassismusvorwurf meist sehr angegriffen und anstelle einer Auseinandersetzung ist die Reaktion oft Abwehr und die Beteuerung, daß „Frauen doch nicht rassistisch weil alle unterdrückt" sind.*

30) *In einem Interview mit einer jungen lesbischen Frau, das ich kürzlich durchgeführt habe, meinte sie: „Die neunziger werden das Jahrzehnt der Lesben, wir sind dran."*

Literatur

BECKER-SCHMIDT, Regina: Identitätslogik und Gewalt. Zum Verhältnis Kritischer Theorie und Feminismus, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 24, S. 51–64

BOURDIEU, Pierre: What Makes a Social Class? On the Theoretical and Practical Existence of Groups, in: Berkeley Journal of Sociology 1987

BUNCH, Charlotte: Making common Sense: Diversity and Coalitions, in: Out The Other Side. Contemporary Lesbian Writing, Christian McEven/Sue O'Sullivan (Hrsg.), London 1988, S. 287–293

COMBAHEE RIVER COLLECTIVE: The Combahee River Collective Statement, in: Home Girls A

Black Feminist Anthology, Barbara Smith (Hrsg.), New York (Kitchen Table: Women of Color Press), 1981, S. 272–282

FRANKLIN, Sarah/STACEY, Jackie: Dyke-Tactics for Difficult Times, in: Out The Other Side, 1988, S. 220–232

HARAWAY, Donna: A Manifesto for Cyborgs, Science, Technology and Socialist Feminism in the 1980s in: Socialist Review, March/April 1985, S. 65–107

HARK, Sabine: Eine Frau ist eine Frau, ist eine Frau. Lesbische Fragen und Perspektiven für eine feministische Gesellschaftsanalyse und -theorie, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 20, 1987, S. 85–94

HOAGLAND, Sarah Lucia/PENELOPE, Julia: For Lesbians Only. A Separatist Anthology, London 1988

KLINGER, Cornelia: Abschied von der Emanzipationslogik. Die Gründe, ihn zu fordern, zu feiern und zu fürchten, in: Autonome Frauen, Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968, Ann Anders (Hrsg.), Frankfurt 1988, S. 293–329

KOKULA, Ilse: Formen lesbischer Subkultur, Berlin 1983

KOOTEN NIEKERK, van, Anja/WIJMER, Sacha: Guys and Dolls. The come-back of the Butch-femme, Workshop paper presented at the Conferenc „Homosexuality, Which Homosexuality", Amsterdam Dezember 1987

LORDE, Audre: Sister Outsider: Essays and Speeches, New York 1984

dies.: The Master's Tools Will Never Dismantle The Master's House, in: This Bridge Called My Back. Writings by Radical Women of Color, Cherrie Moraga/Gloria Anzaldua (Hrsg.), Watertown 1981, S. 98–101

McEVEN, Christian/O'SULLIVAN, Sue (Hrsg.): Out The Other Side. Contemporary Lesbian Writing, London 1988

MACCOWAN, Lyndall: Review of „The New Gay Lesbians" by Lilian Faderman, Manuskript, San Francisco o.J.

MORAGA, Cherie u.a.: Brief an GAY COMMUNITY NEWS, Vol. 8, No. 32, 7. März 1981, S. 4

NESTLE, Joan: Butch-fem, Sexual Courage in the Fifties, in: HERESIES, A Feminist Publication on Art and Politics, No. 12 „Sex Issue" 1981; dt. Fassung in EMMA SONDERBAND „Sexualität" 1983

OGUNTOYE, Katharina/OPITZ, May/SCHULTZ, Dagmar (Hrsg.): Farbe bekennen. Afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, Berlin 1986

RABINE, WAHL, Leslie: A Feminist Politics of Non-Identity, in: Feminist Studies 14, No. 1, 1988, S. 11–31

RADICALESBIANS: The Woman-Identified-Woman, erschienen zuerst als Flugblatt 1970, New York; dt. in: Frauenliebe, LAZ (Hrsg.), Westberlin 1981

RICH, Ruby: Feminism and Sexuality in the 1980s (a Review Essay), in: Feminist Studies, Vol. 12, No 3 (Fall 1986), S. 525–562

ROSENFELT, Deborah/STACEY, Judith: Second Thoughts on the Second Wave, in: Feminist Studies, Vol. 13, No. 2 (Summer 1987), S. 341–361

STEIN, Arlene: All Dressed Up, But No Place To Go: Style Wars and the New Lesbianism, in: OutLook, National Lesbian and Gay Quarterly, Vol. 1, No. 4 (Winter 1989), S. 34–42

dies.: Three Models of Sexuality: Drives, Identities and Practices, in: Sociological Theory (im Druck)

Lynn Alderson

Lesbischer Separatismus und die Frauenbefreiungsbewegung in Großbritannien

Der nachfolgende Text gibt einen kurzen Vortrag wieder, den ich im November 1988 in der Conway Hall in London hielt, anläßlich der Veröffentlichung des Buches: "For Lesbians Only: A Separatist Anthology", das von Sarah Lucia Hoagland und Julia Penelope 1988 herausgegeben wurde. Dieser Sammelband vereinigt einen großen Teil der amerikanischen Schriften zum Thema Separatismus seit den 70er Jahren. Die beiden anderen Referentinnen auf dieser Diskussionsveranstaltung bezeichneten sich als Separatistinnen. Ich verstehe mich nicht als Separatistin. Mein Vortrag wurde in der britischen überregionalen Lesbenzeitung, Lesbian Information Services Newsleter (LISN), die über die Veranstaltung berichtete, ziemlich grob verfälscht dargestellt. Daß auf meine politische Kritik des Separatismus nicht mit rationalen Gegenargumenten eingegangen und stattdessen meine Identität als Lesbe in Frage gestellt wurde, ist bezeichnend für die bittere und von persönlichen Angriffen geprägte Stimmung, die die feministische Diskussion in Großbritannien schon seit einigen Jahren beherrscht.

Zuerst möchte ich einige allgemeine Bemerkungen zur Bedeutung des Separatismus machen. Ich denke, daß Frauen in unterschiedlichen Lebenssituationen darunter verschiedene Dinge verstehen, und daß er auch für uns Feministinnen im Laufe der Geschichte der Frauenbewegung unterschiedliche Bedeutungen angenommen hat. Ich möchte hier nicht über die Situation in den USA sprechen – dazu bin ich auch gar nicht befugt – aber ich vermute, daß der Einfluß und die Auswirkungen separatistischer Ideen dort zum Teil anders sind. Meine folgenden Überlegungen sind daher nicht spezifisch auf eine Auseinandersetzung mit dem hier diskutierten Buch bezogen.
Um die Bedeutung des Sparatismus zu erläutern, möchte ich zunächst darauf hinweisen, daß allein schon die Existenz der Frauenbefreiungsbewegung als kollektive politische Identität ein Element von Separatismus oder von Abgrenzung in sich birgt – zumindest als ein Sich-Abgrenzen von den Männern: die Erkenntnis, daß es notwendig für uns ist, als Frauen zusammenzuarbeiten, wenn wir uns gegen unsere Unterdrückung wehren wollen. Damals war dies für uns ein radikaler Impuls, der sowohl einen neuen Sinn von Identität als auch eine kollektive politische Präsenz begründete und zudem eine Flut neuer Ideen über die gemeinsame Unterdrückung und den gemeinsamen Feind hervorbrachte. Ebenso begannen wir auf diesem Hintergrund, unsere Identität und Existenz als Frauen neu zu definieren, ohne uns auf die Männer zu beziehen oder sie einzubeziehen, sei es in der Methode oder in der Formulierung der politischen Ziele. Ich denke, daß es ein entscheidender und notwendiger Schritt für Frauen ist, selbst zu bestimmen, was unser Leben für uns bedeuten könnte, unabhängig von den Forderungen einer heterosexistischen Gesellschaft, und daß diese Erkenntnis immer noch eine notwendige Grundlage für den Aufbau von Solidarität unter Frauen darstellt. Dank dieser Befreiung unserer Phantasie und unseres Vorstellungsvermögens gelang es uns, neue Formen und Wege der Zusammenarbeit zu schaffen und, jedenfalls teilweise, ein größeres Bewußtsein und eine größere Freiheit der Wahl und der Selbstbestimmung für Frauen zu erreichen. Für viele von uns eröffneten sich auch neue Möglichkeiten des Zusammenlebens – auf allen Ebenen unseres Lebens, einschließlich in der Sexualität.

---

* *Der Text wurde vom Englischen ins Deutsche von Susanne Kappeler übersetzt in Zusammenarbeit mit Ute Annecke.*

Anfang und Mitte der 70er Jahre, zu einer Zeit als auch ich mich der Frauenbefreiungsbewegung anschloß, hätte ich all dies jedoch nicht als Separatismus bezeichnet. Und zwar aus zwei Gründen: Erstens, weil wir damals alles in positive Begriffe faßten, d.h., es ging weniger darum, die Männer zu verlassen, als vielmehr um die Freude, richtige und wichtige Beziehungen zu Frauen zu entwickeln. Damit meine ich nicht nur sexuelle Beziehungen. Wir nahmen uns die Freiheit, wirklich wichtig für einander zu sein und zu entdecken, daß wir vieles konnten – vom Herumbasteln am Elektrizitätszähler bis zur Entwicklung einer eigenen politischen Theorie, die unserer Erfahrung entsprang und unsere Bedürfnisse und Wünsche in den Mittelpunkt stellte.
Zweitens bezeichnete sich damals eine Gruppe von Frauen als lesbische Separatistinnen, die damit aber etwas ganz anderes meinten, als ich eben beschrieben habe. Für sie war lesbischer Separatismus eine *Identität*, nicht ein *Prozeß der Abgrenzung*. Dieses Verständnis von Separatismus beinhaltete für manche von ihnen den Versuch, möglichst ohne Männer und ohne Männerprodukte zu leben und diese Idee bis an die äußerste Grenze zu verfolgen. Die Versuche nahmen vielfältige Formen an, angefangen damit, daß sämtliche von Männern produzierten Schallplatten weggeschmissen wurden (mir ist allerdings nicht bekannt, daß je einmal daraufhingewiesen wurde, daß auch der Plattenspieler ein Männerprodukt ist und deshalb hätte rausfliegen müssen), bis hin zum Versuch, ein Leben „außerhalb der Männergesellschaft" zu führen (obwohl andererseits darüber diskutiert wurde, wieviel den Männern legitimerweise abgeknöpft werden sollte, um uns die Ressourcen wiederanzueignen, die die Männer uns gestohlen hatten). Problematisch an dieser Position erschien und erscheint mir immer noch, daß sie die Frauen voneinander trennt. Sie produziert eine Gruppe von Frauen, die irgendwie „reiner" ist als andere Frauen, scheinbar weniger befleckt von der heterosexistischen Welt. Eine solche Position hat erhebliche Konsequenzen in bezug darauf, wie und mit wem wir uns überhaupt organisieren können, wie und mit wem wir zusammenarbeiten.
Ich möchte damit keineswegs behaupten, daß eine ruhmreiche Einheit und Einigkeit unter Frauen existiere, noch vertreten, daß diese von den lesbischen Separatistinnen zerstört worden sei. Unabhängig davon gab es immer bedeutende Unterschiede zwischen Frauen, und die feministische Frauenbewegung hat sich im Laufe der Jahre mit diesen Differenzen auseinandersetzen, sie klarer erkennen und neue Wege finden müssen, um eine Zusammenarbeit zu ermöglichen, ohne diese Unterschiede zu verleugnen. Klassenspezifische und ethnische Zugehörigkeit sind dabei nur die sichtbarsten und naheliegendsten Unterschiede.

Betrachten wir den lesbischen Separatismus unter dem Aspekt der Abgrenzung, so stellt sich die Frage: Abgrenzung von was und von wem? Die negative Seite der so verstandenen Abgrenzung ist die seltsame Fixierung auf die Männer, statt sich um das Zusammenkommen von Frauen zu bemühen, die sich daraus ergibt, daß die eigene politische „Richtigkeit", „Reinheit" daran gemessen wird, wie weit frau sich von den Männern und der Gesellschaft abzusetzen vermag. Phänomene wie die Entstehung von „Frauenland" oder der Rückzug vieler Frauen auf's Land, oder auch die Weigerung vieler Frauen, an der Gesellschaft als einem politischen Tätigkeitsfeld teilzunehmen, entstammen m.E. unmittelbar dieser Auffassung von Separatismus. Dabei möchte ich betonen, daß ich nichts dagegen habe, wenn einzelne Frauen versuchen, so abgeschieden wie möglich zu leben: Ganz im Gegenteil, ich verteidige ihr Recht, dies zu tun. Mein „Privat"-, d.h. Gesellschaftsleben ist so ziemlich männerfrei. Meine Kritik besteht jedoch darin, daß es sich dabei nur um eine individuelle Lösung handelt, die als politische Strategie nicht funktionieren kann.
Ich bin grundsätzlich nicht der Meinung, daß wir als Einzelpersonen mittels einer Reihe von Verzichtleistungen bzw. damit, daß wir anderen Frauen, die nicht verzichten, Vorwürfe machen, eine politische Wirksamkeit erreichen könnten, die zur Veränderung der Gesellschaft führt. Darauf kommt es mir aber letztlich an. Nochmals

eine weitere Art der Identitätspolitik herzustellen und zu verfolgen, erscheint mir zweckwidrig. Damit meine ich, daß es nicht ausreicht, etwas zu *sein* (z.B. lesbisch oder Mutter); worauf es wirklich ankommt, ist, was wir über diese Identitäten hinaus *miteinander machen*.
Der Prozeß der Zersplitterung der Frauenbefreiungsbewegung hat in mancher Weise zur Isolation der einzelnen Frauen und Frauengruppen geführt. Es bleibt uns kaum ein Bewußtsein dessen, was wir *gemeinsam* haben, eine Voraussetzung, die uns erst befähigt, uns politisch wirksam zu organisieren – ein Bewußtsein nicht nur von den verschiedenen Formen von Unterdrückung, die uns persönlich betreffen, sondern auch von der Unterdrückung als Frauen, die uns alle betrifft und aufgrund dessen wir als Feministinnen die vielfältigen anderen Unterdrückungsformen bekämpften könnten.

In den letzten Jahren hat sich die Diskussion immer mehr auf die Sexualität als ausschließliches Thema zentriert. Die Debatte des politischen Lesbianismus Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre ist ein anschauliches Beispiel dafür. Obwohl die Idee des politischen Lesbianismus nicht neu war, wurde sie in Großbritannien in besonderer Weise aktualisiert durch die Publikation eines Aufsatzes einiger Revolutionärer Feministinnen (revolutionary feminists ist der Name für eine spezifische Richtung innerhalb der feministischen Bewegung in Großbritannien, Anm. d. Ü.), in welchem alle Frauen aufgefordert wurden, lesbisch zu werden. Die These des Aufsatzes lautete: Lesbianismus sei die logische Konsequenz des Feminismus. Der Akt der Penetration sei sowohl das Symbol als auch das Mittel der männlichen Macht über Frauen, und Frauen sollten den Sex mit Männern aufgeben, so wie wir z.B. das Rauchen aufgeben oder keine Früchte aus Südafrika mehr kaufen – aus politischen Gründen. Frauen, die dies nicht täten, seien keine richtigen Feministinnen.
Die These provozierte eine breite Diskussion, die sich vorwiegend um den Sexualakt drehte. Für viele Frauen war diese Argumentation, wie auch das Handlungsprogramm, zu eindimensional; sie entsprach weder ihrer Erfahrung, noch berücksichtigte sie die Komplexität der Beziehungen zwischen Frauen und Männern. Manche Frauen verwahrten sich gegen das vorschriftsmäßige Gebot des politischen Lesbianismus – nicht nur heterosexuelle Frauen –, und die hitzigen Streitereien führten zu extremen Spaltungen. Zweifellos trugen diese Auseinandersetzungen, die auf dem nationalen Kongreß 1978 eskalierten, entscheidend dazu bei, daß es seitdem keine nationalen/überregionalen Kongresse der autonomen Frauenbefreiungsbewegung in Großbritannien mehr gegeben hat.
Die Verengung des Blicks auf die Sexualität implizierte als weitere Konsequenz die These, Lesbischsein allein sei schon eine politische Handlung, und Lesben seien die besseren Feministinnen, selbst diejenigen, die die meiste Zeit am Tresen in der „Sub" verbringen und sich keineswegs politisch betätigen, d.h. die lesbische Identität anzunehmen, sei bereits ausreichend. Die Annahme der lesbischen Identität als Rebellion gegen die Gesellschaft, dieser radikale Schritt, wurde gewissermaßen zum entscheidenden Schritt, dem einzigen, auf den es ankam. Themen, wie z.B. die Kindererziehung oder der Zugang zu politischen Strukturen und gesellschaftlicher Macht, wurden anrüchig – beschmutzt durch die Verbindung zu Männern oder verdächtig als sog. Interessen von Heterofrauen. Reinheit, Beschmutzung, Infiltration und Kollaboration waren häufig Gegenstand jener Debatten.

Seither erleben wir ein Aufblühen der lesbischen Subkultur – auf gesellschaftlicher wie auf kultureller Ebene – und den Untergang kollektiver Politik und Organisation. Natürlich wäre es vereinfacht, diese Entwicklung allein dem lesbischen Separatismus zuzuschreiben, wie es ebenso falsch wäre, zu behaupten, daß es überhaupt keine feministischen politischen Aktivitäten mehr gäbe. Die Ursachen sind vielfältig, und auch andere Debatten und Streitpunkte in der feministischen Bewegung führen zu Spaltungen. Mir geht es hier darum, beispielhaft zu verdeutlichen, daß

diese kollektive Nabelschau, diese spalterische und verengte Perspektive tödlich für den Feminismus ist, wenn sie zur politischen Strategie wird. Sie macht es uns, ins Zentrum der Auseinandersetzungen gestellt, unmöglich zusammenzuarbeiten und erleichtert uns, sich immer mehr auf das Persönliche zurückzuziehen. Vor allem verhindert diese Verengung die Kooperation von Frauen aus unterschiedlichen Zusammenhängen und schließt die Partizipation von Frauen mit „anderen Identitäten" aus. Und nicht zuletzt isolieren wir uns sogar von denjenigen kollektiven Prozessen, die vielen von uns einst dazu verhalfen, selbst Lesben zu werden.
Ebenso schwerwiegend ist die Konsequenz, daß heute viele Lesben glauben, aufgrund ihrer Sexualität seien sie unberührt von jeglichem Einfluß des heterosexuellen Patriarchats. Keine von uns kann sich jedoch dem Zusammenhang der heterosexuellen Kultur entziehen, der bis in die intimsten Bereiche unseres Lebens und unserer Beziehungen reicht. Dies nicht zu begreifen heißt, die Macht und den Einfluß der Zwangsheterosexualität in all ihren Manifestationen ungeheuer zu unterschätzen.
Die Kritik der Heterosexualität, welche Adrienne Rich (1983) in ihrem Artikel „Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz" entwarf, stellte einen inspirierenden Ansatz dar, den wir m.E. nicht genügend ausgeschöpft und weiterentwickelt haben. Mir hat dieser Ansatz einen ganz neuen Einblick vermittelt in Hinsicht darauf, wie sich die Zwangsheterosexualität auf alle Sphären unseres Lebens auswirkt. Davon lediglich aufzugreifen, was wir im Bett tun – eine Einengung, die leider überwiegend die Rezeption von Adrienne Richs Ansatz bestimmt –, bedeutet m.E. eine grobe Unterschätzung des enormen Potentials dieser Kritik. Natürlich geht es um Sexualität, aber es geht auch um die Funktion und die Wirkungsweisen des Systems der Zwangsheterosexualität in unserem Arbeitsleben (geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz usw.), in unseren – auch lesbischen – Beziehungen und in all unserem gesellschaftlichen Handeln. Zwangsheterosexualität beschreibt ein System, von dem die Männer profitieren, und dies nicht nur, weil ihnen Frauen sexuell zur Verfügung stehen. Sondern auch, weil es die Ausbeutung unserer Arbeitskraft institutionalisiert und Männern die Kontrolle über die Ressourcen der Welt erteilt. Damit möchte ich keineswegs die Bedeutung der Sexualität herunterspielen, sondern vielmehr darüber hinaus die größeren Zusammenhänge betonen, damit wir als lesbische Feministinnen – und nicht als Lesben und Feministinnen – unsere Analysen und unsere Erkenntnisse auf alle Bereiche des Lebens von Frauen ausdehnen und damit auch die unterschiedlichen Lebenszusammenhänge jeder einzelnen Frau erfassen können. Wir sollten nie vergessen, daß die Zwangsheterosexualität *alle* Frauen unterdrückt und Lesben davon nicht weniger, sondern insbesondere betroffen sind. Nicht nur daß unsere Sexualität diskriminiert oder ganz unterdrückt wird, unsere Existenz wird verneint und geleugnet. Ich glaube, daß es unumgänglich ist, dies zu begreifen, wenn wir die Bedingungen schaffen wollen, die uns erlauben, aus unseren verschiedenen und spezifischen Erfahrungen und aus unseren unterschiedlichen Situationen heraus zusammenzuarbeiten, in einem gemeinsamen und umfassenden und zugleich vielfältigen Prozeß der Abgrenzung und des Widerstands.

Literatur

HOAGLAND, Sarah Lucia/PENELOPE, Julia (Hrsg.): For Lesbians Only, A Separatist Anthology, London 1988, Onlywomen Press

RICH, Adrienne: Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz, in: Dagmar Schultz (Hrsg.), Macht und Sinnlichkeit, Ausgewählte Texte von Adrienne Rich und Audre Lorde, Berlin 1983, S. 138–168, (dt. Veröffentlichung)

Janice G. Raymond

Zurück zur Politisierung des Lesbianismus*

Wir redeten früher häufig über Lesbianismus als einer politischen Bewegung – damals, als es noch selbstverständlich war, daß Lesbianismus mit Feminismus zusammenhängt – wobei auch der Ausdruck lesbischer Feminismus oft auftauchte. Heute hören wir mehr über lesbischen Sadomasochismus, Lesben, die Kinder bekommen, und alles, was Lesben über Sex wissen sollten – die modische Politik der Lust. In diesem Vortrag möchte ich über *Lesbianismus als einer politischen Bewegung* sprechen, doch bevor ich damit beginnen kann, muß ich mich mit Lesbianismus als „Lifestyle" auseinandersetzen, d.h. Lesbianismus als sexuelle Vorliebe ohne feministisches Bewußtsein.

Zum einen ist diese Politik des lesbischen Lifestyle völlig vom Sex besetzt, und zwar nicht von lesbischer Sexualität und ihrer politischen Bedeutung als Herausforderung an die Hetero-Realität, sondern von lesbischem Sex als Ficken – wer wann was tut und wie's am besten funktioniert, kurz, wie die lesbische Sexualität zu befreien sei. Lifestyle-Lesben und Hetero-Konservative sind sich in einem Punkt einig: daß für Frauen Sex die Erlösung ist, die ins Gelobte Land, ins Jenseits, in die absolute Gnade führt. Zum beispiel unterweist Marabel Morgan in ihrem Buch *The Total Women* (Die Totale Frau) rechtschaffene Christinnen darin, wie sie die Phantasien ihrer Männer in der Realität nachspielen können, mit Hilfe von Requisiten und einem akrobatischen Stellungs-Repertoire, die es mit dem lesbisch-libertären Supermarkt aufnehmen könnten. Für die Marabel Morgans dieser Welt ist innerhalb der Ehe alles erlaubt. Die Ehefrau soll sich wie eine Mätresse gebärden. SAMOIS, die amerikanische Sado-Maso-Gruppe, empfiehlt den Frauen wärmstens den Gebrauch von Peitschen und Fesseln, nach dem Motto: „Schmerz ist Lust", „Freiheit durch Fesseln", „Versklavung mit Einwilligung", „Wirklichkeit als Spiel" und „Gleichheit durch Rollenspiel" (Meredith 1982, S. 97). Außerhalb der Ehe oder vielmehr außerhalb der Heterosexualität ist alles erlaubt. Lesbische Befreiung ist zur lesbischen Libertinage verkommen.

Wenn wir Marabel Morgan mit SAMOIS vergleichen, geht es uns dann um die Feststellung eines *Unterschieds*, wie etwa zwischen einem Wiegenlied und „Heavy Metal", oder einer *Ähnlichkeit*, wie z.B. zwischen den berüchtigten Sprüchen auf den Autoaufklebern: „Tieftaucher tun's tiefer", „Kunstspringer tun's höher", „Konservative tun's mit Gewissen" und „Lesben tun's mit Lust"? Es scheint kaum einen Unterschied zu geben zwischen der konservativen Weltsicht, die die Frauen als sexuell verfügbar für die Männer definiert und dem lesbisch-libertären Lifestyle, der sich immer mehr mit dem Ficken als dem Höhepunkt der lesbischen Existenz beschäftigt. Obwohl ständig über Sex geredet wird, hat der lesbisch-libertäre Diskurs nichts zu sagen zum Zusammenhang zwischen Sex und dem restlichen Leben einer Frau und sagt so letztlich auch über den Sex selbst nichts aus.

Margaret Jackson weist in ihrem Buch *The Sexuality Papers* darauf hin, daß paradoxerweise weibliche Sexualität in der Geschichte sowohl der männlichen Sexualität

---

* *Dieser Artikel war ursprünglich ein Vortrag, gehalten im Juli 1988, an der Lesbischen Sommer Schule in Wesley House in London. Er wurde unter dem Titel: „Putting The Politics Back Into Lesbianism", in Women's Studies International Forum, 12. Jahrg., Nr. 2, 1989, S. 149 – 156 (Pergamon Press, plc., Headington Hill Hall, Oxford OX3 oBW, England) veröffentlicht. Er wurde vom Englischen ins Deutsche von Ute Annecke, Susanne Baer, Susanne Kappeler, Almut Skriver übersetzt.*

gleichgesetzt, als auch von ihr unterschieden definiert wird. In ihrer Differenz wird weibliche Sexualität dazu benutzt, sie der männlichen Sexualität als schwer erregbar, emotionaler und weniger lokalisiert dargestellt; in ihrer Gleichartigkeit als demselben biologischen Trieb entspringend. Herkömmlicherweise wird die Andersartigkeit der weiblichen Sexualität als komplementär zuzuordnen und damit die Heterosexualität als die natürliche und normative Bedingung für das Sexualleben von Frauen zu legitimieren. Ihre Gleichartigkeit dagegen wird dazu benutzt, die bestehenden Formen der männlichen Sexualität zu rechtfertigen und als die menschliche Form der Sexualität zu proklamieren. „Anders gesagt, indem die weibliche Sexualität dem Modell der männlichen nachgebildet wird, wird heute die sexuelle Kapazität der Frauen der der Männer als ebenbürtig oder gar überlegen angesehen (Jackson 1984, S. 81).

Die jüngsten Sexualtheorien der Lifestyle-Lesben und Libertären tendieren dazu, die Gleichartigkeit weiblicher und männlicher Sexualität aufgrund der vermeintlichen „Tatsache" zu betonen, daß sich Frauen sexuell in gleicher Weise wie Männer verhalten oder verhalten möchten oder es ihnen frei stehen sollte, dies zu tun. Lifestyle-Lesben behaupten, die Sexualität zwischen Frauen müsse „befreit" werden, um die Formen des männlichen Macht-Modells von Sexualität annehmen zu können, nämlich diejenigen Formen, die die Männer in der patriarchalen Gesellschaft mit der Macht ausgestattet haben, eine ungehemmte Sexualität auszuleben. Die verschiedenen Sexformen männlicher Macht – S/M, Pornographie, butch und femme, Rollenspiel, Päderastie usw. – sollen demnach die sog. „unterdrückte Macht" der weiblichen Sexualität freisetzen.
Libertäre und Lifestyle-Lesben werden einwenden, daß die männliche Sexualität kein Mononopol auf diese Formen habe. Manche werden behaupten, daß diese Formen im Wesen der Frau wenn auch unterdrückt existieren und nur darauf warten, sich in einem veränderten gesellschaftlichen Kontext, der Frauen ermutigt, sich in der selben Vielfalt auszudrücken wie die Männer, entfalten zu können. In den Vereinigten Staaten machte vor einigen Jahren eine Gruppe namens FACT (Feminist Anti-Censorship Task Force) – bestehend aus Akademikerinnen, Juristinnen, Künstlerinnen, Schriftstellerinnen und vielen großen feministischen Namen – mit der Pornoindustrie gemeinsame Sache, um eine feministische zivilrechtliche Gesetzesvorlage zu bekämpfen, die es Frauen ermöglichen würde, gegen Pornographie gerichtlich vorzugehen. FACT verteidigt die Pornographie ausgerechnet mit dem Argument, daß gerade *Lesben* ein Bedürfnis nach ihr hätten. Pornographie sei „sexuell erregend und lustvoll", und auch Frauen sollten sich frei für sie entscheiden können. „Das Spektrum des feministischen sexuellen Vorstellungs- und Ausdrucksvermögens hat kaum begonnen, sich zu äußern. Frauen brauchen den gesellschaftlich anerkannten Raum, um die robuste Ausdruckskraft der traditionell männlichen Sprache (also der Pornographie, J.R.) für sich selbst zu beanspruchen" (FACT 1985, S. 31).

Daß Frauen mehr sexuellen Freiraum brauchen, ist sicher richtig. Was aber falsch ist, ist die versteckte Annahme, sexueller Freiraum bedeute, sich an männlichen Sexualformen zu orientieren. Den Sexuallibertären und Lifestyle-Lesben fehlt, trotz ihrer Betonung von Sexualphantasien, jegliches wirkliche sexuelle Vorstellungsvermögen. In der libertären Literatur wird viel davon geredet, wie notwendig es sei, daß sich Frauen von den Fesseln der Kuschelsexerotik, der liebevollen Weiblichkeit der Feministinnen, dem sentimentalen, spirituellen und sanften Sex befreien. Nirgends jedoch zeigt sich die gewünschte starke, vitale und robuste weibliche Sexualität in irgendeiner Form, die sich von dem männlichen Macht-Modell der Sexualität unterscheiden würde.
Die Spielarten der Sexualität, die uns die Libertären und die Lifestyle-Lesben als befreiend vor Augen halten, reichen von harmlos bis gefährlich. Allein schon aus die-

sem Grund verdienen die verschiedenen Formen, denen sie alle den gleichen Status geben, analysiert zu werden. Ellen Willis beispielsweise sagt: „Gerade Sex als eine aggressive, nicht damenhafte Tätigkeit, als Ausdruck gewalttätiger, nicht hübscher Emotion, als Ausübung erotischer Macht und als eine spezifisch genitale Erfahrung ist für Frauen bisher tabu gewesen" (Willis 1983, S. 85). Mit der größten Selbstverständlichkeit setzt Willis „Sex als aggressiv" und als „gewalttätige Emotion" mit Sex als „Ausübung erotischer Macht" und „spezifisch genitaler Erfahrung" gleich. Alle werden als bloße Tabus dargestellt, als gäbe es keinen Unterschied. Das ist kein Ausrutscher, sondern eine unlautere Argumentation mit unlauterer Absicht.

Judith Walkowitz hat die libertäre Einstellung zur Sexualität als die „fortschrittliche Position" bezeichnet (Diary 1981, S. 72). Es ist schwer einzusehen, was so fortschrittlich sein soll an einer Position, die nicht nur die „Lust", sondern auch die Dynamik, Vitalität und Stärke der weiblichen Sexualität in altbekannten Formen der sexuellen Verdinglichung, Unterwerfung und Gewalt verankert, wenn auch diesmal von Frauen initiiert und mit ihrem Einverständnis. Die Libertären bieten eine Sexualität an, die sich scheinbar aller weiblichen Tabus entledigt hat, sich aber nur mit männlichen Federn zu schmücken weiß. Es ist eine von Männern konstruierte Sexualität in Maskerade.
Allerdings erscheint in diesem Travestie-Theater noch anderes als nur die Darsteller und Handlungen der Männermacht. Auch die Entpolitisierung tritt verkleidet auf – allerdings unter dem Deckmantel des modisch geschneiderten Begriffs von Sexualität als gesellschaftlicher Konstruktion. Als dieser ins Rampenlicht der feministischen Debatte trat, mußten die radikale Analyse der Sexualität und der sexuellen Beherrschung von der Bühne abtreten – und mit ihnen offensichtlich die Politik des Lesbianismus. Die Herausgeberinnen des Buches *Sexual Desire: The Politics of Sexuality* (Lust: Die Politik der Sexualität) behaupten, daß der Lesbianismus *entsexualisiert* worden sei, und zwar aufgrund eines Einverständnisses über Sexualität zwischen lesbischen und heterosexuellen Feministinnen. Diese hätten „im Prinzip ihre gemäßigten, gesunden sexuellen Neigungen gegenseitig anerkannt . . . mehr oder weniger im Sinne vom Apostel Paulus, der die Ehe als unvermeidlich hinnahm für jene, die schwach im Fleisch und im Geiste sind" (Snitow, Stansell, Thompson 1983, S. 27). Die „fortschrittliche Position" redet nicht mehr von politischem Lesbianismus oder Zwangsheterosexualität – diese sind in die Ecke des feministischen Diskurses abgedrängt worden. Es sind aber gerade die Radikalfeministinnen, als „extremistisch", „lustfeindlich", „verklemmt" und „puritanisch" tituliert, die darauf bestehen, politischen Lesbianismus und Zwangsheterosexualität weiterhin zu thematisieren.
Der libertären Argumentation liegt die arrogante und herablassende Annahme zugrunde, daß es denjenigen, die das Konzept des sexuellen Genusses problematisieren, selbst an vitalen und kraftvollen Wonnen fehle. Sexuelle Schlaffis/Weichlinge! Das Konzept des sexuellen Genusses zu problematisieren, hieße, von der Macht der Männer zu reden. Also spricht die „fortschrittliche Position" kaum noch von männlicher Macht – schlicht und einfach, aber schwerwiegend! Denn diejenigen, die von der Macht der Männer reden – so wird im FACT Positionspapier leichthin unterstellt – portraitieren die Männer als bösartige „Bluthunde" („attack dogs") und die Frauen als Opfer (FACT 1985, S. 39). Stattdessen wird bei den Libertären viel von der Sozialisation zur Sexualität oder von der Funktion der Sozialisation in der Entwicklung einer eigenen Sexualität gesprochen. Wenn Männer also auf eine bestimmte Art und Weise handeln, dann deshalb, weil sie Produkte ihrer Sozialisation seien, ebenso wie die Frauen. Bei derartigen Thesen fehlt das Konzept der Macht, welches hervorheben würde, daß die männliche Sexualität in Macht eingebunden ist und daß den Männern beträchtliche Vorteile an Status, Ichstärke und Autorität daraus erwachsen. Frauen können nicht unkritisch von dieser Analyse absehen, um den Freuden des Sex zu frönen.

Neben dem Problem der sexuellen Formen, die die männliche Machtsexualität imitieren, gilt es, auch noch andere kritische Punkte zu berücksichtigen. Susanne Kappeler hat bezogen auf die Pornographie gezeigt, daß auch die Struktur der Darstellung in die Analyse einbezogen werden muß. Das heißt, jemand produziert diese Darstellungen, und jemand schaut sie an – „und beides geschieht durch ein komplexes Netz von Mitteln und Konventionen" (Kappeler 1988, S. 9). Die Libertären und die Lifestyle Lesben wollen uns weismachen, daß die Frauen, welche Sexualrollen wie butch und femme oder Herr und Sklave spielen, in diesen sexuellen Erlebnissen sowohl Subjekt als auch Objekt sein können. Anders gesagt, wenn Lesben in ihrem Sex-„Spiel" diese Rollen übernehmen, dann werde, weil sie zwei Frauen sind, niemand verdinglicht, verletzt oder vergewaltigt. Die libertären und lesbischen Lifestyle-Ideologien geben vor, das gesellschaftlich normierte Machtgefälle zwischen Subjekt (kulturell männlich) und Objekt (kulturell weiblich) zu nivellieren. Es lohnt sich, dies genauer zu untersuchen.

Viele Libertäre und Lifestyle-Lesben behaupten, daß ihre verschiedenen Sexualpraktiken mit der Bedeutung, die diese in der „Realität draußen" haben, gar nichts zu tun hätten. Die Privatheit des Schlafzimmers und das, was darin geschieht, seien von der Realität abgetrennt – ein „Zimmer für sich allein": die lesbisch libertäre Phantasiesphäre. Die Peitschen, die Fesseln, das Hakenkreuz, die militärischen Accessoires, die Handschellen, die Hundehalsbänder, die Herren und die Sklaven des Sadomasochismus beispielsweise hätten keine Verbindung mit der realen Welt. Sie gehörten zu einer anderen Welt, einem Schutzgebiet der Sexualität, wo nach anderen Regeln gespielt wird, die nur für die Phantasiewelt gelten. So wie der Künstler das Ästhetische isoliert und als realitätsfreie Zone deklariert, so versucht die Libertäre, die sexuelle Sphäre und ihre Aktivitäten dort vor der Realität und der Kritik abzuschirmen. Als würde sie im Sandkasten – oder genauer, im Kätzchenklo spielen.

Die Libertären und Lifestyle-Lesben unterstellen, daß es keine Befreiung geben werde, solange die Frauen das Problem der Sexualität nicht „bearbeiten". Diese Fixierung hat allenfalls zu einer erneuten Sexualisierung der Frauen geführt, dieses Mal im Namen der Frauenbefreiung. Natürlich ist die Sexualisierung der Frau ein bekanntes Thema, das den alten sowie den „neuen" Sexualreformern und Sexualwissenschaftlern gemeinsam ist. Auch die These, daß die Voraussetzung für die Befreiung der Frauen in ihrer sexuellen Enthemmung liege, ist nicht neu und wurde schon von Havelock Ellis, Kinsey und jüngstens von Masters und Johnson vertreten. Heutzutage aber sind die „neuen" Sexualreformer Frauen; ihr Hauptargument ist, daß der weibliche Sexualtrieb ungeheuer machtvoll sei, viel mächtiger als es die saftlose feministische Literatur, die der gegenwärtigen libertären „sexuellen Revolution" vorausgegangen ist, wahrhaben will.

Dahinter verbirgt sich der Dogmatismus, der besagt, daß der Sex die Triebfeder der Macht ist – nicht die Kreativität, nicht das Denken; der Sex, und nichts anderes als der Sex, sei das Wichtigste. Mit ihrem vagen Freudianismus üben die Libertären einen zunehmend konservativen Einfluß auf den Feminismus und den Lesbianismus aus, indem sie eine kaum definierte „Macht der Lust" als natürlich und wesentlich voraussetzen.

Auch in der lesbisch libertären Literatur scheint die Sexualität allem zugrunde zu liegen, nur diesmal nicht unbedingt als biologischer Trieb verstanden, sondern als eine gesellschaftliche Antriebskraft, die entscheidenden Einfluß nimmt. Sexualität erhält den Charakter eines neuen Naturgesetzes, indem die Sexualtheorie, daß „Anatomie Schicksal sei", in eine Theorie des gesellschaftlichen Determinismus umgekehrt wird. Sex als ein originär biologischer Trieb erscheint nun als originär gesellschaftlicher Motor, der sich selbst Erfüllung verschafft, indem er alle männlichen Machtformen sexueller Verdinglichung, Unterordnung und Unterdrückung benutzt. Und wie jeder Motor benötigt auch Sex Reparaturservice und Technik. Das mechanistische Modell setzt sich wieder einmal durch.

Können wir so bereitwillig glauben, daß Sex unsere Rettung ist? Haben wir das nicht schon einmal gehört – daß das einzige, was wirklich zählt, die Qualität unseres Sexuallebens, unserer Orgasmen ist?
Die jüngste Welle des Feminismus hat einen Großteil ihrer Zeit damit zugebracht, das Bild von Frauen in den Medien, in der Wirtschaft und im Kosmos allgemein zu entsexualisieren. Die libertäre Position kann als Erfolg für sich verbuchen, Frauen resexualisiert zu haben, wobei sie die Rhetorik des Feminismus und der lesbischen Befreiung benutzt, um die Behauptung aufstellen zu können, Sexualität sei ein radikaler Impuls. Aber Sexualität ist nicht radikaler als irgend etwas anderes. Es gibt einige Formen, die radikal sein mögen und einige Formen, die es nicht sind. Es ist pure Ironie, daß die Libertären um Frauen Macht zu geben, die männlichen Machtformen der Sexualität bekräftigen wollen.

Das war allerdings nicht immer so. Einst hatte die Bewegung, lesbischer Feminismus genannt, Leidenschaftlichkeit, Prinzipien und politische Inhalte. Ohne diese Zeit als das Goldene Zeitalter des lesbischen Feminismus romantisieren zu wollen, möchte ich doch ins Gedächtnis rufen, was diese Bewegung war und wofür sie stand.

Diese Bewgeung des Feminismus war die größte Herausforderung für die Hetero-Realität. Sie stellte die Weltsicht in Frage, daß Frauen für Männer und in erster Linie auch in Beziehung zu ihnen existieren. Sie stellte die Geschichte der Frauen als eine Geschichte, die sich vor allem in der Familie zeigte, in Frage – eine Geschichte, die häufig und wenn überhaupt Frauen nur in ihrer Beziehung zu Männern und männlich bestimmten Ereignissen sah. Sie stellte die scheinbar ewige Wahrheit in Frage, dieses „thou as a woman must bond with a man" (daß, „Du Dich als Frau mit einem Mann verbinden sollst"), wir also auf immer unsere verlorenen Hälften in der Ergänzung durch Hetero-Beziehungen suchen müßten. Sie stellte sogar die Definition von Feminismus selbst in Frage, wo er sich als die Gleichheit von Frauen mit Männern verstand. Stattdessen realisierte sie eine Vision der Gleichheit von Frauen mit ihrem Selbst. Sie definiert Gleichheit als das Gleichsein mit Frauen, die sich für Frauen einsetzen, jenen, die für die Freiheit von Frauen leben, und jenen, die dafür gestorben sind; jenen, die für Frauen kämpfen und durch die Stärke von Frauen überleben; jenen, die Frauen lieben und die erkennen, daß ohne das Bewußtsein und die Überzeugung, daß Frauen in ihren Leben an erster Stelle stehen, alles andere schief in den Blick kommt.
Diese Bewegung arbeitete im Interesse aller Frauen. Sie schreckte nicht davor zurück, Vergewaltigung als Sex zu definieren, d.h. nicht nur als Gewalt, sondern auch grundsätzlich als Sex. Sie kritisierte die Position, daß Prostitution und Pornographie für Frauen sexuell „toll" seien und hatte auch keine Angst davor, sich gegen die männlichen sexuellen Revolutionäre auszusprechen, die alle Frauen, zu denen sie Zugang hatten, im Namen dieser verfälschten Freiheit zu befreien vorgaben. Sie baute Zentren für geschlagene Frauen auf und führte die feministische Kampagne gegen Gewalt gegen Frauen.
Dann aber passierte etwas. Frauen – häufig andere Lesben – fingen an, die Dinge anders zu definieren. Pornographie wurde Erotica genannt und diente nun der lesbischen Sprache und dem lesbischen Selbstausdruck. Gewalt gegen Frauen wurde lesbischer Sadomasochismus genannt und diente dem lesbischen Sex, das heißt, dem Ficken. Prostitution wurde als notwendige Arbeit von Frauen bezeichnet und gehörte schlicht zur weiblichen ökonomischen Realität. Was sich verändert hatte, war, daß anstelle von Männern nun Frauen – inclusive derer, die sich Lesben nannten – dies alles für andere Frauen guthießen. Und andere Frauen, andere Lesben sträubten sich im Namen irgendeiner pseudo-feministischen und lesbischen Einheit dagegen, das zu kritisieren.
Sicher, viele Lesben widersetzten sich dieser Entwürdigung des Lebens von Frauen. Sicherlich stehen immer noch viele Lesben an der Spitze der Anti-Pornographie-Be-

wegung. Viele Lesben kämpfen weltweit gegen internationale Prostitution und sexuelle Sklaverei. Und viele Lesben haben sich gegen lesbischen Sadomasochismus ausgesprochen. Aber während wir vorher mit dem lesbischen Feminismus als einer politischen Bewegung rechnen konnten, die gegen antifeministische Aktivitäten kämpft, hat sich heute das politische Bewußtsein des lesbischen Feminismus verringert.
Lesbischer Feminismus war eine Bewegung, die sich auf die Kraft eines „wir" stützte, nicht auf die Phantasie oder die Ausdrucksform einer individuellen Frau. Sie war eine Bewegung, die eine eigene Politik hatte – die begriff, daß Prostitution, Pornographie und sexuelle Gewalt nicht als therapeutisch, ökonomisch oder sexy umdefiniert werden können, nur um – im Namen freier Wahlmöglichkeiten – der Laune der einzelnen Frau zu entsprechen. Es war eine Bewegung, die die Komplexität von Entscheidungen anerkannte und verstand, daß die sogenannten Entscheidungsmöglichkeiten für Frauen politisch konstruiert sind.

Nun will ich eine Geschichte erzählen – eine Geschichte über Entscheidungen. Denn jedesmal, wenn Radikalfeministinnen auf die politische Konstruiertheit der Entscheidungs- und Wahlmöglichkeiten von Frauen hinweisen, werden wir beschuldigt, Frauen herablassend zu behandeln und sie zu Opfern zu machen.
Es war einmal, zu Beginn dieser jüngsten Welle des Feminismus, daß es einen feministischen Konsens gab, der besagte, daß die Entscheidungsmöglichkeiten von Frauen vom Patriarchat konstruiert, aufgebürdet, eingegrenzt, geschmälert, begrenzt, erzwungen, vorgeformt usw. seien. Niemand wollte damit sagen, daß die Entscheidungsmöglichkeiten von Frauen *determiniert* oder Frauen passive oder hilflose Opfer des Patriarchats seien. Denn, daß viele Frauen an die Kraft des Feminismus glaubten, das Leben von Frauen verändern zu können, und weil es offensichtlich war, daß Frauen sich nicht verändern könnten, wenn ihre Rollen gesellschaftlich determiniert oder sie nur geschmeidige Knetmasse in der Hand der Patriarchen wären. Wir sprachen sogar von Zwangsmutterschaft und, ja, auch von Zangsheterosexualität . Wir sprachen über die Art und Weise, wie Frauen und Mädchen zur Prostitution herangezogen, an Schläge von Männern gewöhnt und gezielt in niedrig bezahlte und ausweglose Arbeitssituationen gedrängt werden. Und die Gemäßigteren unter uns sprachen über Geschlechtsrollensozialisation. Die Radikaleren schrieben Manifeste, wo die patriarchale Konstruktion der Unterdrückung von Frauen im Detail beschrieben wurde. Wie auch immer es genannt wurde, stimmten die meisten von uns darin aber überein, daß Frauen nicht frei sind, um einfach „ein Mensch wie Du und ich" zu sein.
Die Zeit verging, und eine „nuanciertere" Sichtweise des Feminismus tauchte auf. Sie wies uns an, uns davor zu hüten, von den Frauen als den Opfern zu sprechen. Immer mehr Frauen besuchten höhere Schulen, wurden „schlauer", erhielten ihre Zulassung als Anwältinnen, wurden Akademikerinnen und Expertinnen auf allen möglichen Gebieten. Sie hatten teil an der Macht, die die männlichen Götter geschaffen hatten, und „also sahen sie, daß es gut war". Sie spürten die Fülle der Möglichkeiten, die ihnen offenstanden, und übertrugen dies auf alle Frauen, und – „voila", damit war das Evangelium unverfälschter Entscheidungsfreiheit geschaffen. sie fingen an, Dinge zu sagen wie: „ . . . große Mühe müsse darauf verwendet werden, Frauen nicht so darzustellen, als seien sie unfähig, verantwortungsvolle Entscheidungen zu treffen" (Andrews 1987, S. 46).

Einigen Frauen kamen diese Worte bekannt vor, als hätten sie sie schon einmal gehört, aber die feministischen Diskursanalytikerinnen schienen nicht sonderlich daran interessiert zu sein, dies zurückzuverfolgen bis zu dem, was „altmodische" Feministinnen als liberalen patriarchalen Diskurs bezeichneten. Sie sagten, das sei langweilig und veraltet, Frauen hätten davon bereits genug gehört, und es sei deprimierend. Laßt uns nicht vereinfachen und die Männer beschuldigen, sagten sie, da

diese Analyse „so wenige Ansatzpunkte zum Handeln biete, so wenige Ideen für Visionen von Veränderung biete" (Snitow u.a. 1983, S. 30). Stattdessen begannen sie, über das „Glückliche Zuchtvieh" („Happy Breeders"; Breeders ist in den USA eine abwertende Bezeichnung der Schwulen und Lesben für Heterosexuelle, Anm. d. Übers'in), die „Glücklichen Huren" und die „Frauen, die es geil fanden" zu sprechen, und die, die es geil finden würden, wenn sie nur „die Freiheit und den gesellschaftlich anerkannten Raum hätten, um die robuste Ausdruckskraft der traditionell männlichen Sprache (lies: Pornographie) für sich selbst beanspruchen zu können".

Auch das war nichts Neues, doch dann passierte etwas Merkwürdiges. Den Frauen, die den roten Faden der Kontinuität zwischen liberalen patriarchalen Männern und dem FACT-Feminismus erkannt hatten, fiel zum Beispiel auf, daß anstelle von Frauen, die die männliche Sprache nachahmten, Männer begannen, Frauen nachzuahmen. In den Vereinigten Staaten tauchte ein Phänomen namens Leihmutterschaft auf. Ein Gerichtsurteil aus New Jersey bestätigte das Recht von Männern, Frauen zu kaufen – bezahlte Zuchtkühe –, um ihre Kinder für sie zu gebären (Superior Court of New Jersey, 1987). Allerdings entschied sich eine dieser sogenannten Leihmütter dafür, für sich und ihr Kind zu kämpfen, weil sie erkannte, daß diese Leihmutterschaft Frauen ausbeutet. Ihre Geschichte wurde als der Fall von Mary Beth Whitehead gegen Bill Stern bekannt. Gary Skoloff, der Anwalt von Bill Stern in dem Leihmutterschafts-Verfahren in New Jersey, faßte sein Plädoyer folgendermaßen zusammen: „Wenn man Frauen davon abhält, Leihmütter zu werden und ihnen die Entscheidungsfreiheit nimmt, . . . sagt man, daß– sie nicht die Fähigkeit hätten, selbst zu entscheiden . . . Das wäre eine ungerechtfertigte Bevormundung und eine Beleidigung für die weibliche Bevölkerung dieser Nation." Einige Frauen glaubten, daß „Imitation die aufrichtigste Form von Schmeichelei" sei. Sie begannen, sich für Pornographie und Leihmutterschaft auszusprechen, um so die Männer imitieren zu können, die sie imitierten. Es wurde schwierig, auszumachen, wer da wem nacheiferte.
Und dann legten amerikanische Gesetzgeber vor, die Leihmutterschaftsverträge befürworteten, natürlich mit angemessenen Klauseln, die meistens den Samenspender und die Vermittlungsagentur schützten; denn der Feminismus lag inzwischen ganz im Interesse der Männer, was diese schließlich auch erkannt hatten. Wie es die feministischen Humanistinnen schon immer gesagt hatten: Der Feminismus ist auch für Männer gut.
Bevor diese Entscheidung von einem höheren Gericht aufgehoben wurde, verkündete der Richter, Harvey Sorkow, daß Bill Stern von einem „intensiven Verlangen" nach Fortpflanzung überwältigt sei und sagte sogar, daß dieses „in der Seele liege". Er erklärte, das feministische Argument, eine „elitäre ökonomisch höher gestellte Gruppe von Menschen werde die ökonomisch niedriger gestellte Gruppe von Frauen ausnutzen, um ‚ihre Babies' zu produzieren", wäre „gefühllos und anstößig" gegenüber den Bill Sterns dieser Welt. Seinerseits ein Mann von Gefühl, bezeichnete er Mary Beth Whitehead als „eine Frau ohne Einfühlungsvermögen". Er war sehr besorgt darum, daß Herr Stern seine „Erfüllung" als Vater erfahren würde und gab ihm deshalb Baby Sara, das Herr Stern „Baby Melissa" nannte.

Kurze Zeit zuvor hatte der Justizminister eine Kommission zum Thema Pornographie ins Leben gerufen, die sich Zeugenaussagen von Frauen anhörte, die man dazu gebracht hatte, in der Porno-Industrie zu arbeiten. Howard Kurtz von der Washington Post, ein anderer Mann von Gefühl, stellte die Wahrhaftigkeit der Aussagen dieser Frauen in Frage, indem er ihre Gefühle karikierte. „ . . . eine Parade *selbsternannter* Opfer, die ihre *traurigen Geschichten* hinter einem undurchsichtigen Wandschirm erzählen . . . Viele Experten beider Seiten sind der Ansicht, daß derartig *anekdotische Leidensgeschichten* nichts über die Auswirkungen deutlich sexueller Ma-

terialien aussagen" (Kurtz 1985, A4, Unterstreichungen von J.R.). Um in Sachen Gefühl nicht übertrumpft zu werden, kippte auch Carol Vance noch Verachtung über die Zeugnisse derselben Frauen, indem sie beifällig einen männlichen Reporter zitierte, der sie schon während der Anhörungen heimlich angestoßen und ihr etwas von „gestellten Zeuginnen" zugeraunt hatte. (Coveney, Kaye 1987, S. 12)
Um mich kurz zu fassen: Männer lernten diese Sprache der Ungläubigkeit von Feministinnen, die uns jetzt erzählen, Opfer von Pornographie hätten sich die Betten selbst ausgesucht, in denen sie liegen. Mary Beth Whitehead habe selbst entschieden, ihren Vertrag zu unterschreiben. Alle Männer und Frauen mit etwas Gefühl verstehen das. Es ist unser Recht auf Entscheidungsfreiheit, das hier auf dem Spiel steht. Pornographie und Leihmutterschaft schützen dieses Recht. Diese Art von Entscheidungsfreiheit, diese Art von Freiheit ist Liberalismus. Und leider ist auch der Lifestyle-Lesbianismus Liberalismus.

Der Liberalismus des Lifestyle-Lesbianismus bedeutet, daß *wir*, – das heißt, Lesben, – nicht mehr *wir* sagen können. Stattdessen sagen Frauen: „Meiner Meinung nach", oder „für mich" oder „wie ich das sehe" oder „ich habe ein Recht auf das, was mich anmacht". Was bleibt uns also? Sicherlich nicht ein politischer Lesbianismus, da er an diesem Punkt der lesbischen Geschichte nicht einmal einen Satz in der ersten Person Plural bilden kann. Nein, eher eine extrem ichbezogene lesbische Weltsicht. Und uns bleibt eine Tyrannei der Toleranz, die als Unterschiedlichkeit durchgeht.
Es scheint so, als wäre jedes individuelle Bedürfnis ein persönlicher oder kultureller Unterschied geworden, den andere Frauen nicht nur tolerieren, sondern auch unterstützen müssen. Daher muß die *Lust* einer Frau, die mit dem *Bedürfnis*, ihre Sexualität z.B. durch die Praxis von Sadomasochismus zu befreien, gerechtfertigt wird, von anderen Frauen und/oder Lesben toleriert werden, und zwar im Namen der Förderung lesbischer Unterschiedlichkeit sowie der lesbischen Einheit, indem der Raum für all diese Unterschiedlichkeiten geschaffen wird. Im Namen einer kaum definierten feministischen und/oder lesbischen Gemeinschaft können Werturteile nicht gefällt werden, weil sich das spaltend auswirken würde. Was für eine Art von Einigkeit aber kann auf dem Unwillen, Urteile zu fällen, aufgebaut werden?
Zum Beispiel „empfinden" viele Frauen den sogenannten lesbischen Sadomasochismus vage als falsch, halten sich aber zurück, dieses Gefühl in Worte zu fassen und ihm in Handlungen Ausdruck zu verleihen. Andere Frauen erklären ihnen, daß niemand das Recht habe, das Verhalten anderer zu beurteilen oder anderen die eigenen Werte aufzuzwingen. Das meine ich mit der Tyrannei der Toleranz – „Dein eigenes Ding durchziehen". Die Tyrannei der Toleranz rät Frauen vom mutigen Denken ab, von der Verantwortung zum Widerspruch und von dem Willen zum Handeln. Das bringt uns in eine extrem passive Position. Was als Wertfreiheit definiert wird, also die Haltung, keine Urteile zu fällen, mag feinfühlig und rücksichtsvoll gegenüber anderen Frauen erscheinen, macht jedoch Frauen in Wirklichkeit passiv und unkritisch, weil es sowohl Urteile als auch Handlungen verhindert. Aktives gesellschaftliches Leben aber erwächst aus Werten, Entscheidungen und Handlungen, die klar definiert und entschieden durchgeführt werden.

Mary Daly hat einige Elemente des Radikalfeminismus skizziert (Daly 1984, S. 397–398; Daly, Caputi 1987, S. 75). In ähnlicher Weise möchte ich einige der allgemein anerkannten Werte des lesbischen Feminismus betonen, die uns erlauben, wieder *wir* zu sagen. Als lesbische Feministinnen haben wir ein klares und präsentes Bewußtsein, daß die „boys", und auch einige „girls", uns nicht mögen werden, und daß wir uns wohl einigen Ärger einhandeln werden.
Als lesbische Feministinnen sind wir radikal anders, als die Hetero-Gesellschaft uns haben will. Es ist kein scheinbarer, sondern ein echter Unterschied. Zum Beispiel ist lesbische Sexualität *anders*, da sie auf dem lesbischen Vorstellungsvermögen beruht.

Es ist nicht dieselbe alte Sexualität, der sich Frauen in der Hetero-Realität unterwerfen müssen. Es ist nicht Pornographie, nicht „butch" und „femme", und es ist nicht Fesselung und Herrschaft. Es ist einerseits eine Sexualität des Vorstellungsvermögens, das in der Realität wurzelt. Wie Andrea Dworkin es ausdrückt: „Vorstellungsvermögen ist kein Synonym für sexuelle Phantasie . . .". Diese „Phantasie" kann nur all die gehabten Tricks heraufbeschwören, die eine endlose Wiederholung heterosexueller konformistischer Praktiken darstellen. „Das Vorstellungsvermögen findet neue Bedeutungen, neue Formen; Werte und Handlungen. Eine Person mit Vorstellungsvermögen wird von diesem vorangetrieben in eine Welt der Möglichkeiten und Risiken, in eine andere Welt der Sinnbedeutung und Entscheidung" (Dworkin 1987, S. 48); also nicht auf den heterosexuellen Schrottplatz der lesbisch libertären und Lifestyle-Aktivitäten, wo diese für Frauen als phantastische Waren „re-cycled", wiederverwertet werden. Lifestyle-Lesben setzen Phantasie an die Stelle des Vorstellungsvermögens. Habt Ihr schon bemerkt, daß alle über ihre Phantasien und nicht über ihr Vorstellungsvermögen sprechen?
Als lesbische Feministinnen fühlen und handeln wir im Interesse von Frauen als Frauen. Lesbischer Feminismus ist keine Ein-Thema-Bewegung. Er stellt Verbindungen zwischen allen Themen her, die Frauen betreffen – nicht nur eine spezielle Gruppe, Klasse, Nationalität und nicht nur die Lesben. Wir fühlen und handeln für alle Frauen, weil wir Frauen sind, und auch wenn wir die letzten wären, die sich dazu bekennen, würden wir immer noch für Frauen dasein.
Als lesbische Feministinnen machen wir weiter. Auch wenn es nicht populär ist. Auch wenn es keine Anerkennung dafür gibt. Nicht nur gestern. Nicht nur heute. Nicht nur an einigen Stunden am Wochenende. Lesbischer Feminismus ist eine Lebensart, eine Art, für unser tiefstes Selbst und andere Frauen zu leben.
Und die, die denken, daß die Verdinglichung, Unterordnung und Ver-gewaltigung von Frauen akzeptierbar ist, solange sie lesbische Erotica oder lesbischer Sadomasochismus genannt werden – die sind keine lesbischen Feministinnen. Und die, die denken, daß es in der Privatsphäre ihrer Schlafzimmer, wo sie es genießen, wo sie – insbesondere sexuell – darauf abfahren, akzeptierbar ist, sind keine lesbischen Feministinnen. Wie Mary Daly es ausdrückte, sie sind Lesben „von der Taille an abwärts".
Und denen, die sagen, wie wir es wagen können, Feminismus zu definieren, entgegne ich – wenn nicht wir definieren, was Feminismus bedeutet, was bedeutet denn dann Feminismus?

Jahrelang haben wir die Darstellung von Lesben in der Hetero-Pornographie bekämpft. Wir haben gesagt, „das sind nicht wir in diesen Posen der ‚butch'- und ‚femme'-Rollenspiele. Das ist nicht die Art und Weise, wie wir uns lieben. Das sind nicht wir, die sich gegenseitig als Sadistinnen oder Masochistinnen behandeln. Das sind nicht wir, gefesselt mit diesen Ketten, mit diesen Peitschen und in diesen männlichen Phantasien darüber, was Frauen mit anderen Frauen machen. Das ist ein feuchter Männertraum davon, was eine Lesbe sein soll, und was Lesben tun", sagten wir. Und wir sagten es nicht nur. Wir kämpften dagegen. Aber was geschieht jetzt? Lesbische Pornographie erscheint in US-amerikanischen „Frauen"-Porno-Magazinen wie „Bad Attitude" (Schlechte Einstellung) und „On Our Backs" („Auf unseren Rücken" – eine Reaktion auf die feministische Monatszeitschrift „Off Our Backs", also „Runter von unseren Rücken", Anm. d. Übers.'in). Und wir haben das Positionspapier von FACT. Und all diese „feministische und lesbische Literatur" will uns klarmachen, daß die „normale", d.h. heterosexuelle Pornographie in Ordnung ist. Wir sind „butches" und „femmes", Sadistinnen und Masochistinnen und fahren auf gegenseitige Gewalt ab. Wir haben uns im Kreis gedreht – und sind unglücklicherweise wieder an demselben negativen Ausgangspunkt angelangt.

Ich möchte schließen mit einer Vision lesbischer Sexualität und einem möglichen

Umfeld dafür. Für all die, die Gebrauchsanleitungen haben wollen, wird dieses Ende eine große Enttäuschung sein. Ich möchte andeuten, wie Sexualität aussehen könnte, die in einem lesbischen Vorstellungsvermögen wurzelt und nicht in den Hetero-Phantasien lesbischer Pornographie. Dies ist eine Vision, ein Kontext, eine Schlußbemerkung, die eigentlich einen Anfang darstellt.
Diese Vision von Sexualität schließt die „Fähigkeit zu berühren und berührt zu werden", ein. Aber mehr noch, eine Berührung, die eine Verbindung herstellt, wie James Baldwin es ausgedrückt hat. Andrea Dworkin, die sich auf Baldwin bezieht, schreibt über Sexualität als dem Akt, dem Kontaktpunkt, wo Berührung Verbindung herstellt, wenn Selbstkenntnis vorhanden ist. Es ist aber auch der Akt, der Kontaktpunkt, wo sich die Unfähigkeit einer Berührung offenbart, eine Verbindung herzustellen, und wo die Resultate verheerend sein können. In der Sexualität ist Intimität immer möglich, wie sehr wir auch betonen mögen, Sex sei eben Sex – das heißt, schlichter Genuß. In der Sexualität wird eine Reihe von Gefühlen über das Leben ausgedrückt, wie unverbindlich oder unpersönlich der Sexualverkehr auch sein mag – Gefühle von Verrat, Wut, Isolation, Bitterkeit ebenso wie Hoffnung, Freude, Zärtlichkeit, Liebe und Verbindung (Dworkin 1987, S. 47–61). Alle diese Gefühle, wenn auch nicht alle auf einmal, wohnen dieser Leidenschaft inne, die wir Sexualität nennen. Sexualität ist der Ort, wo diese Gefühle erreichbar sind oder verschüttet werden. Das ganze menschliche Leben steht doch beim Sex nicht still.

Die Ideologie der Libertären und Lifestyle-Lesben vereinfacht die Komplexität dieses umfassenden menschlichen Lebens, das im sexuellen Akt präsent ist. Diese Totalität – diese Geschichte, diese Gefühle, diese Gedanken aufzugeben – erlaubt ein Lauffeuer, aber keine Leidenschaft. „Alles Berührung – aber keine Verbindung . . ." (Baldwin 1962, S. 82).
Leidenschaft läßt natürlich auch Liebe zu. Ihre Möglichkeit, nicht ihre Zwangsläufigkeit. Leidenschaft ist eine Verbindung zwischen zwei Menschen. Liebe ist eine Verlängerung dieser Verbindung. Leidenschaft kann zu Liebe werden, aber nicht ohne die Offenheit dafür. Sex als Leidenschaft, und vielleicht als Liebe, nicht lediglich als Lauffeuer, ist eine radikale Erfahrung von Sein und Werden, vom Entdecken bisher unbekannter Möglichkeiten, sicherlich im eigenen Selbst, vielleicht auch in dem einer anderen.
Ich habe mit der Feststellung begonnen, daß Lifestyle-Lesben, obwohl sie dauernd über Sex reden, über den Zusammenhang zwischen Sex und dem restlichen Leben einer Frau nichts zu sagen haben, letztlich also auch nichts über Sex. Die Präsenz eines umfassenden menschlichen Lebens im sexuellen Akt widerspricht jeder verkürzten Sichtweise von Sex als gut oder schlecht, als reiner Genuß oder reiner Perversion. Dworkin erinnert uns daran, daß Sex, wenn er sich rächt, wenn er Haß ist, wenn er Eigennutz ist, wenn er indifferent ist, menschliches Leben zerstört – das einer anderen Person vielleicht, aber sicherlich das des eigenen Selbst. Sex ist ein umfassendes menschliches Leben, verwurzelt in einer Leidenschaft, in Fleisch. Dieses umfassende menschliche Leben steht immer auf dem Spiel.

Literatur

ANDREWS, Lori: Feminist perspectives on reproductive technologies, in: Womens Rights Litigation Clinic, Rutgers Law School: Reproductive laws for the 1990s, Briefing handbook, Newark, NJ 1988

BALDWIN, James: Giovannis Room, New York 1962, dt.: Giovannis' Zimmer, Reinbek b. Hamburg

COVENEY, Lal/KAYE, Leslie: A symposium of feminism, sexuality and power, in: Off Our Backs, January 1987

DALY, Mary: Pure Lust: Elemental Feminist Philosophy. Boston 1984, Dt.: Reine Lust, München 1986

dies./CAPUTI, Jane: Websters First New Intergalactic Wickedary, Boston 1987

DIARY OF A CONFERENCE ON SEXUALITY: Unpublished Notes of Original Diary circulated among Conference Planners for the 1982 Barnard Conference on the Scholar and the Feminist: Toward a Politics of Sexuality, 1981

DWORKIN, Andrea: Intercourse, New York 1987

FACT (Feminist Anti-Censorship Taskforce): Brief Amici Curiae No. 84-3147, US Court of Appeals, 7th Circuit, Southern District of Indiana, 1985

JACKSON, Margaret: Sexology and the Universalization of Male Sexuality – From Ellis to Kinsey, and Masters and Johnson, in: Lal Coveney/Leslie Kaye u.a. (Hrsg.): The sexuality papers, London 1984

KAPPELER, Susanne: The pornography of representation, Minneapolis, University of Minnesota Press, 1986, dt.: Pornographie – Die Macht der Darstellung. München 1988

KURTZ, Howard: Pornography Panel's Objectivity disputed, in: Washington Post v. 15. Oktober 1985

MEREDITH, Jesse: A response to Samois, in: Robin Ruth Linden u.a. (Hrsg.): Against sadomasochism, East Palo Alto, CA 1982

SNITOW, Ann/STANSELL, Christine/THOMPSON, Sharon (Hrsg.): Desire: The politics of sexuality, London 1983, dt.: Die Politik des Begehrens, Berlin 1985

SUPERIOR COURT OF NEW JERSEY: In the matter of Baby „M", Opinion, March 31, 1987, S. 1–121

WILLIS, Ellen: Feminism, moralism, and pornography, in: Snitow u.a. (aaO), 1983

M.A.F. Räderscheidt: **‚Mit einem Hauch von Ausgewogenheit'**

Kohlezeichnung 1985

Luise F. Pusch

Frauen und Lesben?

Seit einiger Zeit gibt es an einigen deutschen Universitäten „Frauen- und Lesbenreferate". Die Uni Oldenburg hat damit angefangen, sagten mir stolz die Frauen des dortigen Referats. Die sonst übliche Bezeichnung „Frauenreferat" hätte ihnen nicht zugesagt, weil sie die vielen mitarbeitenden und anzusprechenden Lesben unsichtbar läßt. Viele Frauen an der Uni sind Lesben, und obwohl es „natürlich" keine Statistik gibt, weiß jede frauenbewegte Unifrau, daß Lesben sowohl in den Frauenreferaten als auch allgemein unter Studentinnen und Dozentinnen prozentual weit stärker vertreten sind als in der weiblichen Gesamtbevölkerung. Auch ich finde es daher sehr wichtig, daß Lesbe sprachlich endlich sichtbar wird entsprechend ihrem Rang.
Also alles prima mit der Erweiterung des „Frauenreferats" zum „Frauen- und Lesbenreferat"? Ich finde nein!
Frauen und Lesben – das ist, bedeutungsmäßig, eine total absurde Konstruktion, ähnlich wie *Südfrüchte und Apfelsinen*, denn Lesben *sind* bekanntlich Frauen und Apfelsinen *sind* Südfrüchte. Wenn die Konstruktion nur absurd wäre, könnte es ja noch angehen – absurd kann ja sehr schön und witzig und erfrischend sein. Aber diese Konstruktion ist nicht nur absurd, sie ist gefährlich.
Im Dritten Reich machten die Nazis aus Deutschen plötzlich „Deutsche und Juden" („Deutsche, wehrt euch gegen die Juden!"). Einige Deutsche waren nun „sprachlich sichtbar" als *Juden*, abgesetzt von den anderen Deutschen, als ob sie nicht dazugehörten. Und einige Frauen sind jetzt sprachlich sichtbar als *Lesben*, abgesetzt von den anderen Frauen, als ob sie keine wären.
Der Mensch und seine Frau – wie lange kämpfen wir schon gegen diese unverschämte sprachliche Ausgrenzung des weiblichen Geschlechts. Und nun unterläuft uns fast dasselbe – noch dazu in bester Absicht!
Was ist also zu tun? Erstens müssen wir die Bezeichnung *Frauen- und Lesbenreferat* schleunigst wieder abschaffen (Frauen sind auch nur Menschen, und Irren ist menschlich!). Zweitens müssen wir eine neue Formulierung finden, die das richtige Gewollte nicht in derart falscher, weil diskriminierender Weise zum Ausdruck bringt.
Ich finde z.B. *Feministisches Referat* eine passable Lösung. Feministinnen sind sowieso als Lesben verschrien – diesen Umstand könnten wir uns positiv zunutze machen. *Schwesternreferat* fänd ich aus ähnlichen Gründen auch nicht schlecht. Oder vielleicht *Frauenfreundinnenreferat*? Dem sprachlich bereits bestens eingebürgerten *Frauenfeind* träte positiv die *Frauenfreundin* gegenüber – noch dazu schön doppelsinnig oder breitbandsinnig, so breit wie das Spektrum weiblicher Empfindungen. Ob die Frauenfreundin sich als Freundin im zärtlichsten oder im bloß politischen Sinne verstehen will, bleibt ihr überlassen.
Wißt ihr noch andere, bessere Vorschläge? Und was meint ihr überhaupt zu dem Problem? Eure Meinung würde mich sehr interessieren.

Nachschrift

Irgendwo habe ich gelesen, daß es in Dänemark seinerzeit mit der Aussonderung der jüdischen Bevölkerung durch die Nazis nicht geklappt hat, weil der dänische König ostentativ den Judenstern trug. Nach diesem Vorbild wäre es auch eine Lösung, die Frauenreferate einfach *Lesbenreferate* zu nennen.
September 1983

Quelle: in: Luise F. Pusch, Das Deutsche als Männersprache, Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1984, S. 176

Marilyn Frye

Reflexionen über Separatismus und Macht[1)]*

Seit dem ersten Erwachen meines feministischen Bewußtseins versuche ich immer wieder, etwas über Separatismus zu schreiben, doch dieses Thema gleitet mir durch die Finger wie Quecksilber, das in tausend andere Themen zerspringt, wie z.B. Sexualität, Männerhaß, sog. umgekehrte Diskriminierung, apokalyptisches Utopiedenken usw. Dies ist mein jüngster Versuch, dem Thema auf den Grund zu gehen.

In meinem Leben, und im Feminismus wie ich ihn begreife, ist Separatismus weder eine Theorie oder ein Dogma, noch ein von Feministinnen vorgeschriebener Katalog von Verhaltensweisen – obwohl natürlich ein Zusammenhang besteht zwischen Separatismus und Lesbianismus. Feminismus bedeutet für mich etwas Kaleidoskopartiges, dessen Konturen, Strukturen und Muster sich mit jedem neuen Moment feministischer Kreativität verändern; ein Element bleibt jedoch bei allen Veränderungen konstant, nämlich das der Abgrenzung (*separation* = Trennung, Abgrenzung, Abspaltung, Absonderung, S.K.). Die Funktion dieses Elements, seine Beziehung zu den anderen Elementen im Kaleidoskop, sowie seine Bedeutung verändern sich je nachdem, wie das Kaleidoskop gedreht wird – einmal steht das Element im Mittelpunkt und wirkt bestimmend, oder es wird von den anderen Elementen bestimmt, abhängig davon, wie sich die Elemente anordnen oder wer die Betrachterin ist. Ein Element von Trennung und Abgrenzung in seinen vielfältigen Variationen ist immer vorhanden (wo immer Feminismus praktiziert wird, S.K.), angefangen bei der Ehescheidung bis hin zur ausschließlich lesbisch-separatistischen Gemeinschaft, vom Frauenhaus bis zur Hexenversammlung, von der Frauenforschung bis zur Frauenkneipe, von der Forderung nach mehr Kindertagesbetreuung bis zur Forderung nach selbstbestimmtem Recht auf Abtreibung. Daß dieser Faktor der Abgrenzung überall (im Feminismus, S.K.) ein Thema ist, wird jedoch von manchen feministischen Apologetinnen aufs stärkste vertuscht, bagatellisiert oder mystifiziert, wenn nicht sogar ganz abgestritten oder verleugnet, da es ihnen anscheinend peinlich ist. Umgekehrt greifen gerade die inspirierenden Theoretikerinnen und Aktivistinnen diese Thematik auf, setzen sich damit auseinander, um sie weiter zu entwickeln und zu differenzieren. Gar nicht oder doch nur sehr beschränkt angesprochen wird das Thema meiner Erfahrung nach vor allem dort, wo es sich um individuelle Lösungen persönlicher Probleme oder um Nothilfeprojekte handelt, wie z.B. Legalisierung von Prostitution, den liberalisierten Eheverträgen, den Projekten, die auf eine verbesserte Behandlung von Opfern von Gewalttaten abzielen und den Programmen der Frauenförderung. Mir scheint es offensichtlich, daß die Gegensätzlichkeit von Assimilation und Separation, Anpassung und Abgrenzung, ein Hauptkriterium ist, mittels dessen wir bestimmen, ob eine Theorie, eine Handlung oder eine praktische Maßnahme reformistisch oder radikal ist, der Sache auf den Grund geht oder sie nur oberflächlich ankratzt. Meine Hauptfrage ist also: Was hat es auf sich mit diesem Element der Absonderung, daß es zugleich so grundsätzlich und doch so unheimlich, so aufregend und doch so abstoßend ist?

Absonderung im feministischen Sinn heißt natürlich ein Sich-Absondern von Män-

---

* *Der Artikel „Some Reflections On Separatism And Power" ist dem Buch von Marilyn Frye „The Politics Of Reality – Essays In Feminist Theory" (Trumonsberg, New York 1983) entnommen, das vom Verlag „The Crossing Press", 22 D Roache Road, P.O. Box 1048, Freedom CA 95019, U.S.A., publiziert wurde. Der Artikel wurde von Susanne Kappeler vom Englischen ins Deutsche übersetzt.*

nern, sowie von Institutionen, Beziehungen, Rollen und Beschäftigungen, welche von den Männern definiert und dominiert sind, ihnen zum Vorteil gereichen, sowie der Erhaltung ihrer Privilegien dienen. Eine solche Absonderung wurde *von Frauen* iniziiert oder wird von ihnen aufrechterhalten und ist *von ihnen gewollt*. (Der patriarchale Separatismus bedeutet die partielle Ausgrenzung von Frauen aus den „männlichen" Bereichen *auf Wunsch der Männer*. Dies ist ein grundlegender Unterschied.) Die feministische Absonderung von Männern kann viele Formen annehmen: das Abbrechen oder Vermeiden von engen Beziehungen oder von Arbeitsbeziehungen; jemandem den Zutritt zu deinem Haus verbieten; jemanden aus deinem Geschäft oder deiner Versammlung ausschließen; die Partizipation an gewissen Aktivitäten oder Institutionen verweigern oder vermeiden; sich dem Einfluß bestimmter Kommunikationen und Medien entziehen (z.B. keine Musik mit sexistischen Texten mehr anhören, oder nicht mehr fernsehen); Unterstützung und Engagement verweigern; ärgerliche Individuen entweder abweisen oder ihnen unhöflich-schroff entgegen treten.[2] Andere Formen der Absonderung drücken eher einen subtilen Übergang zu neuen Identifikationen, Prioritäten und Loyalitäten aus. Die eigene Politik stimmt dann nur noch zufällig oder scheinbar mit der Politik der Institution, in der wir arbeiten, überein.[3] Jemandem oder etwas die Loyalität aufkündigen, ist eine Form der Abgrenzung – und bedeutet, die Liebe zu kündigen. Die von Feministinnen initziierten Abgrenzungen werden im seltensten Fall direkt als persönliches oder politisches Ziel angestrebt. Was einer solchen direkten Abgrenzung vielleicht am nächsten kommt, ist unsere instinktive, der reinen Selbsterhaltung dienende Abwendung von der systematischen Frauenverachtung, die uns überall umgibt.[4] Im allgemeinen aber sind solche Abgrenzungen die Folge anderer Zielsetzungen, wie z.B. Unabhängigkeit, Freiheit, Selbstentfaltung, Erfindung, Schwesterlichkeit, Sicherheit, Gesundheit oder neuartige und ketzerische Gewohnheiten.[5] Oft entstehen Abgrenzungen ungeplant, einfach wenn wir unseren Weg gehen und dabei Personen, Institutionen oder Beziehungen plötzlich nutzlos, hindernd oder schädlich finden und sie beiseite oder hinter uns lassen. Mitunter werden Abgrenzungen bewußt geplant und angestrebt, als notwendige Voraussetzung und Bedingung, um der eigenen Sache nachgehen zu können. Manchmal werden solche Abgrenzungen leicht, oder jedenfalls mit einem Gefühl von Erleichterung oder gar Freude, vollzogen und durchgesetzt; ein anderes Mal nur mit großer Schwierigkeit, aufgrund konstanter Wachsamkeit oder mit Angst, Schmerz oder Trauer.

Die meisten Feministinnen – wahrscheinlich alle – praktizieren irgendeine Form der Abgrenzung von den Männern und von Männerinstitutionen. Eine Separatistin jedoch praktiziert sie bewußt, systematisch und wahrscheinlich umfassender und konsequenter als andere – für sie ist die generelle Abgrenzung in einem „breiten Spektrum" Teil einer bewußten Strategie der Befreiung. Und entgegen dem Klischee,[6] die Separatistin sei eine feige Aussteigerin, provozieren gerade *ihr* Leben und *ihr* politisches Programm die stärksten Anfeindungen, Schmähungen, Beleidigungen und Aggressionen, und ökonomische Sanktionen treffen sie meist am schärfsten. Weigert sich frau, mit Männern oder für Männer zu arbeiten, ist die Strafe gewöhnlich das Hungern (und wenn nicht hungern, so muß sie zumindest ohne Krankenversicherung auskommen[7]). Selbst wenn ihre Nicht-Kooperation viel subtiler ist, so steht doch immer ihr Lebensunterhalt auf dem Spiel, da sie weder ein treues Mitglied ist, noch sonst so richtig zur Mannschaft gehört. Die Strafen dafür, eine Lesbe zu sein, sind Ächtung, Belästigung und ein ungesicherter Arbeitsplatz oder Arbeitslosigkeit. Die Strafe dafür, daß frau die sexuellen Anträge der Männer abweist, ist oft Vergewaltigung und noch häufiger wohl der Entzug von beruflichen Möglichkeiten. Zudem lebt die Separatistin mit der Bürde, von vielen als moralisch verkommene bigotte Männerhasserin betrachtet zu werden. Darin versteckt sich allerdings ein Hinweis: Wenn frau etwas tut, das von den Patriarchen so rigoros verboten wird, muß sie ja etwas richtig machen!

Sowohl durch die feministische wie die antifeministische Literatur geistert die Idee, daß Frauen und Männer in einem Verhältnis des Parasitismus leben,[8] und zwar der Mann als Parasit von der Frau. D.h. allgemein gesprochen, daß die Männer von der Kraft, Energie, Inspiration und Fürsorge der Frauen am Leben erhalten werden und nicht die Frauen von der Stärke, Aggression, Vergeistigung und dem Jagdinstinkt der Männer. Gelegentlich wird auch behauptet, der Parasitismus gehe in die andere Richtung, und die Frau sei der Parasit. Aber das Bild der Frau als Parasit läßt sich nur hervorzaubern, wenn unser Blick auf das menschliche Leben sehr begrenzt ist – historisch provinziell, blind und ohne Bezug auf Klasse und ethnische Herkunft und beschränkt in der Vorstellung dessen, worum es geht. Generell leisteten Frauen schon immer einen beträchtlichen Beitrag zu ihrem Lebensunterhalt und tun es weiterhin, zu manchen Zeiten und mancherorts sogar in ausreichendem Maß und unabhängig. Es ist wichtig zu unterscheiden zwischen einer partiellen materiellen, durch die Geldwirtschaft und die Klassenstruktur bedingten Abhängigkeit und der beinahe universellen geistigen, emotionalen und materiellen Abhängigkeit der Männer von den Frauen. Männer leisten zur Zeit, wenn auch unregelmäßig, einen Anteil der materiellen Unterstützung von Frauen unter Bedingungen, die anscheinend darauf ausgerichtet sind, es den Frauen zu erschweren, für sich selbst aufzukommen. Frauen hingegen versorgten und versorgen die Männer mit der Energie und der Kraft zum Leben; Männer lassen sich von den Frauen nähren. Männer können dies scheinbar nicht für sich selbst tun, auch nicht einmal teilweise.

Das parasitäre Verhältnis der Männer zu den Frauen zeigt sich m.E. in der Panik, der Wut und der Hysterie, welche der bloße Gedanke, die Frauen könnten sie verlassen, in manchen von ihnen hervorruft. Darüber hinaus geben literarische und soziologische Quellen weiteren Aufschluß. Besse Bernards *The Future of Marriage* (Die Zukunft der Ehe) und George Gilders *Sexual Suicide* (Sexueller Selbstmord) sowie sein *Men Alone* (Männer allein) belegen auf überzeugende Weise, wie Männer in schockierend hohem Prozentsatz und in erschreckendem Ausmaße der Geisteskrankheit, dem Alkoholismus, delinquentem Verhalten (petty crime), physischem Zerfall, chronischer Arbeitslosigkeit, der Drogenabhängigkeit und der Neurose verfallen, sobald ihnen die Fürsorge und Gesellschaft der weiblichen Partnerin oder Haushälterin entzogen wird. (Umgekehrt sind Frauen ohne männlichen Partner bedeutend gesünder und glücklicher als Frauen mit männlichem Partner.) Die patriarchale Literatur ist voll von Hinweisen auf den Kannibalismus der Männer, die ihre wesentliche Lebensnahrung von Frauen beziehen. Kannibalistische Bilder und Metaphern, visuelle und verbale, sind die Norm in der Pornographie: Frauen werden Eßbarem gleichgesetzt und Sex dem Essen. Wie Kate Millet in *Sexus und Herrschaft* dokumentiert hat und viele weitere feministische Analysen männlicher Literatur immer wieder zeigen, stellen Männer, die ein Hochgefühl beziehen aus der Mißhandlung, Vergewaltigung oder dem Mord an Frauen (oder einfach indem sie Frauen tyrannisieren), ein äußerst verbreitetes Thema dar. Diese Beziehungen zu Frauen, oder besser, diese Taten an Frauen, bewirken in den Männern einen Zustand des Wohlbefindens: Sie können den Kopf wieder hoch tragen, sind erfrischt und *gestärkt*. Männer erschöpft das Leben allein oder mit anderen Männern; kommen sie nach Hause zum gedeckten Tisch, zu frisch gewaschenen Kleidern und zum Sex mit der Ehefrau, so leben sie wieder auf, erholen sich und sind regeneriert. Oder es reicht schon ein kurzer Besuch in der Wohnung einer Freundin, wo sie mit Kaffee oder Bier und auf die eine oder andere Weise mit Streicheleinheiten bedient werden. Sie sind belebt und erfrischt, wenn sie für einen Schnellfick eine Prostituierte aufgabeln, kurz eintauchen in die Lieblingssexualphantasie oder im Krieg Flüchtlinge (ausländische wie einheimische) vergewaltigen. Die Handreichungen der Frauen, ob freiwillig oder erzwungen, bezahlt oder unbezahlt, restaurieren die Kräfte der Männer, ihren Willen und ihr Selbstvertrauen, mit dem, was sie Leben nennen, fortzufahren.

Wenn es zutrifft, daß dieser Parasitismus der Männer tatsächlich ein grundlegender Bestandteil des Geschlechterverhältnisses ist, so erklärt dies wohl auch, warum sich die patriarchalen Loyalisten über bestimmte Themen besonders aufregen. Zieht man nämlich die offensichtlichen Vorteile der leicht zugänglichen Abtreibung in Betracht, die daraus für die Überwachung des Bevölkerungswachstums, für die Einschränkung der Sozialhilfe und für die sexuelle Verfügbarkeit von Frauen für Männer entstehen würden, so erstaunt es ein wenig, daß die Loyalisten so hartnäckig und empört dagegen kämpfen. Schauen wir aber einmal genauer hin . . .
Der Fötus lebt als Parasit. Er ist eine eigene Kreatur, die vom Leben (dem Blut) einer anderen Kreatur lebt. Er ist unfähig, aus eigener Kraft oder unabhängiger Ernährung zu überleben, unfähig sogar zur Symbiose. Wenn nun die Männer parasitär von den Frauen leben, so ist es einsichtig, daß sie und die, die zu ihnen halten, auf die Parallelität zwischen ihrer und der Situation des Fötus empfindlich reagieren: Sie können sich nur zu gut mit dem Fötus identifizieren. Die Frau, die sich die Freiheit nimmt, den Fötus als Parasiten zu betrachten,[9] könnte sich auch erlauben, den Mann als Parasiten zu erkennen. Die Bereitschaft der Frau, die Lebensquelle zum einen Parasiten zu unterbrechen, läßt auf ihre Bereitschaft schließen, auch die zum an deren Parasiten zu unterbinden. Die Frau, die fähig ist (rechtlich, psychisch und körperlich) mit Entschiedenheit, Autonomie und Selbstinteresse den einen Parasiten zurückzuweisen, ist fähig, mit derselben Bestimmtheit und Unabhängigkeit die Bürde des anderen Parasiten abzulehnen. In den Augen dieses anderen Parasiten ist die Vorstellung von der vollständig selbstbestimmten Abtreibung, ohne auch nur eine ritualisierte Unterwerfung unter die männliche Vetomacht, ein Spiegelbild des Todes.

Ein weiterer Hinweis steckt auch in jener Argumentation gegen die freie und leicht zugängliche Abtreibung, die besagt, daß Abtreibung nur der Anfang vom Ende sei: Wenn Föten so leicht abgeschafft würden, dann wären als nächste die alten Leute dran. Die alten Leute? Warum sollen alte Leute die nächsten sein? Und weshalb plötzlich die große Sorge um sie? Die meisten alten Leute sind nämlich Frauen, um deren Wohlergehen sich die patriarchalen Loyalisten sonst wenig Gedanken machen. Warum also die alten Leute? Ich denke, weil in der modernen patriarchalen Arbeitsteilung auch die alten Leute als Parasiten auf Kosten der Frauen leben. Der Klub der Abtreibungsgegner macht sich keine Sorgen über Mißhandlung und Mord an Ehe- und anderen Frauen – es gibt keine breite emotionale öffentliche Unterstützung für den Kampf gegen diese Gewalttätigkeiten. Sie sind weder besorgt über Mord noch über Zwangssterilisation in den Gefängnissen noch über Mord im Krieg noch über Mord durch Umweltverschmutzung und Industrieunfälle. Entweder sind diese Morde nicht real für sie, oder sie können sich nicht mit den Opfern identifizieren: Auf jeden Fall protestieren sie nicht gegen Mord an sich. Vielmehr stoßen sie sich daran, daß *Frauen aufgrund eigenen Gutdünkens* etwas abweisen, das parasitär von Frauen lebt. Ich vermute, daß sie sich aufregen, nicht weil die alten Leute die nächsten sind, sondern weil die Männer die nächsten sind.
Natürlich gibt es noch andere Gründe, weshalb die patriarchalen Loyalisten an der Forderung nach selbstbestimmter Abtreibung Anstoß nehmen. Ein zentraler Grund besteht darin, daß es sich um eine bedeutende Form weiblicher Kontrolle über die Reproduktion handeln würde. Denn aus einer bestimmten Perspektive sieht es tatsächlich so aus, als sei der Fortschritt des Patriachats eins mit dem Fortschritt männlicher Kontrolle über die Reproduktion, angefangen damit, daß Frauen als Ehefrauen Besitztum der Männer werden, über die Erfindung der medizinischen Geburtenhilfe, bis hin zur modernen Gentechnologie und *in vitro* Befruchtung. Diese Kontrolle über die Reproduktion aufgeben, hieße, das Patriarchat aufgeben. Ein solcher Einwand gegen die Abtreibung ist jedoch zu abstrakt und setzt ein zu großes historisches Wissen voraus, um diejenige Hysterie produzieren zu können, die die Reaktion gegen die Abtreibung heute charakterisiert. Diese Hysterie läßt sich m.E.

besser mit der düsteren Vorahnung einer persönlicheren und direkteren Bedrohung erklären, nämlich der der Vertreibung aus dem Frauen-Schoß.[10]

Ich habe Abtreibung als Beispiel genommen, weil sie den wohl emotionalsten öffentlichen Schauplatz mit den drastischsten körperlichen Konsequenzen darstellt, auf welchem sich die Thematik der Abgrenzung und des männlichen Parasitismus gegenwärtig abspielt. Es gibt allerdings auch noch andere Schauplätze für dieses Drama. So verlassen beispielsweise Frauen, die einen Bewußtseinswandel durchgemacht haben, ihre Ehen und Familien entweder ganz, indem sie sich scheiden lassen oder partiell, indem sie unabkömmlich werden für das Kochen, die Hausarbeit und die sexuellen Dienste.[11]
Akademikerinnen distanzieren sich von ihren männlichen Kollegen und Betreuern und hören auf, weiterhin als Resonanzböden, Ego-Masseusen, Lektorinnen, Geliebte oder Korrekturleserinnen zu fungieren. Manche dieser erwachenden Frauen werden entweder zölibat oder lesbisch und andere sehr viel wählerischer, wann, wo, mit wem und unter welchen Bedingungen sie sexuelle Beziehungen mit Männern eingehen. Die Männer, die von solchen Absonderungen und Rückzügen betroffen sind, reagieren mit defensiver Feindseligkeit, Angst und Vorwürfen, die in den Frauen Schuldgefühle hervorrufen sollen. Gar nicht zu reden von ihren Abstiegen in die Irrationalität, mit welchen sie selbst ihre wildesten Phantasien von der weiblichen Unlogik noch übertreffen. Ich behaupte, es ist ihnen angst und bange, weil sie von dem, was ihnen die Frauen liefern, so schwerwiegend abhängig sind und diese Rückzüge der Frauen sie vom Nachschub abschneiden.

Der männliche Parasitismus bedeutet, daß Männer zu Frauen *Zugang haben müssen*: Es ist *das* patriarchale Gebot. Das Nein-Sagen von Feministinnen bedeutet jedoch mehr als nur den wesentlichen Entzug (Umleitung, Umverteilung) von Versorgung und Dienstleistung, denn der *Zugang* ist eine der Facetten der Macht. Die weibliche Verweigerung des männlichen Zugangs zu Frauen schneidet Männern nicht nur eine wesentliche Zufuhr von Vorteilen ab, sie hat auch das Aussehen und den Vorgeschmack eines weiblichen Zugriffs auf Macht.
Machtunterschiede manifestieren sich immer in Form von asymmetrischem Zugang. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat Zugang zu fast jedermann und fast allem, was er von ihnen wollen mag; fast keine(r) aber hat Zugang zu ihm. Die Super-Reichen haben Zugang zu fast jedermann; kaum jemand hat Zugang zu ihnen. Die Ressourcen der Angestellten sind dem Chef zugänglich, während die des Chefs es für die Angstellte nicht sind. Die Eltern haben absoluten Zugang zum Zimmer ihres Kindes; das Kind hat keinen vergleichbaren Zugang zum Zimmer der Eltern. StudentInnen richten sich nach den Sprechstunden ihrer Professoren; die Professoren richten sich nicht nach den Versammlungszeiten ihrer StudentInnen. Das Kind ist verpflichtet, nicht zu lügen, den Eltern steht es frei, das Kind nach eigenem Gutdünken durch Lügen auszuschließen. Der Sklave ist seinem Herrn bedingungslos zugänglich. Absolute Macht heißt, bedingungslosen Zugang zu haben; absolute Machtlosigkeit heißt, bedingungslos zugänglich zu sein. Der Aufbau und die Manipulation von Macht konstituieren sich über die Steuerung und Kontrolle von Zugang.

Frauengruppen, Frauenversammlungen und Frauenprojekte scheinen äußerst geeignet, Kontroversen und Konflikte hervorzurufen. Viele Frauen nehmen daran Anstoß; manche haben Angst, den Ausschluß von Männern benennen zu müssen, da dieser offenbar der ausführlichsten Rechtfertigung seiner Nützlichkeit bedarf. Das kommt m.E. daher, daß der bewußte und gewollte Ausschluß von Männern durch Frauen (aus irgendetwas) ein Zeichen eklatanter Widersetzlichkeit ist, die in Frauen die Angst vor Strafe und Rache auslöst, eine Angst, die sehr wohl begründet ist. Unsere Ängstlichkeit und unser Harmonisierungsbedürfnis halten uns im allgemeinen

davon ab, viel zu unternehmen, um ausschließliche Frauengruppen, -treffen, und -projekte zu organisieren. Tun wir es doch, so laufen wir unweigerlich dem männlichen Heldenkämpfer in die Arme, der uns das Recht dazu abspricht. Nur ein relativ kleiner Prozentsatz von Männern läuft Amok bei der Ankündigung einer Veranstaltung, die nur für Frauen ist – nur ein einziger versuchte sich z.B. gewaltsam Zugang zu unserem „Speak-Out" über Vergewaltigung zu verschaffen, und nur einige wenige versteckten sich unter den Bänken des Hörsaals beim NOW (National Organisation of Women) Kongreß in Philadelphia, um ein Frauentreffen zu bespitzeln. Diese wenigen allerdings sind auf der Spur von etwas, das ihren weniger rabiaten Geschlechts-Patrioten entgeht. Denn das Frauentreffen ist ein grundsätzlicher Anschlag auf die Strukturen der Macht. Es ist immer das Privileg des Herrn, die Sklavenhütte zu betreten. Indem die Sklavin beschließt, den Herrn aus ihrer Hütte auszuschließen, erklärt sie sich als Nicht-Sklavin. Der Ausschluß der Männer aus Frauentreffen entzieht jenen nicht nur ihre gewollten Vorteile (ohne die sie gleichwohl überleben können), sondern er bedeutet zugleich eine selbstbestimmte Kontrolle von Frauen über den Zugang und damit ein Zugriff auf Macht. Es ist nicht nur geizig, es ist anmaßend.
Damit wird nun einsichtiger, warum dem Separatismus immer eine Aura von Negativität anhaftet, die dem lieben Mädchen in uns zuwider ist und der politischen Theoretikerin in uns zu defensiv erscheint. Das heißt: Erstens, wenn uns diejenigen, die die Kontrolle über uns haben, vollständig zugänglich gemacht haben, muß die Verweigerung des Zugangs unser erster Schritt zur Selbstbestimmung sein, oder sie jedenfalls mit einschließen. Und zwar nicht, weil wir mit (unweiblicher oder politisch verwerflicher) Negativität vollgepumpt sind, sondern weil es die Logik der Situation erfordert. Wenn die Ausgangsposition die totale Zugänglichkeit ist, dann ist ein Element des Nein-Sagens (d.h. der beginnenden Selbstbestimmung) unerläßlich für *jedes wirksame* Handeln und jede Strategie, wobei genau jene wirksam sind, die das *Machtverhältnis verschieben*, welche also Kontrolle über den Zugang beinhalten. Zweitens: Ob wir „Nein" sagen oder nicht, ob wir bei dieser oder jener Gelegenheit vorenthalten, ausschließen, ablehnen oder nicht, die Fähigkeit und Möglichkeit, (mit Erfolg) „Nein" zu sagen, ist eine logische Notwendigkeit der Selbstbestimmung und Kontrolle. Bestimmen wir selbst über den Zugang zu uns, dann müssen wir hin und wieder Nein sagen. Sind wir es erst mehr gewöhnt und es ist zu etwas ganz Banalem, einem Teil des Alltagslebens geworden, dann wird es nicht mehr so auffallen und stören . . . wir werden uns oder anderen nicht mehr besonders negativ erscheinen. Ganz im Gegenteil, wir werden uns in diesem Aspekt unseres Lebens erfreulich aktiv vorkommen, als Menschen mit eigener Dynamik und genügend Form und Struktur – d.h. genügend Integrität –, um selbst Reibung zu produzieren. Die Erfahrung im Nein-sagen, die wir gewonnen haben, wird Teil unserer Erfahrung von Selbstdefinition sein.

Wenn unser feministisches Handeln und unsere feministischen Verhaltensweisen ein Element von Absonderung einschließen, heißt das, daß wir Macht übernehmen, indem wir Kontrolle über den Zugang zu uns selbst ausüben und uns gleichzeitig selbst definieren. Die Sklavin, die ihren Herrn aus ihrer Hütte ausschließt, erklärt sich damit als *Nicht-Sklavin*: Das *Definieren* ist eine weitere Facette der Macht.
Die Mächtigen bestimmen gewöhnlich, was gesagt wird und was gesagt werden darf. Wenn die Mächtigen etwas mit einem Namen, Spitznamen oder Taufnamen belegen, wird dieses Etwas zu dem, wie sie es genannt haben. Wenn beispielsweise der Verteidigungsminister etwas als Friedensverhandlung bezeichnet, so wird das, was er so genannt hat, zu einer Friedensverhandlung. Besteht die besagte Aktivität darin, den Austausch von Atomreaktoren gegen Territorium mitsamt der Maßnahmen für die so produzierten Flüchtlinge auszuhandeln, dann ist das Friedenstiften. Die Leute loben es, und die Unterhändler erhalten den Friedensnobelpreis. Nenne ich jedoch ein bestimmtes Sprachverhalten eine „Vergewaltigung", so wird es durch diese „Be-

nennung" noch lange nicht zur Vergewaltigung. Im besten Fall muß ich des langen und breiten erklären, rechtfertigen und präzisieren, was an jenem Sprachverhalten einen Angriff in diesem Sinne darstellt. Dies hat im besten Fall zur Folge, daß die anderen vielleicht zugeben, daß dieses Verhalten *wie* eine Vergewaltigung sei oder bildlich gesprochen so bezeichnet werden könnte. Mein Gegenangriff jedoch wird nicht einfach als Selbstverteidigung betrachtet, und was ich Ablehnung des Parasitismus genannt habe, heißt bei ihnen Verlust von weiblichen Tugenden wie Einfühlungsvermögen und „Fürsorglichkeit". Wenn widerspenstige Frauen etwas so benennen und patriarchale Loyalisten es anders nennen, haben die Loyalisten das letzte Wort.[12)]

Frauen gehören gewöhnlich nicht zu denen, die definieren. Deshalb können wir nicht einfach aus unserer Isolation und Machtlosigkeit heraus die Dinge anders benennen und meinen, die neuen Benennungen würden haften bleiben, d.h. übernommen werden. So einfach ist das nicht . . . Aber wir können uns das Definieren dann anmaßen, wenn wir den Zugang zu uns neu strukturieren. Indem wir Kontrolle über den Zugang übernehmen, ziehen wir die Grenzen neu und schaffen neue Verhaltensweisen. Obwohl dies mühsam ist und sowohl Feindseligkeit als auch Ratlosigkeit hervorruft, liegt es doch im Bereich des Möglichen für die einzelne Frau und für kleine Gruppen, im Gegensatz zu derjenigen sprachlichen Umdefinierung, die nicht – jedenfalls nicht in erster Linie – in unserer Hand liegt.
Wir können sagen, daß es zwei Arten des Zugangs gibt: den natürlichen und den von Menschen eingerichteten. Ein Grizzlybär hat gewissermaßen einen natürlichen Zugang zum Picknickkorb des unbewaffneten Menschen. Der Zugang des Vorgesetzten zu den persönlichen Dienstleistungen seiner Sekretärin ist ein von Menschen angeordneter, da der Chef institutionelle Macht ausübt. Es scheint mir, daß Institutionen geradezu menschengemachte Strukturen des Zugangs sind – zu Personen und deren Dienstleistungen. Aber Institutionen sind künstliche Definitionsgebilde. Im Falle von bewußt und formell entworfenen Institutionen ist dies offensichtlich, da die relevanten Definitionen explizit als Statuten und Verordnungen, Vorschriften und Regeln festgelegt werden. Definiert man den Begriff „Präsident", so definiert man Präsidenten aufgrund dessen, was sie tun dürfen und wozu andere Funktionäre ihnen gegenüber verpflichtet sind, wobei das „was sie tun dürfen" eine Frage des Zugangs zu den Dienstleistungen von anderen ist. In ähnlicher Weise setzen die Definitionen von *Dekan, Student, Richter* und *Polizist* Muster des Zugangs fest, wie auch diejenigen von *Schriftsteller, Kind, Besitzer* und natürlich von *Ehemann, Ehefrau, Mann* und *Mädchen*. Verändert man das Muster des Zugangs, so zwingt man den Betroffenen einen neuen Wortgebrauch auf. Der Begriff „Mann" muß seinen Sinn verändern, wenn Vergewaltigung nicht mehr möglich ist. Wenn wir die Kontrolle über den sexuellen Zugang zu uns übernehmen, den Zugang zu unserer nährenden Unterstützung und unserer Reproduktionsfunktion, den Zugang zum Bemuttern und zur Schwesterlichkeit, so definieren wir damit den Begriff „Frau" neu. Die Sinnverschiebung im Gebrauch des Wortes drängt sich anderen in Form von Veränderung der gesellschaftlichen Realität auf – sie bedarf nicht deren Anerkennung unserer Definitionsautorität.
Wenn wir Frauen uns absondern (uns zurückziehen, umgruppieren, transzendieren, ausbrechen, beiseite schieben, aus dem Rahmen treten, vagabundieren, *nein* sagen), so übernehmen wir gleichzeitig die Kontrolle über den Zugang und über das Definieren. Wir widersetzen uns also zweifach, da beides den Frauen nicht erlaubt ist. Und beides, Zugangskontrolle und Definitionsmacht sind grundlegende Ingredienzen in der Alchemie der Macht, also sind wir in zweifacher Hinsicht radikal aufständisch.

Dies sind also einige der Formen der Trennung und Absonderung, welche im Zentrum unseres Selbstbefreiungskampfes stehen. So wird auch verständlich, warum Separatismus ein derart heißes Thema ist. Wenn es etwas gibt, das Frauen besonders

scheuen, dann *tatsächlich Macht zu ergreifen*. Solange wir kurz vor diesem Schritt haltmachen, werden die Patriarchen zumeist eine nachsichtige Haltung einnehmen. Wir aber fürchten uns davor, was uns zustoßen wird, wenn wir sie wirklich erschrekken. Das ist keine irrationale Angst. Wir haben immer wieder erfahren, daß Abwehr, Gemeinheit, Gewalt, Feindseligkeit und Irrationalität der Reaktionen auf den Feminismus im direkten Verhältnis zu der Unverblümtheit stehen, mit der unsere Strategien oder Handlungen ein Element der Absonderung einschließen. Wenn Frauen ihr Zuhause, ihre Ehemänner und ihre Freunde verlassen oder sich von Föten trennen, und schon gar wenn Frauen lesbisch sind, dann handelt es sich um drastische Formen der Absonderung. D.h., sie erscheinen dramatisch und unverfroren aus der Perspektive der patriarchalen Weltanschauung, zu der auch der männliche Parasitismus gehört. Auf Absonderungen im Zusammenhang mit Ehe, Scheidung, Lesbianismus und Abtreibung reagieren Männer (und ihre Sympathisanten) empfindlich, weil sie deren Relevanz für sich selber fühlen: sie spüren die Bedrohung, daß sie die nächsten sein könnten. Deshalb bilden Heterosexualität, Ehe und Mutterschaft – die Institutionen, die am offensichtlichsten die Frauen als Geschlecht und individuell den Männern verfügbar machen –, die heilige Triade im Zentrum der antifeministischen Ideologie; auch darum werden Frauenräume, Frauenorganisationen, Frauenversammlungen, Frauenbildung geächtet, unterdrückt, sabotiert, verspottet und bestraft – im Namen jener anderen herrlichen und dauerhaften patriarchalen Institution: der Gleichberechtigung.

Einigen von uns mögen diese Fragen beinahe exotisch erscheinen . . . so fremd, daß sie es kaum verdienen, im Mittelpunkt zu stehen. Sind wir doch vollauf mit Dingen beschäftigt, die wir für sehr rebellisch halten: unser Leben leben, uns um uns selbst und unsere Nächsten kümmern, unserer Arbeit nachgehen und, insbesondere, die Dinge so zu benennen, wie wir sie sehen. Der ursprüngliche Sündenfall bleibt aber trotzdem die Absonderung, die ja die Voraussetzung bildet für diese Tätigkeiten, und es ist diese Absonderung – nicht unsere Kultur oder Philosophie, noch unsere Reden und Vorträge, noch unsere „Sexualpraxis" (oder Abstinenz davon) – für die wir verfolgt und bestraft werden, wenn es zum Schlimmsten kommt.

Anmerkungen

1) *Dieser Text wurde erstmals auf einem Treffen des Verbandes „Frauen und Philosophie" (Region Ost) im Dezember 1977 vorgetragen. Veröffentlicht wurde er zuerst in Sinister Wisdom 6 (Sommer, 1978). Er ist ebenfalls als Broschüre erhältlich bei Tea Rose Press, P.O. Box 591, East Lansing, Michigan 48823. Viele Frauen, die den Vortrag gehört oder gelesen hatten, gaben mir mit ihren Kommentaren hilfreiche Hinweise. Einige davon habe ich bei der Überarbeitung für den Druck einbezogen, andere habe ich mir gemerkt. Carolyn Shafer half mir, die Gesamtstruktur zu erkennen, besonders die Verbindungen zwischen Parasitismus, Zugang und Definition.*

2) *Adrienne Rich: „ . . . laßt mich das ganze Konzept von ‚Höflichkeit' oder ‚Unhöflichkeit' in Frage stellen – das sind doch gewiß* **ihre** *Konstrukte, da ja Frauen ‚unhöflich' werden, sobald wir männliche Aufsässigkeit ignorieren oder verwerfen, während männliche ‚Unhöflichkeit' gewöhnlich durchzogen ist von dem taktischen Einwurf, ‚Hast Du denn keinen Sinn für Humor?'"* Ja, dem stimme ich zu. Ich eigne mir „Unhöflichkeit" an, denn es ist unsere obsessive Zwangshöflichkeit, die uns so oft in ihre „Geselligkeit" zwingt.

3) Hier half mir Claudia Card.

4) Ti-Grace Atkinson: Wir sollten hier unsere Verletzbarkeit durch Angriff und Erniedrigung mehr Aufmerksamkeit schenken, und ebenso der Absonderung als **Schutz.** *Gut, aber dann müssen wir noch einmal betonen, daß es eine Absonderung aufgrund unserer Veranlassung sein muß – wir haben die Nase voll von der Absonderung zu unserem „Schutz", die uns von ihnen aufgezwungen wurde. (Zweifellos sind in meinem wirklichen Leben der Schutz und die Sicherung von Orten zur Heilung die Hauptmotive für Absonderung.)*

5) *Bei dieser Überlegung halfen mir Chris Pierce und Sara Ann Ketchum. Siehe auch „Separatism and Sexual Relationships", in A Philosophical Approach to Women's Liberation von S. Hill und M. Weinzweig (Hrsg.), Wadsworth, Belmont, California 1978.*

6) *Als Antwort auf Claudia Card.*

7) *Der frivole Tonfall ist Carolyn Shafer zu verdanken.*

8) *Das fiel mir erstmals auf bei der Lektüre von Mary Dalys Beyond God the Father, Beacon Press, New York 1973. (Deutsche Übersetzung: Jenseits von Gottvater Sohn u. Co, München 1980, S.K.). Siehe auch Evelyn Reed, Women's Evolution, Pathfinder Press, New York 1975, für reichhaltige Hinweise auf männlichen Kannibalismus und männliche Abhängigkeit.*

9) *Caroline Whitbeck: Der Vergleich zwischen verschiedenen Kulturen weist auf den Schluß hin, daß in Kulturen, in welchen Abtreibung üblich ist, nicht der Fötus, sondern die Mutterrolle und besonders die Bürde der „Illegitimität" zurückgewiesen wird; wo hingegen „Illegitimität" als Institution nicht existiert, kommt auch Abtreibung relativ wenig vor. Ich schließe daraus, daß die Ablehnung des Fötus durch die Frau noch direkter, als ich vermutete, eine Ablehnung des Mannes und seiner Welt bedeutet.*

10) *Claudia Card*

11) *Die angeführten Beispiele sind aufgrund ihrer besonderen Relevanz für das Leben der bei dieser Rede anwesenden Frauen ausgewählt worden.*

12) *Dieser und der folgende Abschnitt haben die heftigsten Diskussionen unter den Frauen ausgelöst, die den Text gelesen haben. Ein Problem ist sicher, daß ich hier aus einer zweideutigen Position heraus spreche – aus zwei verschiedenen und unvereinbaren Systeme des Denkens und Handelns. Bezüglich des Patriarchats und der (englischen) Sprache existieren allgemeine Sprachgewohnheiten, die nicht von mir/uns, sondern von den Elitemännern (mit der Unterstützung aller anderen Loyalisten) kontrolliert werden. Bezogen auf den die neuen Seinsweisen und die neuen Bedeutungen, die von lesbischen Feministinnen geschaffen werden, haben wir in der Tat die semantische Autorität und können wirksam neu definieren und tun es auch. Ich glaube, daß wir nur dadurch, daß wir mittels der konkreten Kontrolle über den Zugang zu uns Grenzen ziehen und verteidigen, auch denen, die nicht zu uns gehören, unsere Selbstdefinitionen und damit auch die Tatsache unserer Existenz aufzwingen können. Erst daraus ergibt sich die Möglichkeit, von ihnen in unserer sinngebenden Autorität anerkannt zu werden. (Weiteres zu dieser Problematik findet sich im letzten Teil meines Papiers „Male Chauvinism – A Conceptual Analysis", (erstaunlicherweise) in Philosophy and Sex, Robert Baker und Frederick Elliston (Hrsg.), Prometheus Books, Buffalo, New York 1976. Daß wir von patriarchalen Loyalisten oft gar nicht verstanden werden, ist in manchen Zusammenhängen Grund zum Stolz und zur Freude. Wenn wir aber keinen Einfluß auf ihren Sprachgebrauch haben, solange wir, wie ungefragt auch immer, dem ihren unterworfen sind, dann könnte es tödlich sein, von ihnen absolut nicht verstanden zu werden. (Eine Freundin hatte einen Traum in welchem Frauen, die sich in einem Haus am Rande der Stadt getroffen hatten, von der Eingebung einer von ihnen dazu inspiriert wurden, ein Schild vor die Tür zu hängen, das mit dem Sinn-System der Patriarchen Verbindung herstellen sollte. Denn sonst wären die Männer allzu neugierig auf sie oder hätten eine solche Angst vor ihnen, daß sie die Tür einbrechen würden, um hineinzugelangen. Sie hängten ein Schild, auf dem ein Fisch dargestellt war, an die Tür.) Andererseits könnte frau sagen, ihnen verständlich zu sein, könnte tödlich für uns sein. Vielleicht ist es am wichtigsten, in der Lage zu sein, taktische Entscheidungen fällen zu können, wann und wie wir verständlich oder unverständlich sein wollen.*

M.A.F. Räderscheidt

Von den Träumen am Tag und dem Wachen in der Nacht

96 Linolschnitt aus dem Buch „Die Eifersucht", Bonn 1989, Verlag Jacques Raymond

Lea Morrien

Lesben im Zeitalter der Telekommunikation

oder: Die Hintergründe patriarchaler Tele-Vision aus lesbisch-feministischer Sicht

In meiner Wohnung gibt es einen Fernseher, der nur zwei Sender schwarz-weiß empfängt. Der Fernseher schweigt die meiste Zeit, steht rot und still im Flur – ausgeschaltet, ausgestöpselt, nicht angeschlossen an das vielzitierte Kommunikationszeitalter. Und das, *weil* ich kommunizieren will.

Wenn die Bilder flimmern – selten – sehe ich, daß es mich nicht gibt. Ich sehe mich an und es gibt mich. Ich sehe die flimmernden Bilder, die mich verschweigen. Dann lasse ich den Apparat schweigen. Ich weiß, was ich weiß.

Dann setze ich mich hin und schreibe mir die Bilder, die ich gern gesehen hätte. Abenteuerliche Epen, die von Desdemona erzählen, die in der Übergangszeit daran gehindert werden sollte, ihre Geliebte zu finden. Desdemona, die in verschlungenen Mündern lebt, in felsigen Höhlen, die sie immer wieder an das erinnern, wonach sie sucht. Und Andro, jener Mann, der sie heiraten möchte, stellt ihr nach – bis vor die Höhlenschluchten.
Ihm gehört bereits das halbe Reich. Die Desdemonen hat er vertrieben, nur Desdemona ist geblieben. Er will sie, will sie ganz für sich, so liebt er sie, die letzte Desdemone, die geblieben ist.
Vor der Höhle schreckt er zurück, ruft ihren Namen hinein, und Desdemona lacht, lacht ihn aus: „Das halbe Reich hast Du erobert, meine Schwestern vertrieben und traust Dich nun nicht in meinen Palast?!"
Andro tritt einen Schritt vor, zögert noch, geht weiter, tastet sich unsicher in die halb-dunkle Wirklichkeit vor und versucht auszumachen, woher Desdemonas Stimme kommt, die spricht und spricht.
Je weiter er sich vorwagt, umso dunkler wird es und umso deutlicher ist Desdemonas Stimme von allen Seiten zu hören.
„Ich dachte, du seist die letzte?!" ruft er nach einer Weile. Er hat sich schon verirrt.
„Und jetzt höre ich Euch alle!" Desdemona lacht und lacht, und ihr Lachen ist in allen Winkeln des Palastes zu hören.

Diesen Film und wie er ausgeht, will ich nicht verraten. Will nur verraten, daß ich ihn nicht im ZDF gesehen habe, auch nicht in der ARD, nicht im Dritten und schon gar nicht in einem der Satellitenprogramme. Die möchten Desdemona bei Nacht zum „allzeit bereiten Sexhäschen" verkommen lassen, das nur auf Andro wartet, ihr gierige Augen zu machen in jenem künstlichen Dämmerlicht, in das er sie entführt hat, sich sicher zu fühlen, seine Schrecken vor ihr zu vergessen.

Wenn ich auf die Straße gehe, spüre ich die Blicke der Männer an mir haften. sie haben Desdemona am Vorabend in künstlichem Dämmerlicht gesehen und sehen nun mich da. Ihre Augen gieren nach meinen Brüsten, und ich muß lachen, laut lachen, weil ich Andro in ihnen sehe, der am Höhleneingang steht und sich nicht reintraut. Ich bin eine Desdemone, weiß ich, und wenn ich lache, hört Ihr auch meine Schwestern lachen, die Ihr vertrieben habt. Und, ich sehe, wie Eure gierigen Augen plötzlich Schrecken zeigen, und weiß, daß der Schrecken gleich nach mir schlagen will.

Ich verbringe meine Nächte mit Filmen, die Andro unter Verschluß legen ließ. So gut ich mich erinnern kann, schreibe ich sie auf. Wenn ich mich nicht entsinnen

kann, treffe ich eine der wenigen Desdemonen, die geblieben sind. Und, gemeinsam rekonstruieren wir das alte Skript. An die Filmförderung wollen wir uns damit nicht wenden. Wir gründen einen eigenen Fonds, der uns ermöglichen soll, diesen, unseren Film, zu drehen – irgendwann. Aber, das Skript, erst muß das Skript fertiggestellt werden und – wir werden es fertigstellen.

Andro legt mir Steine in den Weg, wo er nur kann. Was mich tröstet, daß er in seinen Träumen die alten Filme sieht, die er vergessen will und doch nicht kann. Da trifft er mich in jener Höhle, aus dem ihm meine Stimme von überall entgegenschallt, in der er sich verirrt hat.

Andro und ich, wir arbeiten an unterschiedlichen Programmen. Wo er sich in Vergessen übt, will ich mich erinnern. Und, die Produkte seiner Vergessenssuche flimmern tagtäglich über alle Kanäle. Wo ich ihn nicht begehre, will er mich symbolisch und leibhaftig vernichten. Ich trage das Erbe der Desdemonen in mir. Und, wo eine lacht, lachen wir alle. Wo er mich vernichtet, bricht die Erinnerung in einer anderen wieder hervor. Dieses Wissen macht ihn Toben.

Andro ist Intendant des ZDF, der ARD, aller dritten und Satelliten-Programme. Er ist auch Bundeskanzler, Außenminister und Beamter auf Lebenszeit in allen Verwaltungsbehörden. Als Manager eines Multinationalen Konzerns hat er sich ebenso verdingt wie als Arbeiter und Angestellter eines mittleren Betriebes. Er ist Medienfachmann und Gentechnologe und arbeitet in allen Positionen an ein und demselben Strang. Das Vergessen soll perfekt gemacht werden!

Die Höhlen hat er schon vor vielen Jahren gesprengt oder chemisch ausräuchern lassen. Das Erbe der Ovale hat er zerschlagen und ein System organisierter Ecken an dessen Stelle gesetzt. Das Zeitalter der Tele-Kommunikation hat er ausrufen lassen, um mir auch die Sinne der Erinnerung zu sprengen und auszuräuchern.

Nur, der Fernseher schweigt die meiste Zeit, steht rot und still im Flur – ausgeschaltet, ausgestöpselt, nicht angeschlossen an Andros Kommunikationszeitalter.

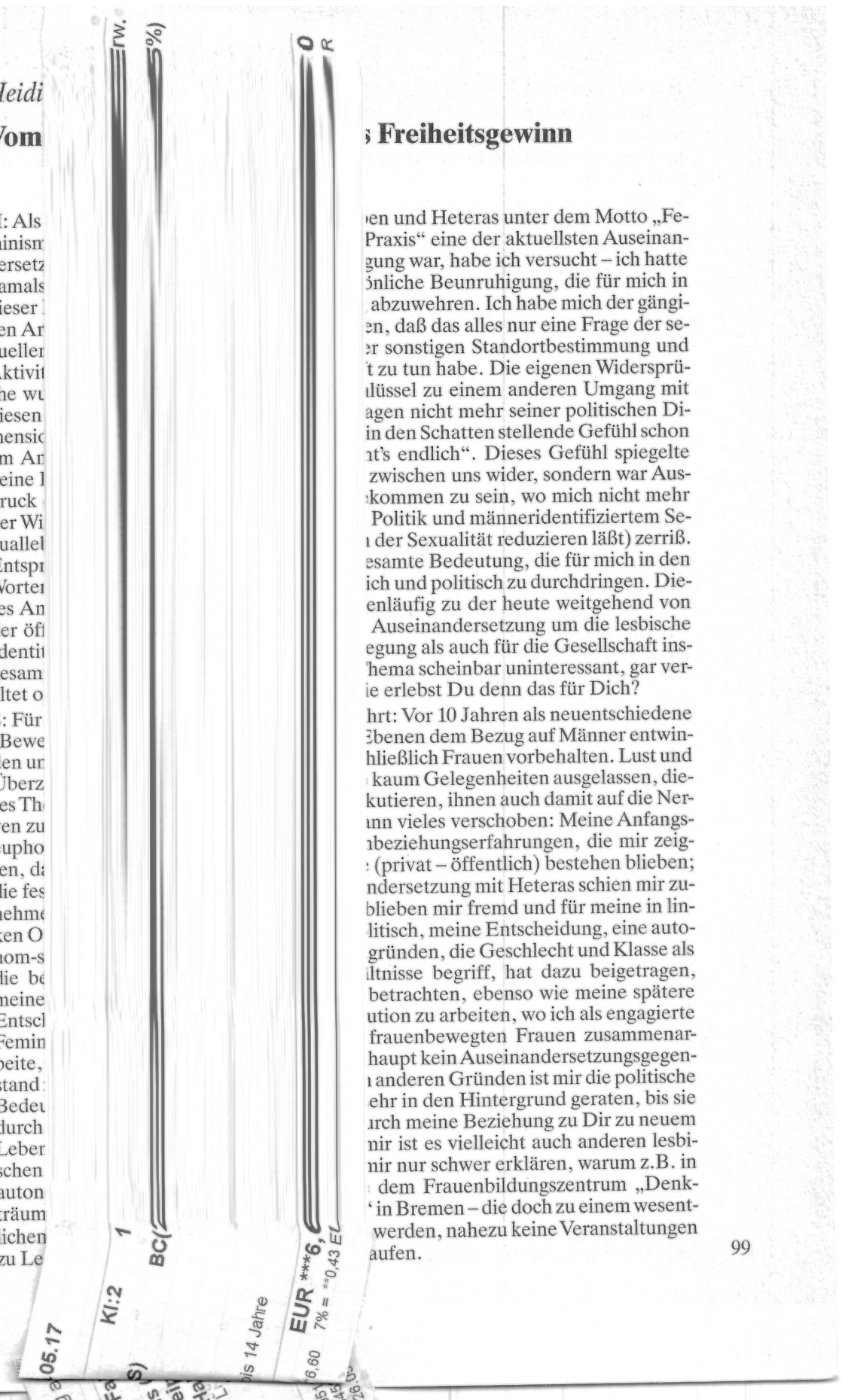
Ich verbringe die Nächte mit jenen sieben Büchern, die mir geblieben sind. Sieben Bücher von sieben Desdemonen erinnert und aufgeschrieben. Es waren siebentausend. Und, bis sie geschrieben sind, muß Andro in meinen Nächten schweigen. Bis sie geschrieben sind, will ich ihn ohne mich flimmern lassen.

Heidi

Vom … s Freiheitsgewinn

H: Als … en und Heteras unter dem Motto „Fe-
minism … Praxis“ eine der aktuellsten Auseinan-
dersetz … gung war, habe ich versucht – ich hatte
damals … önliche Beunruhigung, die für mich in
dieser … abzuwehren. Ich habe mich der gängi-
gen Ar … en, daß das alles nur eine Frage der se-
xueller … er sonstigen Standortbestimmung und
Aktivit … t zu tun habe. Die eigenen Widersprü-
che wu … lüssel zu einem anderen Umgang mit
diesen … agen nicht mehr seiner politischen Di-
mensic … in den Schatten stellende Gefühl schon
am Ar … nt's endlich“. Dieses Gefühl spiegelte
keine I … zwischen uns wider, sondern war Aus-
druck … kommen zu sein, wo mich nicht mehr
der Wi … Politik und männeridentifiziertem Se-
xualleb … der Sexualität reduzieren läßt) zerriß.
Entspr … esamte Bedeutung, die für mich in den
Worter … ich und politisch zu durchdringen. Die-
ses An … enläufig zu der heute weitgehend von
der öff … Auseinandersetzung um die lesbische
Identit … egung als auch für die Gesellschaft ins-
gesam … hema scheinbar uninteressant, gar ver-
altet o … ie erlebst Du denn das für Dich?

S: Für … hrt: Vor 10 Jahren als neuentschiedene
„Bewe … Ebenen dem Bezug auf Männer entwin-
den ur … hließlich Frauen vorbehalten. Lust und
Überz … kaum Gelegenheiten ausgelassen, die-
ses Th … kutieren, ihnen auch damit auf die Ner-
ven zu … nn vieles verschoben: Meine Anfangs-
eupho … beziehungserfahrungen, die mir zeig-
ten, da … (privat – öffentlich) bestehen blieben;
die fes … ndersetzung mit Heteras schien mir zu-
nehme … blieben mir fremd und für meine in lin-
ken O … litisch, meine Entscheidung, eine auto-
nom-s … gründen, die Geschlecht und Klasse als
die be … ltnisse begriff, hat dazu beigetragen,
meine … betrachten, ebenso wie meine spätere
Entscl … ution zu arbeiten, wo ich als engagierte
Femin … frauenbewegten Frauen zusammenar-
beite, … haupt kein Auseinandersetzungsgegen-
stand … anderen Gründen ist mir die politische
Bedeu … ehr in den Hintergrund geraten, bis sie
durch … rch meine Beziehung zu Dir zu neuem
Leber … nir ist es vielleicht auch anderen lesbi-
schen … nir nur schwer erklären, warum z.B. in
auton … dem Frauenbildungszentrum „Denk-
träum … in Bremen – die doch zu einem wesent-
lichen … werden, nahezu keine Veranstaltungen
zu Le … aufen.



H: Das sehe ich auch als eine der zentralen feministischen Aufgaben an, diesen Mythos des Männlichen als des Allgemeinen zu zerstören. Dieser Popanz ist für Frauen die ideologische Falle schlechthin, als ob heutzutage irgendeine Idee, irgendeine Definition geschlechtsneutral sein könnte.

S: Trotz dieser Erkenntnis sehe ich aber einen Trend, auch bei vielen Frauen, die sich als Feministinnen verstehen, sich wieder stärker auf Männer zuzubewegen. Nach einer Phase von Autonomiebestrebungen scheint ihnen die Begrenzung auf Frauenzusammenhänge eine Einengung zu sein, die sie nicht nötig haben und durch selbstbewußtes Auftreten in Männerzusammenhängen zu überwinden glauben.

H: Dahinter steckt meiner Meinung nach ein Konflikt, der für Frauen fast nicht lösbar ist. In der „weiblichen Freiheit" schreiben die Mailänderinnen, daß „Frau sein" im Patriarchat und „Ansprüche der Welt gegenüber zu haben", d.h. sich öffentliche Anerkennung als eigenständige, nicht-abgeleitete Personen zu erwerben, nicht gleichzeitig gelebt werden können. Darum finde ich es nicht verwunderlich, daß sich Frauen in dieser Gesellschaft doch immer wieder an Männern orientieren, um weiterzukommen.
Andererseits hat meine Abhängigkeit von Bestätigungen durch die herrschende Männerwelt schlagartig abgenommen, seit ich meine Beziehung zu Dir als „endlich stimmig" für mich erlebe. Insofern behaupte ich, daß die lesbische Existenz für Frauen eine andere Quelle von Wissen und Macht, wie Audre Lorde es ausdrückt, sein kann, die uns auf einer eigenen Grundlage den Zugang zur Welt ermöglicht.

S: Dem steht allerdings eine von vielen Lesben gelebte Spaltung gegenüber. Solange die Trennung gelebt wird – im Privatleben bin ich Lesbe, aber in der Öffentlichkeit, in meiner täglichen Arbeit z.B. als Rechtsanwältin oder Psychologin mache ich diese meine Quelle von Wissen und Macht nicht deutlich, solange halte ich diese Quelle, die großen Einfluß auf meine gesamte – auch berufliche – Entwicklung hat, unsichtbar. Sie bleibt damit ohne Chance auf eigene gesellschaftliche Wertgebung.

H: Andererseits erleben wir eine verstärkte öffentliche Darstellung lesbischer Lebensmöglichkeit in den Medien. Hier wird aber eher ein Sensationsbedürfnis befriedigt, als eine eigenständige Wertgebung für Frauen aufgebaut. Ich denke da etwa an den Stern-Artikel „Frauenliebe" im November 87, der zwar darauf verweist, daß erstaunlich viele Frauen in Frauenbeziehungen leben, daraus aber keinerlei Schlüsse zieht. Die gesellschaftlich größer werdende Akzeptanz ist gekoppelt an die Assimilierung an das Heteromodell. Dann kannst du sogar zur Belohnung heiraten, wie jetzt in Dänemark. Oder eben die entsprechenden Trivialromane wie „Die Marquise und die Novizin" lesen, wo der Märchenprinz durch die Märchenprinzessin ausgetauscht wird. Auf diese Art und Weise wird der politische Angriff auf die Norm des Heterozentrismus ebenso wie das mögliche Mehr einer Frauenbeziehung samt dem ganzen Unruhepotential, das in dieser Möglichkeit liegt, durch Integration versucht zu neutralisieren.

S: Dabei liegt gerade im Aufbrechen des traditionell-hierarchischen Heteromodells eine Chance für Frauen, nämlich nicht die bereits definierten Rollen auszufüllen, sondern selbst zu bestimmen, welche was in ihrer Beziehung lebt und tut. Mir geht es doch u.a. auch deshalb so hervorragend mit Dir, weil eben keine „der Mann" ist. So können wir uns beide umfassend entwickeln und verbrauchen nicht riesige Energiemengen damit, einen Mann zu Hausarbeit, Gefühlsausdruck usw. zu bringen.

H: Aber einiges ist schwieriger, weil wir uns mit unserer weiblichen Sozialisation auch im Wege stehen und diese dann schmerzlich umbauen müssen, z.B. um zu lernen, eigene Interessen zu erkennen und zu vertreten, Gespräche aktiv zu initiieren und zu gestalten oder ein eigenes sexuelles Begehren zu entwickeln. Immer wieder geht es darum, in allen Lebensfragen zum Subjekt zu werden.

S: Zur Vermeidung von hierarchischen Strukturen in unserer Beziehung ist es mir auch wichtig, möglichst eine Umkehrbarkeit aller Tätigkeitsbereiche zu leben, d.h.

keine dauerhaften Zuständigkeiten auszubilden. Das macht eine Beziehung ungleich reicher und kann meiner Erfahrung nach ohnehin nur von Frauen mit Frauen realisiert werden.

H: Dazu gehört auch mein Lieblingsmotto: „Uns geht die ganze Welt etwas an", denn obwohl sie eine Männerwelt ist, gibt sie uns doch unendlich viele Möglichkeiten uns einzumischen, uns als gesellschaftliche Wesen zu begreifen und zu betätigen. Und hübsch ist es doch, wenn wir uns nicht, wie nach 20 Ehejahren, im Café bei einer dicken Sahnetorte gegenübersitzen und uns nichts mehr zu sagen haben. Es ist doch eine Lust, die Welt aus eigener Anschauung kennenzulernen und mit Frauenwitz mitzumischen.

S: Ja, es ist doch klar, daß Liebesbeziehungen austrocknen, wenn sie als reine Reproduktionsbeziehungen gelebt werden. Liebe ist kein Zustand, sondern eine Produktion, und ohne „gemeinsam dritte Sache", wie Brecht es einmal genannt hat, können auch Frauen wohl kaum lustvoll über Jahre hinweg gemeinsam leben. Aber das wäre einen eigenen Artikel wert.

H: Wir haben ja in einem anderen Zusammenhang dazu mal einige Bücher, die in den letzten Jahren von namhaften feministischen Autorinnen zu Beziehunsfragen auf den Markt gekommen sind, untersucht. Z.B. die beiden Bücher von Benard/Schlaffer „Liebesgeschichten aus dem Patriarchat" und „Viel erlebt und nichts begriffen" und den berühmten Aufsatz von Helke Sander „Über Beziehungen zwischen Liebesverhältnissen und Mittelstreckenraketen" sowie ihr Buch „Die Geschichten der drei Damen K." Ich fand all diese Beiträge sehr eindrucksvoll und habe viel daraus gelernt. Was mich irritiert hat ist, daß alle so nachhaltig auf den hohen Preis hinweisen, den Frauen in ihren Beziehungen zu Männern zahlen müssen – („der Riß", der mitten durch die Person geht [Sander] und die „von Spaltung" gekennzeichnete Lage der Frau [Benard/Schlaffer]) – ohne bei ihrer Suche nach Wegen der Veränderung die lesbische Lebensweise als mögliche Alternative auch nur ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Adrienne Rich hat mal bei der Besprechung ähnlicher Bücher gesagt: „ . . . jedes von ihnen hätte auf treffendere, machtvollere und entschiedenere Weise ein Faktor der Veränderung sein können, wenn seine Autorin sich aufgerufen gefühlt hätte, die lesbische Existenz als Realität, als Quelle von Wissen und Macht für Frauen anzuerkennen oder sich mit der Institution Heterosexualität als einem der Brückenköpfe der Männerherrschaft auseinanderzusetzen. In keinem dieser Bücher taucht je die Frage auf, ob in einem anderen Kontext oder wenn anderweitig Gleichheit herrschte, Frauen die heterosexuelle Bindung und Ehe *wählen* würden."

S: Daran muß frau dann wohl große Zweifel haben, sonst wären so massive Druckmittel, um dieser „Wahl" nachzuhelfen, wohl überflüssig. Einen Beitrag, um die Wahlfreiheit für Frauen tatsächlich zu vergrößern, sehe ich zukünftig für mich nicht nur in dem Sichtbarmachen meiner lesbischen Lebensweise, sondern auch in der verstärkten Auseinandersetzung mit der heterosexuellen Norm und ihren Folgen.

Schlafen

Die physikalische Zeit wird nicht mehr mechanisch in Schlaf- und Wachstunden unterteilt, seit die Liebesgefährtinnen zu jeder beliebigen Zeit schlafen. Schlafen hat daher seine Bedeutung verändert. Das erklärt, wie eine Liebesgefährtin zu einer anderen sagen kann „ich schlafe dich". Eine zu schlafen bedeutet gleichzeitig, neben ihr zu schlafen und ihre Liebe zu schlafen. Eine zu schlafen hat über viele andere Aktivitäten Vorrang. Oft wird es „eine Übung vollkommenen Faulenzens" genannt, „die höchste Wonne" (Se Tchouan, *Das Buch der Faulheit*, China, Gloriose Zeit).

Stamm

Ein Stamm kann durch einfachen Beschluß gegründet werden. Eine einzige Person genügt. Sie ist die erste Zelle des neuen Stammes. Sie kann einen Einsiedeleistamm gründen oder einen Stamm, der sich vermehrt. Es kann auch sein, daß zwei Liebesgefährtinnen den Entschluß fassen, Grundstock für einen neuen Stamm zu sein. Die Vergrößerung eines Stammes vollzieht sich auf verschiedenen Wegen, durch Anziehungen oder durch folgende öffentliche Bekanntmachung: „Wind und Weide/ Fluß der fließt/ leicht und geschwind/ wie Artemis' Pfeile/ so viele wir sind" (Reigen, Epoche unbestimmt). Was einen Stamm charakterisiert, ist Mangel an Ortsgebundenheit, ist Abenteuerlust, Hunger nach Reisen, Beweglichkeit, körperlichen Übungen und einem Leben unter freiem Himmel.

Tonleiter

Die von Sappho benutzte Tonleiter setzt sich aus folgenden Noten zusammen: e, e um einen Viertelton erhöht, f, a, h, h um einen Viertelton erhöht, c, e.

Quelle: Monique Wittig, Sande Zeig, Lesbische Völker, München 1983, S. 126 u. S. 134–135 u. S. 143 (vergriffen)

Maren Bock

Come out – Gedanken zur politischen Identität

Frauenliebe ist nicht vorgesehen im patriarchalischen System

Als ich gefragt wurde, einen Artikel zu diesem Thema zu schreiben, konnte ich es mir zögernd vorstellen. Schaffen es Worte, den Weg des coming out („die Selbstentdeckung und Bejahung des eigenen Lesbischseins" – der Begriff stammt aus der US-amerikanischen Gay-Liberation-Bewegung, B. Reinberg/E. Roßbach, 1985, S. 34) im gesellschaftlichen Zusammenhang wirklich wiederzugeben und in dieser Kürze? Ich fange in diesem Artikel bewußt mit theoretischen Erkenntnissen des coming out und Lesbisch-Seins an, die ich über feministische/lesbische Literatur und Diskussionen gewonnen habe, weil für mich Theorie zur Identitätsfindung als Lesbe ganz wesentlich dazugehörte. Ich habe mich zunächst theoretisch mit lesbischer Identität auseinandergesetzt, bevor ich den Alltag als Lesbe kennengelernt habe und jetzt lebe. Für mich gehört beides zusammen, Theorie und Alltagserfahrung. Ich will weder dieses „Nur-Abstrakte" noch die „Nur-Erlebnisse". Dieser Dualismus wäre ein patriarchales Muster, dem ich nicht zustimme.

Der Prozeß des coming out ist erstmal für jede Lesbe in der BRD unterschiedlich. Auch wenn wir in derselben Gesellschaft leben, hat jede ihre individuelle Entwicklung durchlaufen und dadurch bedingt unterschiedliche Voraussetzungen für ihr coming out gehabt. Dennoch existieren Gemeinsamkeiten beim Herausgehen aus der Heterowelt. Wir werden mit der Selbstverständlichkeit eines Werte- und Normensystems konfrontiert, das auf einer heterosexuellen Lebensstruktur aufbaut. Wir Lesben sind ebenso wie Heteras in der Regel in unserer Sozialisation auf Verhaltens- und Denkmuster konditioniert worden, z.B. sind uns Selbstbewußtsein und Selbstsicherheit, wie es in der Regel Männer leben, nicht beigebracht worden. Dafür haben wir gelernt, Verantwortung für eine gute harmonische Atmosphäre unseres sozialen Umfeldes zu übernehmen und Streit und Aggressionsgelüste uns eher nicht zu erlauben. Diese und andere Muster sind uns so geläufig, daß wir erst dann merken, wie schwer es ist, diese abzulegen, wenn wir bewußt Neues entgegensetzen wollen.
Und welche Regeln wollen wir, welche finde ich gut? Schließlich existieren antrainierte Muster in uns und wohin damit? Wollen wir, will ich denn alles an der vertrauten Rolle negieren – abgesehen davon, daß ich denke, es ist nicht erreichbar? Was bleibt für mich in der Identität als Lesbe von herrschenden Strukturen und Wunschvorstellungen? – Z.B. was mache ich mit meinen Sehnsüchten nach gesellschaftlicher Anerkennung, wenn die Richtwerte dem Männerleben entsprechen und nicht meinen Wunschvorstellungen, kann ich der linearen Zeitrechnung in meinem Alltag als Lesbe entkommen? Oder wie gehe ich mit meiner anerzogenen Unsicherheit im Umgang mit Verantwortung um . . .?
Welchen gängigen Verhaltensweisen kann ich noch vertrauen, daß sie mit meinem Selbstbild übereinstimmen? Ich habe schlichtweg keine Verhaltenserfahrungen in diesem Prozeß des coming out, dafür aber viele Fragen, die es zu klären gilt.
Der individuelle Freiraum wird zum gesellschaftlichen Leerraum (T. Thürmer-Rohr 1987). Denn vorgegeben ist eine geschlechtshierarchische Arbeitsteilung und eine geschlechtsspezifische Rollenverteilung, vorgegeben ist auch, daß Frau und Mann ein Ganzes bilden. Der Mann repräsentiert den politischen, ökonomischen und kulturellen Geschäftsträger, die Frau darf gemeinsam mit ihm die Gesellschaft tragen. Dahinter steht pointiert: Er ist die Gesellschaft, sie ist die Trägerin. *Frauenliebe ist nicht vorgesehen im patriarchalischen System. Aber es gibt sie!*

Der schwierige Bewußtwerdungsprozeß des coming out dauerte bei mir 3 Jahre, ein

langer Zeitraum, was mich selbst erstaunte. Die Regel soll 1 – 5 Jahre sein (B. Reinberg/E. Roßbach 1985, S. 40) – ein Zeichen dafür, wie sehr die gesellschaftlichen Mechanismen greifen. Die Angst, gesellschaftlich als Außenseiterin zu gelten, diskriminiert zu werden und die Vertrautheit und die Sicherheit von gewohnten Denk-/Verhaltens- und Lebensmustern aufgeben zu müssen/zu wollen – all das bringt erstmal Unsicherheit und Ängste mit sich. Die alte Identität abzulegen und eine neue in Bezug auf uns Frauen und nicht in Hinsicht auf Männer zu entwickeln, ist schwer, zumal wir wenig Vorbilder und nur unsichtbar gehaltenes Vorleben haben.
Aber gleichzeitig bietet dieser „Leerraum" die Chance einer neuen Identitätsfindung, vielleicht eines authentischen Selbst, wobei ich bezweifle, daß es innerhalb patriarchalischer Strukturen realistisch ist. Die Möglichkeit zu experimentieren, Verhaltens- und Denkmuster immer wieder in Frage zu stellen und über das Altvertraute hinwegzugehen, ist in dieser „unsicheren" Zeit des coming out gegeben. Frauen und sich selbst ernst nehmen, auf unser Wissen bauen und es erweitern, genauso wie unsere Gefühle beachten, das sind Anfänge von Frauenidentitätsfindung. Lesbisch-Werden heißt für mich sowohl die Unterdrückung als auch die Grenzen der heterosexuellen Weiblichkeitsnormen und ihres Zwangscharakters nicht mehr zu akzeptieren, auch nicht länger zu tolerieren. Es geht darum, uns nicht mehr anzupassen an die täglichen Spielregeln, die von uns Frauen erwartet werden, sei es die sexuelle Atmosphäre im Erwerbsarbeitsleben, im Privaten, das Hinnehmen der Einschränkung unserer Körper- und Bewegungsfreiheit und dem Vorenthalten weiter Bereiche des verfügbaren Wissens, aber auch die ökonomische Zuordnung einer „Zuverdienerin" (dazu A. Rich, 1983, S. 146–148).

Welches Ausmaß an bewußter und unbewußter Widerspenstigkeit und an Widerstand Lesbisch-Sein konkret einnimmt, ist sicherlich individuell sehr unterschiedlich. Die Vielfalt lesbischer Existenzen und lesbischen Bewußtseins beweist dies. Ich beziehe mich im folgenden hauptsächlich auf feministische Lesben, weil ich mich in diesen Lebenszusammenhängen bewege und darüber reflektieren möchte.
Das Verständnis von der *Funktion der Zwangsheterosexualität* in dieser Gesellschaft ist sicherlich die Grundvoraussetzung für unsere Selbstbefreiung und der eigenen Identitätsfindung (A. Rich 1983). Und doch reicht das Verständnis allein nicht aus. Ich selbst habe jahrelang um diese Funktion gewußt und doch noch festgehalten an der Sicherheit einer heterosexuellen Existenz. Die Angst als Außenseiterin völlig im Abseits von dieser heterosexuellen Gesellschaft zu leben, wenig zu wissen, was mich in diesem unbekannten Gewässer der lesbischen Existenz erwartet und kaum an bestehende Identitätsmuster anknüpfen zu können, sind Gründe, an der gesellschaftlichen Konditionierung als Heterafrau herumzubasteln, statt sie zu durchbrechen.
Auch sehe ich die Gefahr, daß wir Lesben uns als Außenseiterinnen in eine erstikkend enge Ecke begeben und/oder dahingehend ausgegrenzt werden und in der Distanzierung zum bestehenden System selbstgefällig verharren, nach dem Motto: „Wir sind ja so viel besser als die böse Welt da draußen". Dabei sind wir ein Teil dieser Gesellschaft, die wir verändern wollen.

Lesbisch-Sein als politische Sprengkraft

Wenn Frauen sich auf umfassende Weise auf Frauen beziehen, kann dies zu einer politischen Sprengkraft werden und je mehr Frauen, desto effektiver. Warum?
Zum einen wird die männliche Vorherrschaft im Kern angegriffen (AG des LAZ, 1981, S. 124): Die Verweigerung der Frauen- und Mutterrolle als eine bewußte Entscheidung, ist ein Angriff auf das Patriarchat, weil lesbische Existenz weder der Bedienung, Erhaltung, noch der Bequemlichkeit eines Mannes von Nutzen ist. Wir Lesben entziehen uns der sexuellen und familiären Funktion, um eine selbstbestimmtere Lebensstruktur zu entwickeln. Dadurch spielen wir unsere unterdrückte

und Mittäter-Rolle, auch als Teil der Kleinfamilie, nicht länger mit. Wir widersetzen uns damit der Ideologie, Frauen seien minderwertiger als Männer. Zum anderen werden Wege und Kräfte der eigenen und der gesellschaftlich politischen Wertschätzung als Frau eröffnet, wenn wir Lesben uns selbst und andere Frauen in den Mittelpunkt unseres Lebens stellen: Indem wir nicht mehr den zweitklassigen Status als Frau akzeptieren, statt dessen Frauen als Vermittlungsinstanz zur Welt ernst nehmen, eröffnen wir uns neue Möglichkeiten der Lebensentfaltung. Wir sind nicht mehr in dem gleichen Ausmaß an geschlechtsspezifische Rollenverteilungen und geschlechtshierarchische Liebesbeziehungen gebunden, sondern können über die uns Frauen zugeschriebene Rolle hinausgehen und Selbständigkeit erlangen. Was allerdings bleibt, ist eine Abhängigkeit von der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung: z.B. ist es für uns Lesben die Notwendigkeit, uns eigenverantwortlich ökonomisch abzusichern, wesentlich zwingender als für Frauen, die sich auf eine heterosexuelle Sicherheit zurückziehen können. Diese und andere Sicherheiten bietet teils scheinbar, teils real, die Form der Kleinfamilie, die von uns Lesben als Lebensform durchbrochen wird. Dennoch sind auch wir Lesben von dem Erwerbsarbeitsmarkt und seinen Bedingungen abhängig.

Sich auf Frauen zu beziehen, bietet die Chance der Selbstwahrnehmung, „die anderen Frauen sind mein Spiegel, und was ich in keiner von ihnen sehen kann, ist mir versagt" (Libreria delle donne di Milano, Berlin 1988, S. 151). Dieses affidamento (ein zentraler Begriff in dem gerade genannten Buch, gemeint ist: sich einer Frau anzuvertrauen, Frauen als Vermittlungsinstanz zwischen sich und der Welt suchen, S. 19) bietet uns Selbststärke. *Nur Frauen können einander ein neues Gefühl ihrer selbst geben* – diese Erkenntnis und, mehr noch, dieses Gefühl waren ausschlaggebend für mein coming out. Nicht, daß ich mich vorher „klein" gefühlt hätte, aber ich wurde es müßig, meine Kraft auf die heterosexuellen Spielregeln zu verwenden. Dieses Mithalten und vor allem Gegenhalten mit männlichen Leistungsnormen habe ich satt bekommen. Sie entfremdeten mich eher von mir selbst und von dem, was ich gesellschaftlich wollte und will.
Auch der „patriarchale Liebesmythos", Liebe als Aufopferung der Frau für den Mann bzw. für die Familie zu verstehen – sie macht alles aus Liebe, sogar den täglichen Abwasch, das tägliche Essen – wird von Lesben nicht reproduziert. Aus Liebe zu einem Mann die eigene Identität aufzugeben, sich nicht zu trauen, sie erst aufzubauen – das Problem haben wir als Lesben nicht.
Aber was ist mit unseren eigenen Vorstellungen und mit der konkreten Umsetzung, z.B. der Liebe:
Ich verstehe lesbische Liebe als eine Chance ohne Rollenzwänge, ohne geschlechtshierarchische Arbeitsteilung und ohne gegenseitige Beherrschung ein eigenes Ich entwickeln und leben zu können. Ich möchte innerhalb einer Liebesbeziehung mich sowohl gemeinsam als auch getrennt erleben und Liebe nicht als etwas Mythisches, sondern als etwas sehr Reales, Bodenständiges und Alltägliches wahrnehmen und genießen können. In dem bewußten Blick von zwei aus dem Normen- und Wertesystem ausgebrochenen Frauen liegt die Möglichkeit, sich selbst zu sehen und neu zu erleben.
Doch wie schwierig ist es, von dem gesellschaftlich geprägten Wunsch von Frauen, in der anderen Person aufzugehen, Abschied zu nehmen. Diese Gefahr der Symbiose und Selbstaufgabe erscheint mir in lesbischen Beziehungen groß, weil zum einen die Nähe und das Verstehen zwischen Frauen grenzenlos sein kann und zum anderen das Zusammenhalten als Außenseiterin auch dazu beiträgt. Symbiotische Beziehungen unter Lesben erlebe ich als einen Ausdruck von Wünschen und Sehnsüchten nach Zweisamkeit und Geborgenheit, die ihren Ursprung in den Vorstellungen von heterosexueller Liebesromantik des 19. und 20. Jhdts. haben.
Die Angst vor Einsamkeit und Allein-Sein ist meines Erachtens bei uns Lesben mindestens so gegeben wie bei Heteras, schon auf Grund der gesellschaftlichen Isola-

tion, wenn wir unser Lesbisch-Sein offen leben. Auch das Netz einer Lesbenszene kann scheinbar diese Sehnsüchte nach Geborgenheit, Vertrauen, Sicherheit . . . nicht befriedigen, Zweisamkeit – eine patriarchal-kapitalistische Grundstruktur – bleibt oft Zielvorstellung. Und doch sehe ich die Wichtigkeit und Notwendigkeit eines Netzes, keineswegs nur als Schonraum – obwohl der auch notwendig ist – sondern als Raum zum Diskurs und zur Entwicklung gemeinsamer politischer Strategien, aber auch zum Sich-Wohl-Fühlen und des einfachen starken gemeinsamen SoSeins. *Die Lebensräume sind für uns Lesben auch notwendige Lebensräume,* das trifft nicht nur auf feministische Lesben zu, denn Frauenbars und -kneipen werden auch von anderen Lesben aufgesucht.
Jedoch werden, meiner Erfahrung nach, die politischen und kulturellen Angebote einer Lesbenszene vornehmlich von feministischen Lesben, insbesondere von jüngeren, wahrgenommen. Dies erlebe ich, egal ob in Berlin, Köln, Frankfurt oder Bremen.
Zum einen sind die Angebote eher auf Lebenszusammenhänge von jüngeren Lesben zugeschnitten und zum anderen entwickeln sich unabhängig vom Lesbisch-Sein auch mit dem Alter andere Bedürfnisse, z.B. wenn wir bei uns im Projekt ein Fest planen, wollen die Jüngeren zeitlich ein länger andauerndes Fest als die Älteren.
Ich denke, Alter spielt für Lesben noch mal eine besondere Rolle wegen der Angst vor emotionaler und ökonomischer Nicht-Absicherung. Auch wenn wir Lesben eher als Heterafrauen ökonomisch für uns sorgen mußten und/oder wollten, wissen wir, daß Frauen immer noch die geringer bezahlten Erwerbsarbeitsplätze einnehmen. Somit ist eine Altersversorgung als selbständige Frau (das gilt auch für nichtverheiratete Heteras) in diesem Gesellschaftssystem problematisch.
Was heißt emotionale Absicherung im Alter? Sind verheiratete Frauen im Alter nicht oft einsamer zu zweit als wenn sie allein für sich leben würden? Und doch, so behaupte ich, gibt die Ehe einen emotionalen Halt, der im Alter vielleicht sogar wichtiger wird, auch wenn wir Feministinnen diese Institution ablehnen. Was setzen wir dem entgegen? Traumvorstellungen von einem feministischen/lesbischen Altersheim und/oder lesbischen Wohngemeinschaften sind vorhanden, doch die Umsetzung gibt es real kaum.
Zusammenfassend verstehe ich das Lesbisch-Werden/Sein als einen Lernprozeß der Auseinandersetzung mit und der eventuellen Befreiung aus den heterosexuellen Weiblichkeitsnormen. Abgrenzung zum Bestehenden ist sicherlich der erste und notwendige Schritt des coming out, doch erlebe ich ein neues Normengerüst in den lesbischen Zusammenhängen als Ersatz gegen die Verunsicherungen. Auffallend für mich ist das schnelle Verurteilen von Verhaltens- und Denkmustern, wenn sie nicht übereinstimmen mit sogenanntem Szenedenken. Wie schnell wird von Verrat gesprochen, wenn Frauen abweichende Gedankengänge äußern oder wenn sie sich trotz ihres Lesbisch-Seins mit Männern treffen . . . In diesem Normengerüst möchte ich nicht stehen bleiben – keine neue Moral! Und doch habe ich sie noch teilweise in mir. Es ist ein langsamer Prozeß von Auflösung und Neuformung. Wenn wir diese Auseinandersetzungen offensiv führen und nicht im Abseits der Gesellschaft verharren, darin liegt für mich die Chance der eigenen und der gesellschaftlichen Veränderung.

Die „Banalität" des Alltags

In der „Banalität" des Alltags liegt die ständige Herausforderung des lesbischen Lebens! Hierüber gibt es sowohl in der Literatur als auch in theoretischen Diskursen viel zu wenig Äußerungen. Schließlich leben wir Lesben Alltag. Wie wenig Geschriebenes trifft auf meinen Alltag und den von anderen feministischen Lesben zu. Alltagssituationen sind eben so banal, aber sind sie wirklich so egal? Ist Alltag nicht der Hauptbestandteil unseres Lebens. Wann passiert schon das „Große" im Leben?

Ist Leben nicht eher die Aneinanderreihung von kleinen Gegebenheiten, auch in der lesbischen Existenz. Wie gehen wir im Alltag mit unserem Lesbisch-Sein um? Sicherlich ist auch das, genau wie das coming out, sehr unterschiedlich und abhängig von den jeweiligen konkreten Lebenszusammenhängen. Es gibt die ganze Bandbreite von Offenheit über Verschweigen bis hin zur Verleugnung des eigenen Lesbisch-Seins.

Ich genieße den Vorteil in einem Frauen/Lesbenprojekt zu arbeiten und mich viel in der sog. Lesbenszene zu bewegen. Und doch habe ich Nachbar/inne/n, Verwandte und auch Bekannte, denen gegenüber es für mich keine Selbstverständlichkeit ist, als Lesbe aufzutreten. Ängste und Unsicherheiten, wie sie reagieren würden, sind in mir. Keineswegs unberechtigt. Denn die Erfahrung von Nichtakzeptanz und besonders von Ignoranz gehören zum Alltag einer jeden offen lebenden Lesbe.
Das eigene Lesbisch-Sein immer und an allen Orten zu dokumentieren, ist es das, was wir wollen, was ich will? Kann es nicht auch ein neuerlicher Zwang sein, denn welche Heteras benennen offen ihre Existenzform? Der Unterschied liegt darin, daß die meisten Heterafrauen selbstverständlich davon ausgehen, daß ihre Lebensform *die Lebensform aller* ist. Diese selbstverständliche Voraussetzung ist ein Kern der alltäglichen Diskriminierung, wie ich sie empfinde.
Lesbisch-Sein ist das Besondere – manchmal ist das auch ganz nett – aber eigentlich will ich die eigene und gesellschaftliche Selbstverständlichkeit. Dazu gehört, daß wir überall vorkommen, sei es offen sichtbar am Erwerbsarbeitsplatz, in der Familie, genauso wie in der Literatur, im Fernsehen, ja vielleicht sogar in der Werbung, kurz: im gesellschaftlichen Leben. Das Gegenteil ist aber der Fall, deshalb auch die Schwere der Entscheidung des coming out. Es fehlen die Identitätsbilder und -personen. Die bestehenden feministischen Frauenzeitschriften tun sich auch nicht gerade hervor, Lesbenleben (theoretisch wie praktisch) als Selbstverständlichkeit in ihre Inhalte mit aufzunehmen. Denn lesbische Existenz gehört genauso in die Bereiche von Ökonomie, Staatstheorie, Psychologie . . . und *bitte nicht nur unter das Thema Sexualität!*
Die Umwelt mit dem eigenen Lesbisch-Sein zu konfrontieren kostet Kraft. In der gleichen Stimm- und Tonlage im Garten über lesbische Inhalte zu reden, in dem sicheren Wissen, die Nachbar/inne/n hören zu, klingt banal, kostet dennoch Anstrengung und Nervosität, die Reaktion in Kauf zu nehmen. Sie könnte mir egal sein, ist sie aber nicht. Ich brauche auch die Anerkennung außerhalb lesbischer Kreise.
In Familienzusammenhängen sind die eigenen Widersprüche oft deutlicher, denn einerseits lebe ich bewußt anders und außerhalb der üblichen Heteronormen, andererseits will ich deren Akzeptanz in der Deutlichkeit, die sie mir verweigern (müssen), um ihren Lebensweg weiterhin gehen zu können, und ich leide trotzdem darunter. Beide Lebensformen nebeneinander stehen zu lassen, ist nur scheinbar gleichberechtigt, denn die gesellschaftlich vorgegebenen Normen begünstigen eindeutig die heterosexuelle Lebensweise (ob in Schulbüchern, auf dem Erwerbsarbeitsmarkt, auf den Straßen . . .)
Die Reaktionen auf das coming out sind nicht immer negativ, wie wir vermuten – auch hier besteht eine Wechselwirkung. Je selbstverständlicher und selbstbewußter wir damit umgehen, desto weniger Raum bieten wir dem Gegenüber an, uns in der Identität zu verletzen.

Lesbisch-Sein heißt, den vorgegebenen Rahmen zu sprengen, nicht den Erwartungen der meisten Menschen zu entsprechen: Es bereitet Spaß, das Staunen zu sehen, wenn wir ganz selbstverständlich Verantwortung im Alltag für uns selbst übernehmen, ohne einen Mann im Rückhalt zu haben, und es gibt mir auch Kraft, wenn ich sehe, wie gut ich es schaffe, z.B. meine Geldangelegenheiten allein zu regeln, unser Haus vollständig zu renovieren oder mich in der Öffentlichkeit als Lesbe zu bewegen.

Also kein Verlustgefühl (Abschied von der Heterowelt), sondern ein Aufbruchgefühl, was Frauenstärke alles noch heißen kann. Sich umzuschauen, den Blick auf Frauen zu richten, was sie in der Welt alles so bewegen, das gibt mir Selbstbewußtsein – auch wenn ich an der Tatsache der Mittäterschaft nicht vorbeisehen will. Dieser andere Blickwinkel ermöglicht es mir, genauer hinter die Kulissen zu schauen, Frauen auch in ihrer Vielfalt von Widerspenstigkeit wahrzunehmen und mich besonders zu freuen, wenn sie sich z.B. nicht in die Heteronormen eingefügt haben.
Lesbisch-Sein heißt für mich, Frauen als Ansprechpartnerinnen zu sehen, d.h. in meinem Alltag mich auf Frauen zu beziehen, z.B. wenn ich einen Rat brauche, wenn mein Auto kaputt ist . . . Dieses Ernstnehmen von Frauen ist mir wichtig; auch wenn ich anderer Meinung bin, möchte ich die andere nicht lächerlich machen.
In meinem Alltag bin ich neugierig auf Frauen geworden, auf das Wissen und auf die Gefühle von uns. Welch ein Spaß kann diese Entdeckungsreise bereiten, wie z.B. das Erleben von phantasievolleren und grenzenloseren Diskussionen, weil wir schon über Grenzen gegangen sind und bei der Begegnung mit Frauen eine genauere Wahrnehmung von Sinnlichkeit zu erfahren. Diese Begegnungen können auf der Straße sein, (ich ertappe mich dann beim Fragen: Ist sie wohl eine Lesbe?) oder auch auf Festen. Sie bereiten meinem Alltag Spannung und manchmal auch Erotik. Das Gefühl von Stärke, Wiedererkennen und Identität liegt darin. Deshalb sind für mich Lebensräume auch Lesbenräume geworden.

Literatur

AG des LAZ (Hrsg.): Frauenliebe. Texte aus der amerikanischen Lesbierinnenbewegung, Berlin 1981

Come Out. Gespräche mit lesbischen Frauen 1, München 1978

LIBRERIA DELLE DONNE DI MILANO: Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis, Berlin 1988

KOKULA, Ilse: „Wir leiden nicht mehr, sondern sind gelitten". Lesbisch leben in Deutschland, Köln 1987

REINBERG, Brigitte/ROSSBACH, Edith: Stichprobe: Lesben. Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt, Pfaffenweiler 1985

RICH, Adrienne: Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz, in: Dagmar Schultz (Hrsg.): Macht und Sinnlichkeit, Berlin 1983, S. 138 – 169

THÜRMER-ROHR, Christina: Vagabundinnen. Feministische Essays, Berlin 1987

Antke Akkermann, Sigrid Betzelt, Gabriele Daniel

Ohne Netz und doppelten Boden: Drahtseilakte lesbischen Lebens

Im Sommer 1984 zogen wir aus, Lesben zu erforschen. Vor dem Hintergrund eines wachsenden Unmutsgefühls über den Verlauf unseres Soziologiestudiums an der FU Berlin, welches uns zwar tagtäglich eine Menge Kopfakrobatik bescherte, aber doch nie über die Ebene der Reproduktion soziologischer/feministischer Theorie hinausragte, entstand die Idee. Aus der Situation heraus, daß wir zwar leidenschaftliche Konsumentinnen der hart erkämpften Frauenseminare waren, aber uns das Angebot nicht recht zufriedenstellte, erwuchs die Initiative. In den Inhalten war unser Alltag als lesbische Frauen nur „indirekt" in den Auseinandersetzungen über Frauenarbeit, Hausarbeit, Frauengeschichte und -bewegungen vertreten. Wir stellten fest, daß Lesben das Stiefkind feministischer Frauenforschung und -lehre waren und sind. Die im „Privaten" heiß geführten Diskussionen über Leben, Lieben und Denken lesbischer Frauen erhielten an der Uni nahezu keinen Raum. Aus diesem Frust erwuchs die Lust, selber etwas zu initiieren – unsere Lebenssituation zum Thema zu machen – zu fordern, zu fragen, zu forschen. Die relative Ferne zu den Studieninhalten schlug so um in die große Nähe zum „Gegenstand" unseres im Wintersemester 1984/85 begonnenen empirischen Studienabschlußprojekts „Lesbische Lebensverhältnisse – Sexualität – Identität".[1]

Die Gründungsphase des Projekts war mit einigen Turbulenzen verbunden, denn es fand sich eine Gruppe von Frauen zusammen, die teilweise sehr unterschiedliche Vorstellungen und Interessen hinsichtlich der inhaltlichen Ausrichtung der geplanten Untersuchung hatten.[2] Schließlich kristallisierten sich zwei grobe Erkenntnisziele als Schwerpunkte heraus: Zum einen sollte es um Fragen der Identitätsentwicklung lesbischer Frauen gehen – zum anderen rückte die lesbische Sexualität in den Mittelpunkt des Interesses. Hierzu bildete sich auch spontan eine Selbsterfahrungsgruppe, die sich parallel zum Projekt kontinuierlich traf. Hintergrund unseres Unternehmens war auch die Tatsache, daß es besonders zur lesbischen Sexualität zumindest im deutschsprachigen Raum keine Untersuchungen gab. Angetrieben von der großen Neugier, sowohl von uns als auch von anderen Lesben möglichst viel zu erfahren, begannen wir unsere Arbeit. Dabei wurde es immer deutlicher, daß wir mit den Themen der geplanten Untersuchung in Bereiche vordrangen, die als Tabuthemen auch unter Lesben charakterisiert werden können.
Ziel war es also, ein möglichst umfassendes, vielfältiges Bild davon zu bekommen, wie andere lesbische Frauen ihre Sexualität und ihr Lesbischsein leben, um eine – wenn auch nicht repräsentative – „Bestandsaufnahme" lesbischer Lebensverhältnisse zu leisten.[3] Dabei sollte besonders der Bereich der lesbischen Sexualität aus seiner Tabuzone herausgeholt werden, um einen klareren Blick auf die „nackten Tatsachen"[4] des Lust-Erlebens zwischen Frauen zu werfen.

Die Wahl einer geeigneten Forschungsmethode geriet uns angesichts der Breite unserer Fragestellung zur Qual. Unsere Lektionen in Frauenforschung hatten wir zwar gut gelernt, mußten aber feststellen, daß sie uns keine konkrete Hilfe boten, sondern eher Verwirrung stifteten. In bezug etwa auf die „Postulate zur Frauenforschung" (Mies 1984) hatten wir zwar gute Voraussetzungen – waren wir doch Betroffene und natürlich parteilich, war unsere Themenwahl nicht zufällig, sondern auch aus den Interessen anderer Lesben abgeleitet worden –, doch methodisch kamen wir kein Stück weiter. Auch wenn wir die „Postulate" nicht als „Kochrezepte" für feministische Frauenforschung verstanden, erwarteten wir jedoch eine gewisse Orientie-

rung für unseren Methodenwahlprozeß. Sie erwiesen sich allerdings weder methodologisch noch in Hinblick auf ein konkretes methodisches Vorgehen als ausreichend. Viel fruchtbarer war ein Blick auf die „klassischen" Grundlagen der empirischen Sozialforschung, wobei wir in die Debatte um die qualitativen versus quantitativen Methoden gerieten. Entwickelte sich zunächst – ganz nach feministischer Manier – im Projekt ein Trend zu den offenen, qualitativen Verfahren, so legten wir doch nach näherem Hinsehen die Untersuchung methodisch zweigleisig an: Zum einen wurden zwölf „qualitative", offene, biographische Interviews in Berlin/West durchgeführt.[5] Dieses Vorgehen zielte darauf ab, eine gewisse „Tiefe" des Materials zu erhalten, d.h. besonders Entwicklungslinien, Problemzusammenhänge und Gefühlsdimensionen im Leben der befragten Frauen transparent zu machen, entsprechend ihrer jeweils subjektiven Relevanz. Zum anderen wurde ein standardisierter Fragebogen entwickelt und bundesweit verteilt,[6] um so eine gewisse „Breite" an Informationen zu erzielen. Das heißt, es sollten möglichst viele lesbische Frauen aus unterschiedlichsten sozialen und regionalen Verhältnissen zu Wort kommen – nicht nur die Frauen aus dem „privilegierten" lesbischen Eldorado West-Berlin.[7] Darüber hinaus bot die durch eine schriftliche Befragung bestehende größere Anonymität die Möglichkeit, auch sehr „intime" Fragen zur sexuellen Praxis, zu „geheimen" Wünschen etc. zu stellen, die im Interview auf größere Hemmschwellen gestoßen wären bzw. sind.

Die Fülle und der Umfang des erhobenen Materials war ungeheuer groß und reichhaltig, dementsprechend gestaltete sich die Auswertung langwieriger und schwieriger, als erwartet. Die Auswertung der Interviews erfolgte qualitativ-inhaltsanalytisch in einem schrittweise interpretierenden Prozeß, der von einer Einzelanalyse zu einem systematisierenden Quervergleich aller Interviews führte[8] und natürlich mit einer Reihe von Auswertungsproblemen verbunden war.[9] Während die Interviewauswertung 1987 abgeschlossen war, konnte die Auswertung der 350 ausgefüllten Fragebögen mangels zeitlicher und finanzieller Möglichkeiten erst im Herbst 1988 begonnen werden.[10] Die Ergebnisse wurden in Form einer Broschüre im Selbstverlag im März 1989 veröffentlicht.[11] Alle Ergebnisse haben für uns den Stellenwert von Hypothesen. Wir beanspruchen für sie keine Repräsentativität.[12] Dennoch geben sie gültige Hinweise auf Teile der Realität lesbisch lebender Frauen.

Einen kleinen Einblick in die Zusammensetzung unserer „Stichprobe" geben folgende Sozialdaten:

Alter		**Familienstand**	
17–20 J.	6,3 %	nicht verheiratet	89,0 %
21–25 J.	28,0 %	verheiratet, mit Ehemann lebend	0,3 %
26–30 J.	32,9 %	verheiratet, getrennt lebend	2,3 %
31–35 J.	19,8 %	geschieden	8,4 %
36–40 J.	7,5 %		
41–50 J.	4,6 %		
51–57 J.	0,9 %		

Wohnformen	
alleine	37,1%
zu zweit mit Partnerin	24,0%
zu zweit mit einer Frau	10,1%
zu zweit mit einem Mann	1,7%
in Frauen-WG	8,8%
in Lesben-WG	10,6%
gemischtgeschlechtl. WG	7,4%
Sonstige	0,3%

Wohnort	
Großstadt	54,5%
Stadt	27,9%
Kleinstadt	6,5%
Dorf	11,1%

Schulbildung	
ohne Abschluß	0,6%
Hauptschulabschluß	3,9%
Mittlere Reife	22,3%
Fachhochschulreife	6,6%
Abitur	66,6%

Berufsausbildung	
ohne	0,6%
Lehre	19,2%
Fachschule	7,7%
FH-studium	11,2%
Uni-studium	55,2%
Sonstige	2,9%

Tätigkeiten	
Erwerbstätigkeit	51,3%
Studium	25,5%
Ausbildung	6,1%
erwerbslos	10,4%
Sonstiges	6,7%

Lebensunterhalt durch	
Lohn, Gehalt, Einkommen	54,1%
Arbeitslosengeld/-hilfe	6,4%
Sozialhilfe	2,6%
Bafög/Stipendium	6,1%
Unterstützung von Herkunftsfamilie	13,2%
Sonstiges	17,3%

Höhe der Einkünfte	
kein Einkommen	0,7%
200 – 599 DM	6,6%
600 – 799 DM	17,3%
800 – 1000 DM	28,0%
1001 – 1500 DM	18,8%
1501 – 2000 DM	15,9%
2001 – 2500 DM	5,8%
2501 – 3000 DM	5,6%
mehr als 3000 DM	1,3%

Ausgangspunkt und Erkenntnisinteresse des Projekts war es *nicht*, „Ursachenforschung" zu betreiben, herauszufinden, „warum" Frauen Frauen lieben – eine müßige Frage Zwangsheterosexueller! Vielmehr ging es uns darum, biographische Entwicklungslinien hin zur aktuellen Lebensrealität heute lesbisch lebender Frauen in ihrer gesellschaftlichen Vermitteltheit und ihren subjektiven Begründungszusammenhängen nachzuvollziehen. Im folgenden stellen wir auf der Grundlage der empirischen Ergebnisse für uns wichtige Erkenntnisse thesenartig zur Diskussion.
Erwartungsgemäß fanden wir – in ihrer jeweils individuell besonderen, unverwechselbaren Gestalt – so etwas wie „weibliche Normalbiographien"[13] vor, bis zu der Zeit, in der sich die Frauen emotional und sexuell vorwiegend oder ausschließlich anderen Frauen zuwenden, also „lesbisch werden".

Früh übt sich . . .

Die befragten Frauen durchlaufen eine geschlechtsspezifische Sozialisation in ihrer Kindheit und Jugend, die einen Zwang zur heterosexuellen Orientierung beinhaltet.

– Die mangelnden positiven weiblichen Identifikationsmöglichkeiten in der Kindheit führen zu einer ablehnenden Haltung gegenüber der eigenen Geschlechtszugehörigkeit.

– Die Widerstandsmöglichkeiten gegen die geschlechtsspezifischen Rollenanforderungen werden spätestens in der Pubertät massiv eingeschränkt.

– Soziale Anerkennung wird jetzt eng gekoppelt an ein wie auch immer geartetes Interesse am anderen Geschlecht, gleichzeitig erfahren Mädchenfreundschaften eine soziale Abwertung und Veränderung.

– Unter der gesellschaftlichen Dauerberieselung mit idealisierter Heterosexualität wächst der Druck, Normalitätsbeweise zu erbringen (Interview-Zitat: „Ich wollte endlich zur Frau werden . . . endlich mal den Geschlechtsverkehr haben, damit ich endlich auch vollgradig bin als Person").

Heterosexuelle Karrieren

Kaum eine Frau kann sich in dieser Gesellschaft dem heterosexuellen Zugriff entziehen, auch die von uns befragten Frauen machten zu 85,6 % eine „heterosexuelle Karriere". Dabei stießen alle Befragten in ihren heterosexuellen Beziehungen an Grenzen der Verständigung und emotionaler Nähe und machten die Erfahrung von Fremdheit, Distanz und Leere.[14]

– Die Frauen entwickeln unterschiedliche Strategien, mit diesem Mangel umzugehen. Entweder versuchen sie, eine möglichst weitreichende Autonomie von Männern zu erlangen und leben Heterosexualität relativ losgelöst von emotionalen Bedürfnissen. Oder die Frauen versuchen, die Distanz in den Beziehungen zu überwinden und geraten so in vielfältige Abhängigkeits-, (Ohn-)Machts- und Gewaltverhältnisse.

– Auf der anderen Seite finden die Frauen tendenziell die emotionale Zuwendung, Nähe und das Verständnis in ihren Frauenfreundschaften, welche sie in den heterosexuellen Beziehungen vergeblich suchen.

– Im Bewußtsein der Frauen erfährt die tendenziell unbefriedigende Realität mit Männern einerseits und die positivere Realität mit Frauen andererseits eine spiegelverkehrte Bewertung.[15] Das heißt, obgleich Frauen in ihren Freundschaften und Kontakten mit Frauen eher positive Erfahrungen machen, werden diese nicht adäquat bewertet. Kontakte und Beziehungen zu Männern werden als wertvoller erachtet, auch wenn sie real für Frauen nicht unbedingt befriedigend verlaufen.

Eine Wende ohne Ende

„Maßgeblich" für den Ausbruch aus der „Normalität", der Hinwendung zu Frauen, sind nicht die negativen Erfahrungen mit Männern, sondern die positiven mit Frauen, die hiermit eine adäquate Bewertung erhalten.

– Das „Coming Out" vollzieht sich dabei oft als langwieriger, schmerzhafter Prozeß, der durch das gesellschaftliche Tabu der Homosexualität, die Angst vor Abweichung, den sozialen Druck zur heterosexuellen Konformität und die Verunsicherung durch das „Neue" als Krise zu charakterisieren ist.[16]

– In der Regel findet nicht ein einfacher Wechsel von Personen statt – von einem Mann zu einer Frau –, sondern mit dem „Lesbisch Werden" sind tiefgreifende Veränderungen im sozialen Umfeld, der Selbstwahrnehmung, den Lebensplänen und – zumindest ansatzweise – im Wertesystem der Frauen verbunden.

Wo die Liebe hinfällt

Die lesbischen Liebesbeziehungen, die überwiegend in Form von monogamen Zweierbeziehungen gelebt werden, werden von den Frauen als positivster Aspekt ihres lesbischen Lebens benannt. So nehmen sie in den Erzählungen der Frauen einen sehr breiten Raum ein und rangieren bei der Frage nach den „aktuellen Wünschen" an erster Stelle.

– Die Frauen führen bezüglich ihrer Beziehungen einen hohen Grad an Zufriedenheit mit der emotionalen Nähe, erotischen Spannung, sexuellen Befriedigung und dem gleichberechtigten Austausch mit einer Partnerin an.

– Die Intensität der Beziehungen schlägt jedoch oft auch in eine „symbiotische" Form um, die der einzelnen keinen Spielraum für eigene Interessen und Entwicklungen mehr läßt.

– Die Hauptkonflikte in den Beziehungen lassen sich als „Nähe-Distanz-Problematik" zusammenfassen. Oft lösen ungleichzeitige Bedürfnisse nach Nähe oder Distanz zur Partnerin eine Kette von Konflikten aus. Es scheint ein relativ geringes Maß an emotionaler Sicherheit zu bestehen, was sich in starken Verlustängsten niederschlägt. Das Bedürfnis nach mehr Eigenständigkeit und Freiraum wird sehr schnell als bedrohlich und als „Anfang vom Ende" der Beziehung interpretiert. Diese Unsicherheit scheint insbesondere mit der gesellschaftlichen Diskriminierung lesbischer Beziehungen zusammenzuhängen. Lesbische Beziehungen bieten den einzigen Ruhepol, einen Rahmen für das lesbische Leben und ein Gefühl des Aufgehobenseins für die Frauen. Ein Verlust erscheint somit als existentiell bedrohliche Situation.

– Das hohe Potential an Emotionalität und Intensität gerät zu einem „Zwang zur Nähe" zur Partnerin, in deren Folge die oft „nüchterne" Realität idealisiert und verklärt wird.

Vom Orgas-Muß und anderen Höhepunkten

Um die lesbische Sexualität rankt sich ein Nebelschleier allumfassender Sanftheit, Harmonie und Emotionalität. Die Mythen des sexuellen Erlebens zwischen Frauen besagen, daß hier alles besser, vollkommen anders als in der Heterosexualität und so problemlos verläuft, daß frau nicht darüber zu reden braucht. Unsere Ergebnisse bestätigen zwar einerseits die tendenziell, im Vergleich zu heterosexuellen Erfahrungen, enorm befriedigendere, als authentischer empfundene sexuelle Realität im lesbischen Leben. Andererseits erweist sich das durchgängig positive Bild lesbischer Sexualität als Mythos und Idealisierung der Wirklichkeit.

– Wir finden eine Form sexuellen Verhaltens und Erlebens vor, die dem allgemein gesellschaftlich geltenden Bild weiblicher Sexualität weitgehend entspricht und somit den gleichen Einschränkungen und Normierungen unterliegt: Sie zeichnet sich aus durch eine Überbetonung von Emotionalität im sexuellen Geschehen im Gegensatz zu einer tendenziellen Minderbewertung „purer Lust", was zu Einschränkungen der sexuellen Erlebnis- und Entfaltungsmöglichkeiten führen kann. In den Ergebnissen wird deutlich, daß oft die eigenen sexuellen Wünsche zugunsten der Bedürfnisse der Partnerin zurückgestellt werden. Als Folge davon entsteht auch in der lesbischen Sexualität ein gewisser Leistungsdruck, der sich jedoch auf das Wohlergehen der Partnerin bezieht. So zeigt sich in den Ergebnissen, daß z.B. der Orgasmus der Partnerin für ein befriedigendes sexuelles Erlebnis wichtiger ist, als der eigene.

– In der lesbischen Sexualität, die für sich beansprucht, *völlig* anders als weibliche Heterosexualität zu sein, sind bestimmte Verhaltensweisen tabuisiert, weil sie mit Heterosexualität assoziiert werden. Sexuelle Praktiken, wie z.B. Penetration, werden sich insbesondere zu Beginn des lesbischen Lebens oft nicht zugestanden.

– Bestimmte sexuelle Wünsche, Bedürfnisse und Phantasien bringen die lesbische Identität oft ins Wanken und werfen bei den Frauen unter anderem die Frage auf: Bin ich denn dann überhaupt lesbisch, wenn sich meine sexuellen Phantasien auch auf Männer beziehen?

Salto vitale

Das Selbstverständnis der Frauen hinsichtlich ihres Lesbischseins wird permanent durch die offenen subtilen Diskriminierungen der heterosexuellen „Normalgesellschaft",[17] aber auch durch deutliche Normierungen innerhalb des „lesbischen Ghettos" angegriffen. So existieren in der Szene Normen hinsichtlich des äußeren Erscheinungsbilds (lesbische Schönheits- und Kleidungsideale) und vor allen Dingen der Beziehungen zur Heterogesellschaft (Kontakte zu Männern und Heteras). Hinzu kommen noch vielfältige andere, die sich je nach Clique unterscheiden. Die Frauen geraten so in einen Rechtfertigungszwang sowohl gegenüber den heterosexuellen „äußeren", als auch den lesbischen „inneren" sozialen Bezügen.

– Trotz der ständigen Infragestellung der lesbischen Existenz befindet sich die überwiegende Mehrzahl der Frauen im Einklang mit ihrem Lebensstil und fühlt sich authentisch.

– Dennoch führen unbefriedigende Erfahrungen in Frauenzusammenhängen zu Zweifeln an der lesbischen Identität. Frauen gelingt es umso mehr, eine relativ gefestigte lesbische Identität zu erlangen, je unabhängiger sie von der Erfüllung sowohl gesellschaftlicher, als auch lesbischer Normen werden. Das heißt, sie können sich selbstbewußt als Lesben verstehen, auch wenn sie gewissen lesbischen Normen nicht entsprechen und sich der allgemein gesellschaftlichen Diskriminierung permanent entgegenstellen müssen. So wurde von interviewten Frauen z.B. formuliert, daß für sie heute nach vielfältigen Erfahrungen der Ausgrenzung und Auseinandersetzung innerhalb der Szene eigene Bedürfnisse und Interessen im Vordergrund ihres Handelns stehen, egal ob sie damit in Konflikten mit bestimmten Normen geraten (z.B. politische Arbeit mit Männern).

– Lesbisches Leben beinhaltet eine Vielzahl von Lebensäußerungen, Bedürfnissen und sozialen Identitäten, die sich überwiegend, aber nicht ausschließlich auf Frauen beziehen. Es beinhaltet eine kontinuierliche Konfrontation und Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen „Normalität". Auf der anderen Seite entspringt das lesbische Leben aber auch dieser Normalität: Die Frauen bringen in das lesbische Leben ihre individuellen, durch allgemein gesellschaftliche Strukturen geprägten Lebenserfahrungen mit ein, die sich begrenzend auswirken. Das heißt, Lesben sind in erster Linie *Frauen*, die eine weibliche Sozialisation durchlaufen. Sie unterliegen

der allgemeinen Minderbewertung von Frauen, sie sind mit einem geschlechtsspezifischen Arbeitsmarkt konfrontiert, sie müssen mit der alltäglichen Gewalt gegen Frauen umgehen. Sie begegnen als „weibliche Sozialisierte" in ihren (Liebes-)Beziehungen anderen Frauen, bringen hier ihre spezifischen Qualitäten als psycho-soziale „Reproduktionsarbeiterinnen" ein, ohne jedoch in den „Genuß" der gesellschaftlichen Aufwertung des eigenen Status zu kommen, der aus einer Verbindung mit einem Mann resultiert. Es entfällt die Möglichkeit der Kompensation eigener sozialer Minderwertigkeit (als Frau) durch ein Gegenüber – vielmehr kommt es zu einer Verdoppelung „weiblicher Schicksale", in denen sowohl die verinnerlichten subtilen, als auch die äußerlichen konkreten Begrenzungen weiblicher Existenz in einer patriarchalischen Gesellschaft zum Tragen kommen.
Doch gerade im Spiegel einer anderen Frau, „im bewußten Blick von zwei vom Patriarchat ausgeschlossenen Gleichen, hat eine Frau die in dieser Welt einzigartige Chance, sich selbst in ihrer wahren Größe zu sehen."[18] Die soziale Randexistenz lesbischen Lebens ermöglicht einen „anderen Blick" auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und auf die eigene Lebensgeschichte. Lesbisches Leben bietet eine Chance, Grenzen zu erweitern, sich aus starren Rollenzwängen und heterosexuellen Handlungsmustern zu befreien und sich bedürfnisorientiert und aktiv in den Lebensprozeß einzubringen.

Fazit

Die Ergebnisse unserer Untersuchung zeigen, daß das lesbische Leben und Lieben für die befragten Frauen ganz konkret und real befriedigendere Lebensmöglichkeiten beinhaltet, die wesentlich über die ihrer heterosexuellen Erfahrungen hinausreichen. Viele Frauen fühlen sich in ihrem Leben zum ersten Mal authentisch, d.h. sie berichten davon, nun nicht mehr eine bloße Rolle zu erfüllen, zu funktionieren, sondern entgegen aller Widerstände eine gesellschaftlich nicht erwünschte Identität eben nicht zu erleiden, sondern als das Richtige zu erleben. Auf der anderen Seite wird in den Ergebnissen ein hohes Maß an Idealisierung und Mythologisierung der lesbischen Realität deutlich. Dies ist zwar als Verteidigungshaltung gegenüber einer diskriminierenden Umwelt verständlich, die lesbischen Frauen einen permanenten Rechtfertigungszwang auferlegt, doch machen die Mythen auch nicht vor den Toren der „lesbischen community"[19] halt.
So reproduzieren sich unter lesbischen Frauen die gleichen gesellschaftlichen Ausgrenzungsmechanismen – es entstehen Normen und Tabus, die die individuellen Entfaltungsmöglichkeiten einschränken können. So führt z.B. die Tabuisierung von lesbischer Sexualität, die sich aus dem gesellschaftlichen Vorurteil, Lesben ausschließlich über ihre Sexualität zu definieren, ableitet, zur Entstehung falscher Bilder und Klischees und nicht einlösbarer Ansprüche in Lesbenzusammenhängen. Folgen hiervon sind die beobachtbaren „Frontenbildungen", wie etwa zwischen „lesbischem Kuschelsex" gegenüber „S/M-Lesben", die dann in Diskussionen oft unversöhnlich gegenüberstehen, oder etwa zu einer mythischen Verklärung lesbischer Sexualität als absolut „reiner", geradezu „spiritueller" Erfahrung. Offene Gespräche, in denen eigene Unsicherheiten und Schwierigkeiten mit der sexuellen Praxis zugegeben werden, finden kaum statt, nach dem Motto: „Wenn frau ‚richtig' lesbisch ist, schläft sie auch gut miteinander!" Darüber zu reden ist in jedem Falle müßig. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß bestimmte Probleme, Wünsche und Phantasien häufig auch zu Zweifeln an der Richtigkeit des Lebensstils, zu Zweifeln an der eigenen Identität führen, wenn sie von den erklärten Mustern abweichen.
Um die Chance der Entwicklung möglichst großer Autonomie und Bedürfnisorientierung „optimal" zu nutzen, die im lesbischen Leben liegen, wären u.E. eine möglichst große Auseinandersetzungsbereitschaft und Offenheit in allen Lebensberei-

chen notwendig. Erst durch einen realistischen Blick auf die eigenen Erfahrungen und Wünsche in ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit und eine gewisse Toleranz und Verständigung mit anderen Frauen kann die Suche nach anderen „Lebensmodellen" gelingen. (Lesbische) Identität, die sich gegen vorgegebene Lebensentwürfe stellen will, kann sich dabei nur als widerspruchsvoller sozialer Entwicklungsprozeß gestalten.

Anmerkungen

1) Die Betreuung und Leitung des Projekts übernahm die damalige wissenschaftliche Mitarbeiterin Carola Pust, der wir an dieser Stelle nochmals besonders danken möchten.

2) Zum einen gab es das Ziel einer breiteren Bestandsaufnahme lesbischer Lebensverhältnisse, die sich eher auf das konkret praktische sexuelle Handeln bezog, zum anderen wurde der Schwerpunkt einer Untersuchung eher auf die biographischen Entwicklungen lesbischer Frauen gelegt. Hinzu kamen spezifische Einzelinteressen wie z.B. die Frage nach dem Kinderwunsch von Lesben.

3) Ursprünglich war auch beabsichtigt, eine Vergleichsgruppe heterosexueller Frauen zu befragen. Leider konnte diese Idee mangels Mitarbeiterinnen des Projekts nicht umgesetzt werden.

4) Unsere Ergebnisse haben wir ebenfalls unter diesem Titel veröffentlicht.

5) Die Interviewpartnerinnen fanden wir über eine Flugblatt- und Anzeigenkampagne innerhalb der Frauen- und Lesbenszene.

6) Dabei wurden Fragebögen an nahezu alle Frauenzentren, -buchläden, -cafes, Lesbengruppen und Sublokale im Bundesgebiet und West-Berlin verschickt.

7) Hinsichtlich der Anzahl der (offen) lebenden Lesben und der relativ zahlreichen öffentlichen Lesbentreffpunkte nimmt West-Berlin im Vergleich zu anderen Städten und insbesondere ländlichen Gebieten nach wie vor eine Sonderstellung ein.

8) Genauere Hinweise bezüglich der Erhebungs- und Auswertungsverfahren der Interviews sind der folgenden Arbeit zu entnehmen: AKKERMANN, Antke/BETZELT, Sigrid: Die wahrgenommene Chance. Kontinuitäten und Brüche weiblicher Biographien. Eine empirische Untersuchung zur Identitätsentwicklung lesbischer Frauen. Unveröffentlichte Diplom-Arbeit in Soziologie, FU Berlin 1987

9) Zum einen spielten hier Probleme eine Rolle, die mit „Tücken" der spezifischen Methode verbunden waren, zum anderen kam hier die Heterogenität unseres Teams zum Tragen.

10) Die statistische Auswertung der Fragebögen wurde über ein Stipendium aus dem Förderprogramm „Frauenforschung" der Senatorin für Jugend und Familie des Senats von Berlin finanziert. Die Autorinnen erhielten diese Förderung für den Zeitraum Oktober – Dezember 1988.

11) Die 100-seitige Ergebnisbroschüre „Nackte Tatsachen" ist durch Einzahlung/Überweisung eines Unkostenbeitrags von DM 15,– auf folgendes Konto zu bestellen: Sonderkonto „Projekt", Nr. 1440016832 bei Sparkasse der Stadt Berlin West, BLZ 100 500 00. (genauere Absenderinnenangabe nicht vergessen!!)

12) Eine mathematisch-statistische Repräsentativität ist in der Lesbenforschung dabei niemals zu erlangen, da keine Angabe über die Grundgesamtheit aller lesbischen Frauen gemacht werden kann.

13) Mit „Normalbiographie" meinen wir, daß in den Biographien der Befragten keine spezifischen Voraussetzungen oder Dispositionen zum Lesbischsein angelegt sind. Wir gehen davon aus, daß die Lebensgeschichten lesbischer Frauen bis zum „Lesbisch-Werden" nicht von denjenigen heterosexuell lebender Frauen abweichen. Vgl. Brauckmann 1984.

14) Hite 1988 kommt zu entsprechenden Ergebnissen. In ihrer Untersuchung findet sich die Aussage, daß 84 % der befragten Frauen mit der emotionalen Seite ihrer Beziehung unzufrieden sind, 96 % empfinden sich hierin als emotional mehr gebend.

15) Brauckmann 1984 bezeichnet diesen Zustand als „normale weibliche Schizophrenie".

16) Pagenstecher 1978 spricht in diesem Zusammenhang von einem Coming-Out-Prozeß, der eine lebenslängliche Aneignung und Entfaltung von Persönlichkeit angesichts der permanenten gesellschaftlichen Unterdrückung und Diskriminierung von Homosexualität darstellt.

17) Zu den Diskriminierungserfahrungen lesbischer Frauen liegt eine empirische Untersuchung von Reinberg/Roßbach 1985 vor.

18) Stendhal, Renate, zitiert nach „Lesbenkalender 1987", Wiesbaden 1987

19) Der Begriff „lesbian community" kommt aus dem Amerikanischen und hat keine wirkliche Entsprechung im Deutschen. Er bezeichnet die Gesamtheit lesbisch lebender Frauen sowohl innerhalb der

sog. „Subkultur" als auch „Emanzipationsgruppen" der Lesbenbewegung. Vgl. auch Kokula, Ilse: Formen lesbischer Subkultur. Vergesellschaftung und soziale Bewegung, Berlin 1983

Literatur

ARBEITSKREIS MÜNCHEN (Hrsg.): Dokumentation der Tagung der Sektionsinitiative Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, München 1978

BRAUCKMANN, Jutta: Die vergessene Wirklichkeit. Männer und Frauen im weiblichen Leben, Münster 1984

HITE, Shere: Frauen und Liebe, München 1988

MIES, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung, dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 11, Köln 1984, S. 7–25

PAGENSTECHER, Lising: (Homosexuelles) Coming Out, ein lebenslanger Prozeß, Beitrag zur Arbeitsgruppe „Biographie, Identitätssuche, Beziehungen" auf der Tagung „Frauenforschung in den Sozialwissenschaften", Oktober 1978, München

REINBERG, Edith/ROSSBACH, Brigitte: Stichprobe Lesben, Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt, Pfaffenweiler 1985

Schneiden

Liebesgefährtinnen können sich aus unterschiedlichen Gründen „schneiden", manchmal auch, ohne es zu wollen. Abwesenheit, eine Reise, oft nur ein Satz, können so jäh wie der Wechsel des Lichts ein schneidendes Empfinden hervorrufen. „Du schneidest mich" wird im Verlauf eines Jahres häufig gesagt. Liebesgefährtinnen, die in ununterbrochenem Austausch stehen, sind anfälliger dafür, geschnitten zu werden als andere. Aus diesem Grund haben sich zahlreiche Liebesgefährtinnen gegen Zweierbeziehungen entschieden.
Wennn eine der beiden die andere schneidet und der Vorfall sich auf der Stelle als gutgemeint herausstellt, folgt dem schneidenden Empfinden ein Ausbruch, der ihm seine ganze Wirkung nimmt.

Unbewußte, das

Mitteilung an die Liebesgefährtinnen: Wenn Ihr ein Unbewußtes habt, wißt Ihr alles darüber. Und wenn Ihr eins habt, so hütet Euch vor jenen, die mit dem Unbewußten dunkle Geschäfte machen.

Quelle: Monique Wittig, Sande Zeig, Lesbische Völker, München 1983, S. 128 u. S. 147 (vergriffen)

M.A.F. Räderscheidt: **„Seitensprung“**

120 Linolschnitt aus dem Buch ‚Die Eifersucht‘, Bonn 1989, Verlag Jacques Raymond

Joyce P. Lindenbaum

Das Zerbrechen einer Illusion: Das Problem Wettbewerb in lesbischen Beziehungen*

Während der vergangenen zehn Jahre hat das progressive Psychiatrieestablishment versucht, homosexuelle Beziehungen zu entpathologisieren. Einst als „Perversion" definiert wird homosexuelle Objektwahl nun als „alternativer Lebensstil" betrachtet. Die Schwierigkeiten, die homosexuelle Paare in Beziehungen haben, werden langsam als nicht ungewöhnlicher angesehen als die Eheprobleme ihrer heterosexuellen Gegenstücke. Eine steigende Scheidungsrate und die zunehmende Erkenntnis über Gewalt gegen Kinder und Frauen haben viel politische und soziale Besorgnis über die „Krise in der (heterosexuellen) Familie" ausgelöst – eine Krise, die allem möglichen zugeschrieben wurde: von der Frauen- und der Schwulenbewegung bis hin zur Wirtschaftslage. Interessanterweise hat es wenig psychodynamische Erklärungen für die eskalierenden Spannungen und die häufigen Scheidungen in heterosexuellen Beziehungen gegeben. Homosexuelle Beziehungen haben jedoch schon lange den Ruf, kurzlebig zu sein. Psychologische Erklärungen für dieses Phänomen gibt es zuhauf, die darin ein weiteres Indiz für die inhärente Pathologie und die Unreife homosexueller Objektwahl ansehen. Seit kürzerer Zeit werden verschiedene soziale Faktoren einschließlich Diskriminierung, Homophobie, Mangel an adäquaten Rollenmodellen sowie – in den meisten Fällen – Fehlen des gemeinsamen Aufziehens von Kindern als wichtige Beiträge der häufigen Auflösung schwuler und lesbischer Beziehungen (an)erkannt.

Als Psychotherapeutin habe ich in der vergangenen Dekade häufig bei lesbischen Paaren, die ich behandelt habe, ein besonderes interpersonelles Phänomen beobachtet. Es ist ein Verhaltensmuster, das zu einer Krise und häufig zur Auflösung der Beziehung führt. Obwohl es sich nicht auf lesbische Paare beschränkt, werde ich darstellen, warum Frauen für diese Erfahrung prädisponiert sind und ich werde aufzeigen, daß Wettbewerb aus der Krise herausführen kann.

Die Krise tritt ein, wenn eine der Frauen zu fühlen beginnt, daß sie sich in ihrer Partnerin verliert. Sie hat kein Gefühl mehr dafür, wer sie ist. Sie fühlt sich unsichtbar, nicht wahrgenommen, „weniger als". Einige mögen dies eine Identitätskrise nennen, aber das Gefühl ist noch stärker. Es ist nicht einfach so, daß ein Berufswechsel oder mehr Sicherheit in der Karriere das Problem lösen. Der Affekt ist eher Panik und Verzweiflung. Es gibt eine Konfrontation mit Getrenntsein oder Leere, eine wahnsinnige Suche nach etwas, das verschwunden zu sein scheint. Es ist das Zerbrechen einer Illusion, begleitet von einem Gefühl der Enttäuschung und Verlassenheit, das so tief ist, daß es scheinbar nur durch das Beenden der Beziehung aufgelöst werden kann.
In diesem Stadium der Krise glauben eine oder beide Partnerinnen häufig von sich selbst, daß sie versuchen, unabhängig oder autonom zu werden. Aber tatsächlich ist das lesbische Paar oft in einen primitiveren Kampf verstrickt. In meiner Arbeit mit

---

* *Dieser Artikel ist ein Nachdruck aus: FEMINIST STUDIES, Jahrg. 11, Nr. 1 (Frühjahr 1985), S. 85 – 103 mit Genehmigung des Verlags FEMINIST STUDIES, Inc., c/o Women's Studies Program, University of Maryland, College Park, MD 20742. Übersetzt wurde der Artikel vom Englischen ins Deutsche von Gisela H. Degen, Ulrike Holzapfel und Barbara Gissrau.*

diesen Frauen bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß ich – in all seinen Verzerrungen – die Neuauflage einer Primärerfahrung sehe: die Anstrengung, ein eigenes/getrenntes Selbst zu entwickeln.

Aber die Frage bleibt, warum dieser Kampf das Ende der Beziehung erfordert? Warum können diese Frauen nicht „selbst" im Kontext einer Beziehung sein? Können diese Frauen sich nur ohne eine Beziehung als „ganz" erleben? Um dies zu beantworten, müssen wir genauer die Art von Intimität betrachten, die zwei Frauen typischerweise schaffen können.

In der psychiatrischen Literatur gilt als gesichert, daß die Erfahrung der Primär-Intimität ein Prototyp für erwachsene intime Beziehungen ist. „Diese primäre Tendenz: ich werde immer geliebt werden, überall, auf jede Weise, mein ganzer Körper, mein ganzes Sein – ohne jede Kritik, ohne die geringste Anstrengung meinerseits – ist das letzte Ziel allen erotischen Strebens" (Balint 1966). Beziehungen im Erwachsenenalter sind teilweise unbewußte Neuauflagen, Verzerrungen und versuchte Wiedergutmachungen von Primär-Intimität und Verschmelzung sowie von anderen frühen Familienerfahrungen. Natürlich ist der Versuch, die Primär-Intimität zu reproduzieren, von einer gewissen Ambivalenz gekennzeichnet. Zugleich mit der vollkommenen Glücks-Erfahrung der Mutter-Kind-Einheit entsteht der Terror möglichen Identitätsverlustes, des Objektverlustes und der absoluten Abhängigkeit.

Wenn wir davon ausgehen, daß in dieser Kultur hauptsächlich Frauen dafür zuständig sind, fürsorglich zu sein, hat eine Liebesbeziehung zwischen zwei Frauen ein besonderes Potential, bestimmte Aspekte der Mutter-Kind-Intimität auszulösen. Wie Nancy Chodorow (1985) (Balint folgend) formuliert, „eine sexuelle Beziehung mit einer Frau reproduziert die frühe Situation vollkommener und ist eine vollständigere Rückkehr zur Mutter" als die Beziehung mit einem Mann. Was in der lesbischen Beziehung so kraftvoll, obwohl oft unbewußt, auftaucht, ist das tiefe Verlangen nach der Primärerfahrung psychischer und körperlicher Einheit und zugleich die Furcht davor. Letztlich gibt die Neuauflage der Primär-Intimität in einer lesbischen Beziehung Anlaß zur qualvollen Angst vor dem Primär-Verlust. So findet sich das Paar in einem ausgesprochenen Dilemma wieder: Wie können sich die Frauen ihren ursprünglichen Wunsch nach Verschmelzen erfüllen und gleichzeitig die Angst dämpfen, die er hervorruft? Dieses Dilemma ist die Wurzel der Schwierigkeiten, die vielen lesbischen Paaren die Aufrechterhaltung ihrer Beziehung macht.

Primäre prä-ödipale Besetzung ist natürlich nicht die einzige Ausgangskonstellation für die weibliche homosexuelle Objektwahl. Aber die Tatsache, daß für beide Partnerinnen die Beziehung so sehr die Primärintimität widerspiegeln kann, macht das Paar anfällig dafür, dies als regressive Bedrohung zu erleben, obwohl Regression nicht immer pathologisch ist. Reife Intimität verlangt, daß die Partnerinnen sich zwischen eher verschmolzenen und eher getrennten Positionen bewegen. Die Möglichkeit zur erwachsenen Intimität hängt von der Fähigkeit beider Partnerinnen ab, psychologische Grenzen in der Beziehung angemessen ab- und aufzubauen. Außerdem wird die Langlebigkeit der Beziehung verstärkt, wenn beide Partnerinnen begreifen, daß sie die andere als getrennt und verschieden vom eigenen Selbst akzeptieren müssen.

Ich habe zunächst dargestellt, daß lesbische Paare die Sehnsucht und die Möglichkeit haben, die primäre Verschmelzung intensiv wiederherzustellen. Aber zugleich fürchten sich die Frauen vor dem Selbstverlust, der diese Erfahrung begleitet. Letztlich ist es ihre Unfähigkeit, diesen Konflikt zu lösen, die lesbische Paare daran hindert, angemessene Beziehungsübergänge zu finden. Im weiteren werde ich die unbewßten Versuche des Paares beschreiben, diese scheinbaren Widersprüche miteinander in Einklang zu bringen.

Wenn es mit der Erinnerung an die Primärintimität in Berührung gekommen ist und leidenschaftlich die Grenzen zwischen sich aufgelöst hat, gelangt das Paar im ersten Schritt an das Verhaltensmuster: *Opferung der Sexualität.* Obwohl es Wochen oder Monate, ja manchmal sogar Jahre dauert, hören diese Frauen allmählich auf, Liebe

zu machen. Zu der Zeit, wo das Paar eine Psychotherapie beginnt, hat dieser erste Schritt gewöhnlich schon stattgefunden. Interessanterweise klagen nicht alle Paare bei Behandlungsbeginn über den großen Leidensdruck, die die Sexualität aufgegeben haben. Die jenigen, die das doch tun, meinen oft, einfach nicht genügend Zeit dafür zu finden. Eine Partnerin wird evtl. angeben, daß sie nichts Sexuelles fühlt, oder beide betonen, daß sie unterschiedliche Rhythmen haben. Andere bestehen darauf, daß Sex nicht wichtig sei. Wichtig sei die „Beziehung", die „Kommunikation" zwischen ihnen. Wie auch immer, diese Paare erleben kaum noch sexuelle Intimität, und es ist wesentlich zu verstehen, daß beide Frauensich an dieser „Opferung" beteiligen – auch wenn scheinbar nur eine dafür verantwortlich ist.
Natürlich ergibt sich hier die Frage, was heterosexuelle Frauen erleben. Sicherlich haben auch sie Schwierigkeiten mit Verschmelzung und Trennung. Ich habe viele heterosexuelle Paare gesehen, die Sex aufgegeben haben. Was unterscheidet heterosexuelle Frauen in dieser Situation von lesbischen Frauen? Oft gibt es keinen Unterschied. Doch selbst, wenn denen ihr Verhalten gleich erscheint, kann sich die zugrundeliegende Motivation unterscheiden. Heterosexuelle Frauen können z.B. Sex aufgeben aus einem Gefühl des Ärgers oder der Enttäuschung heraus, weil der Versuch, die ersehnte primäre Intimitätserfahrung wiederherzustellen, gescheitert ist. Homosexuelle Frauen jedoch geben häufig Sexualität auf, weil es ihnen nur allzu gut gelang, Primär-Intimität zu schaffen, und weil sie vor den Konsequenzen erschrekken. Kurzum – Lesben geben Sexualität auf, weil sie primäre Verschmelzung hergestellt haben, heterosexuelle Frauen, weil es ihnen unmöglich war, sie herzustellen.
Das Aufgeben der Sexualität ist also der erste Versuch des lesbischen Paares, den Schrecken der eingetretenen Verschmelzung zu dämpfen. Es ist jedoch eine vorläufige Lösung, die bald zu einem anderen Problem führt und wieder zu einer Lösung, die auch scheitert. So beginnt sich das lesbische Paar unbewußt durch eine Folge von Verhaltensmustern zu bewegen, die schließlich zur Auflösung der Beziehung führt.
Nun taucht eine andere Frage auf. Wenn die Frauen Sexualität aufgeben als ein Mittel, mit ihrem Schrecken umzugehen, wie können sie gleichzeitig ihren dringenden Wunsch nach Verschmelzung befriedigen? In der Zeit, in der sie Sex aufgeben, verlagern sie die ersehnte Intimität in nichtsexuelle Aspekte ihrer Beziehung. Dies geschieht z.T., weil Frauen die Fähigkeit haben, nichtsexuelle Intimität zu schaffen, die „weniger differenziert" "less differentiated") ist, eine Intimität aus Vertrautheit, Fürsorge und Gegenseitigkeit. Es ist eine Art gemeinsame Identifikation, ein Wissen, was die andere fühlt (oder die Annahme, es zu wissen). Es ist eine empathische Intimität, die ihre Ursprünge in verschiedenen Aspekten der Mutter-Kind-Beziehung hat, die darin besteht, daß Frauen von Frauen bemuttert werden.
Sowohl Nancy Chodorow als auch Carol Gilligan (1984) haben beschrieben, wie die Identifizierung der Tochter mit ihrer Mutter zur Geschlechtsidentität beiträgt, indem sie eher auf Undifferenziertheit und Intimität basiert statt auf Differenzierung und Trennung. Daß die weibliche Geschlechtsidentität eher auf einem Gefühl der Verbundenheit und Gegenseitigkeit beruht als auf Getrenntheit und Hierarchie, erklärt z.T. die Fähigkeit, die Frauen haben, Primärintimität in einer anderen, nichtsexuellen Form zu schaffen, wenn die Angst vor sexueller Verschmelzung zu überwältigend wird. Dieses *nichtsexuelle Verschmelzen*, welches das lesbische Paar nun zustande bringt, ist in der Tat der nächste Schritt im Muster das ich beschreibe. Es scheint gleichzeitig mit dem Aufgeben der Sexualität aufzutauchen. Aber es erfordert nähere Betrachtung. Denn es gibt einen Aspekt bei diesem nichtsexuellen Verschmelzen, der nicht einfach geschlechtsspezifisch entsteht, sondern typisch für lesbische Paare ist. Seine Quelle ist eine unbewußte Phantasie, die sich aus der falschen Erfahrung der Mutter-Kind-Einheit entwickelt.
Im nichtsexuellen Verschmelzen verbirgt sich bei beiden Frauen der versteckte Versuch, das zu spüren und bereitzuhalten, was die andere braucht. Weil jede sich selbst so sehr „wie die andere" sieht, nimmt sie oft an, daß sie dieselben Bedürfnisse haben. Mit der Zeit kommt jede zu der Überzeugung, daß sie eine in der Partnerin exi-

stierende unbewußte Leere und Sehnsucht ausfüllen kann. Es entwickelt sich eine gewisse Komplementarität: eine Anstrengung, die andere zu vervollständigen, sie ganz zu machen. So lehrt z.B. die eine, die auf Parties immer im Mittelpunkt steht, ihre linkische Partnerin zu tanzen. Und diejenige, die Sport liebt, kauft ihrer furchtsamen Partnerin einen Tennisschläger. Jede gibt der anderen einen Teil ihres Selbst. Dies geschieht intuitiv. Sie spüren, was der anderen fehlt. Und sie fanden zusammen, weil beide Frauen nach verlorenen Anteilen ihres Selbst suchen. Bald ist jede überzeugt, daß sie noch nie mit einer gesprochen hat, die sie so gut kennt. Durch dieses unbewußte, nichtsexuelle Verschmelzen wird allmählich die andere als Selbst gesehen. All dies geschieht aus Liebe und tiefer Zuneigung. Es scheint die natürlichste Sache der Welt zu sein. Es entstehen kaum Schmerz- oder Verlustgefühle. Beide Partnerinnen fühlen – auf die tiefste vorstellbare Weise – daß jede die Person ist, nach der sich die andere gesehnt hat.

Ich vermute, daß eine Ur-Erfahrung von falscher Verschmelzung den Versuch jeder Frau fördert, die andere ausreichend zu bemuttern. Durch die unbewußte Wiederauflage der Primärerfahrung in der Beziehung wird die andere zur idealisierten Mutter. Und jede Frau weiß, was sie für ihre eigene Mutter als Kind war. Beide Partnerinnen nehmen an dieser subtilen Verführung teil. In dieser symbiotischen Phantasie, beginnt jede zu glauben, sie erhalte die andere am Leben.

Die unbewußte Erfahrung des lesbischen Paares ergibt sich zwingend. Jede Frau hat ein sensibles Empfinden für Gehaltenwerden, Sich-lebendig-fühlen durch den Austausch von aufregenden Ideen, die Intimität, die sich durch Ähnlichkeit, Identifikation und empathische Reaktionen ergibt. Wer, wenn nicht zwei Frauen, wäre besser geeignet für dieses nichtsexuelle Verschmelzen, diese weniger differenzierte Form von Beziehung? So entsteht Vertrautheit, Behaglichkeit und soziale Verstärkung.

Wenn zwei Menschen in einer undifferenzierten Verbindung stehen, wird das Auftauchen von „Unterschiedlichkeit" als ein Zeichen von Getrenntsein erfahren. Verschmelzung schafft die Illusion, daß zwei Menschen eins sind. Wenn ich mit jemandem verbunden bin, die eine besondere Fähigkeit hat, dann komme ich – dank der Tatsache, daß wir verbunden sind – zu der Vorstellung, daß ich diese Qualität auch besitze. Weil wir „verbunden" sind, erwarte ich von der anderen, daß sie Situationen in der gleichen Weise wie ich handhabt. Die andere soll fühlen wie ich. Aber wenn Unterschiedlichkeiten auftauchen, wenn sich herausstellt, daß die andere anders fühlt, so zeigt dies die schwierige Wahrheit, daß wir nicht eins sind, sondern zwei getrennte Personen.

„*Differenz*" nimmt nun eine affektiv beladene Bedeutung an. Es kommt zur Erfahrung der „wahrgenommenen Differenz" ("felt difference"). Es ist nicht einfach so, daß die eine blaue Augen hat und die andere braune oder daß eine Mutter ist und die andere nicht. Dies sind Unterschiede, die kein intensives Gefühl auslösen, es sei denn, sie haben eine persönliche, historische oder gesellschaftliche Bedeutung. Stellen wir uns zum Beispiel vor, daß Ellen eine Frau ist, die sich als sexuell nicht besonders attraktiv erlebt; und daß Sheila, ihre Partnerin, die Erfahrung hat, viele Menschen anzuziehen, Sexualität zu „verströmen". Weil Sheila attraktiv ist und sich zu Ellen hingezogen fühlt, fühlt sich auch Ellen anziehend. Sie gehen vielleicht zu einer Party und jemand flirtet mit Sheila und sie flirtet zurück – und erkennt damit nicht die primäre Bedeutung ihrer Beziehung zu Ellen an. Plötzlich findet Ellen sich nicht mehr attraktiv. Sie fühlt nur noch eine unglaubliche Wut, weil sie nicht flirten kann, weil sie nicht „sexy" ist, weil sie Sheila's Aufmerksamkeit nicht fesseln kann. Ellen verliert das Gefühl, das sie hatte, nämlich anziehend zu sein. An diesem Punkt beginnt sie sich wütend, betrogen, verlassen zu fühlen, als fehle ein Teil von ihr, als habe Sheila etwas, das sie sich wünscht und nicht haben kann, als müsse sie eine Qualität wiedererlangen, die sie glaubt, verloren zu haben. Andererseits hat Sheila Angst vor Ellens Wut, sie ist betroffen, daß sie etwas weggenommen hat, fühlt sich schuldig, ärgerlich, mißbilligt und verwirrt.

 Das ist es, was ich mit „wahrgenommener Differenz" meine. Es ist eine subjektive

Erfahrung, die darin besteht, daß etwas, das als Teil des Selbst erlebt wurde, nun als Teil des Objekts erkannt wird. Im Kontext einer undifferenzierten Verschmelzung wird die „wahrgenommene Differenz" besonders starke affektive Reaktionen hervorrufen. Sie entstehen, wenn eine glaubt, daß sie nicht fähig ist, Gleiches zu haben oder zu tun wie die Partnerin. Es ist das Gefühl: sie hat es (oder ist es oder tut es) und ich habe es nicht. Auf der unbewußten Ebene ist es der Eindruck: etwas das (oder in extremen Fällen jemand die) ich als Teil von mir erfahren habe, wird mir vorenthalten, ist mir weggenommen worden.

Den Affekt, der im Moment der „wahrgenommenen Differenz" auftaucht, wenn die beruhigende Verbundenheit unterbrochen ist, kennen wir als Neid. Neid ist in diesem Zusammenhang wichtig, weil es das Gefühl ist, das mit wetteiferndem Verhalten verwurzelt ist. Später werde ich ausführen, daß Wettbewerb ein konstruktiver Weg sein kann, mit diesem schmerzhaften und potentiell destruktiven Gefühl umzugehen. Zunächst möchte ich aber auf Neid eingehen als das Gefühl, das bei „wahrgenommener Differenz" des lesbischen Paares auftaucht. Und ich möchte genau beschreiben, was geschieht, wenn das Paar Schwierigkeiten hat, mit diesem Gefühl umzugehen. Neid ist ein ursprünglicher Affekt, der aus einer frühen Erfahrung aufsteigt: wünschen, was die andere Person hat und wütend sein, daß man es nicht haben kann. Oft findet man Menschen, die eine Beziehung in der unausgesprochenen Hoffnung eingegangen sind, die/der eine könne bekommen, was die/der andere hat – einfach indem sie/er mit dieser Person zusammen ist. In meiner klinischen Arbeit habe ich häufig Paare gesehen, die sich voneinander angezogen fühlten, weil eine in der anderen eine Qualität wahrnahm, die sie in sich vermißte. Vielleicht ist die eine die Schriftstellerin, die die andere gerne wäre – oder sie ist ernsthafter oder extravertierter oder fürsorglicher. Ich erwähnte bereits, daß lesbische Paare oft eine Zeit des Enttäuschtseins voneinander erleben. Eine Illusion ist zerbrochen und die Enttäuschung ist so tief, daß sie scheinbar nur mit dem Beenden der Beziehung heilen kann. Es ist natürlich eine Illusion, daß zwei einswerden. Und die Enttäuschung passiert, weil diese Beziehung – wie die meisten – in der geheimen Hoffnung begann, daß jede Frau in den Besitz der Qualitäten gelangen würde, die sie zu Beginn zur Partnerin hingezogen hatten. Aber nun ist klar, daß dieser Austausch von Eigenschaften nicht stattgefunden hat. Und jede ist schockiert, daß die eigene Fähigkeit, fürsorgend zu sein, die andere nicht dazu befähigt, sich selbst zu trösten – oder daß die eigene Begabung als Schriftstellerin die andere nicht zum leichteren Umgang mit Worten befähigt.

Wenn das innere Bild des eigenen Selbst mit der Partnerin verschmolzen ist, ruft die Erfahrung von „wahrgenommener Differenz" ein tiefes Gefühl der Verlassenheit hervor und – abhängig vom pathologischen Grad des Verschmelzens – ein Gefühl von Selbst-Verlust. Mit anderen Worten: Etwas, das mein ist, ein Teil von mir, ist gegangen. Es wurde mir fortgenommen und sie hat es. Daher bin ich unvollständig. Und in extremen Fällen: Ich existiere nicht mehr. Ein destruktives Neidgefühl entsteht, eine Verteidigungshaltung gegen den Verlust. Es ist ein verzweifelter Versuch, die Getrenntheit, die „wahrgenommene Differenz" auszulöschen, indem man schlecht macht, was die andere hat oder es für sich reklamiert. Aspekte dieser Erfahrung können so vergiftend sein, daß sie oft unbewußt bleiben. Neid – enthält in seiner rohesten Form den Wunsch, die andere zu verletzen. Es scheint so, als hätte sie die erwünschten Eigenschaften einfach mit sich fortgenommen, daher muß sie vielleicht sogar zerstört werden – als ob das Zerstören des „Behälters" den Zugang zu den Inhalten ermöglichte. Hier ergibt sich ein Problem auf, das mit dem Verhaltensmuster der nichtsexuellen Verschmelzung zusammenhängt, und das weiterer Prüfung bedarf.

In der Beziehung von Betsy und Sue, die seit 3 Jahren zusammen sind, gibt es

Aspekte dieser Dynamik. Betsy wirft Sue oft vor, „passiv", „vergeßlich" und „verträumt" zu sein. Sie beschwert sich über angelassene Öfen, unverschlossene Türen und anderes „unverantwortliches Verhalten". Sue reagiert auf Betsys Kritik mit Entschuldigungen und Selbstvorwürfen. Sie übernimmt also Betsys Sicht der Realität und hat Schwierigkeiten darauf zu bestehen als Erwachsene behandelt zu werden. So scheint die eine Partnerin unreif und angepaßt zu sein, die andere eher ängstlich, zu besorgt und kontrollierend. Hier ist also eine gewisse Komplementarität entstanden. Sue wünscht heimlich, ihr Leben auf so erwachsene Art wie Betsy organisieren zu können. Betsy ist dabei, eine Berufsausbildung abzuschließen, und hat Sue ermutigt, einen ähnlichen Beruf zu ergreifen. Sue hat sich schon immer für dieses Gebiet interessiert und Geld gespart, um wieder zur Schule gehen zu können. Sie hat sich tatsächlich für die gleiche Ausbildung entschieden wie Betsy. Aber anders als Betsy, deren Weg durch die Schule mit Schwierigkeiten und Sorgen verbunden war, beginnt Sue die Schule mit großer Begeisterung und wenig Angst. Dies bedeutet „wahrgenommene Differenz". Betsy beginnt Sue ihren Enthusiasmus und ihre Freude zu neiden. Sie versucht, ihren Neid zu bewältigen, indem sie danach trachtet, den gespürten Unterschied zu nivellieren. Betsy behauptet immer wieder, daß Sue die Schule nicht schaffen kann, wenn sie nicht endlich gewissenhafter und eifriger wird. Als ihre Therapeutin weise ich darauf hin, daß Betsy neidisch auf Sue ist. Sue hat Schwierigkeiten mit Betsys Neid, fürchtet seine zerstörerische Natur. Sie bewältigt ihr Unbehagen, indem sie versucht, Betsy klarzumachen, daß es nichts Beneidenswertes gibt.

Diese „wahrgenommene Differenz" tritt in gewissem Ausmaß in jeder heterosexuellen oder homosexuellen Beziehung auf, in der die Partner Schwierigkeiten haben, psychologische Grenzen einzuhalten. Diese Erfahrung wird jedoch besonders für Frauen zum Problem, weil weibliche Geschlechtsidentität auf einem Gefühl der Kontinuität, Verbundenheit, „In-Beziehung-Sein" basiert. Sie konfrontiert Frauen mit der Erkenntnis ihrer Individualität und Getrenntheit. Ein größeres Neidpotential geht mit dieser Erfahrung einher, wenn zwei Menschen sich miteinander identifizieren. Und in lesbischen Beziehungen gibt es eine Tendenz zur Überidentifizierung. Das gleiche Geschlecht, die Vorliebe der Frauen für „weniger differenzierte" Beziehungsmodi, die Wiederholung der Primäridentität und Verschmelzung und die gesellschaftliche Unterdrückung, die das Paar isoliert, tragen zu dieser Überidentifizierung bei. In diesem Zusammenhang sind Getrenntsein, die Entdeckung „Ich bin nicht Du", ein Schock, eine Bedrohung, und der aufsteigende Neid kann die Beziehung zerstören.

Es ist nicht verwunderlich, daß zwei Frauen, die auszogen, Primärintimität und Verschmelzung wiederzuerschaffen, die Erfahrung der wahrgenommenen Unterschiedlichkeit und den sie begleitenden Neid vermeiden wollen. Was wäre besser geeignet, diese mörderische Wut zu unterdrücken und das Gefühl zu töten, das die dringend benötigte Verschmelzung zu zerreißen droht, als die Leugnung der Unterschiede? Was wäre besser für diese Frauen zur Vermeidung der qualvoll „wahrgenommenen Differenz", als vorzugeben, sie seien gleich?

Ich möchte den Prozeß, in dem ein Paar vorgibt, gleich zu sein, *Pseudogegenseitigkeit* nennen. Hier sind wir wieder einmal an einem kritischen Punkt der Problem- und Lösungsspirale in einer lesbischen Paarbeziehung. Pseudogegenseitigkeit ist der Versuch, die unvermeidlichen auftretenden Probleme von Getrenntheit und Neid zu lösen. Es handelt sich dabei um das Vermeiden von „wahrgenommener Differenz" und die Errichtung einer „Einheitsfront". Es entwickelt sich nun ein übertriebenes Sich-Anpassen, das weit über die Kompromisse hinausgeht, die in einer Beziehung zwischen zwei Menschen erforderlich sind. Diejenige, die immer Partymittelpunkt war, behauptet nun, das Paar sei zufrieden damit, zu Hause zu bleiben. Sie ißt kaum noch chinesisch, weil ihre Partnerin lieber italienisches Essen mag. Sie besteht nicht mehr auf ihren Wünschen; „es ist den Kampf nicht wert". Beide neh-

men ähnliche politische Standpunkte ein, und sie essen niemals Fleisch, weil es schlecht für die Gesundheit ist. Es scheint, als seien diese Frauen füreinander geschaffen.
Es ist nötig, zwischen der Stufe der Pseudo-Gegenseitigkeit und der des nichtsexuellen Verschmelzens zu unterscheiden. Letztere bedeutet im wesentlichen die Wiedererschaffung der Primärerfahrung auf nichtsexuelle, eher emotionale Weise. Obwohl dies Verhaltensänderungen beinhaltet, sind die Übergänge häufig unbewußt. Nichtsexuelles Verschmelzen wird als wohltuend, altruistisch und tief befriedigend erlebt. Jede Partnerin macht die bewußte und unbewußte Erfahrung, der anderen etwas (sich selbst) zu geben, und alle Grenzen untereinander aufzulösen. Andererseits ist Pseudogegenseitigkeit eine Taktik, die das Paar zum Schutz vor der bedrohlichen Erfahrung „wahrgenommener Differenz" einsetzt. Dabei ist sich jede Partnerin der Zugeständnisse bewußt, die sie macht. Diejenige, die aufgehört hat, zu Parties zu gehen, beginnt sich gefangen zu fühlen, wenn ihre Partnerin daheim ist. Sie ißt italienisch, aber sie vermißt die chinesische Küche. Obwohl sie kein Fleisch mehr ißt, sehnt sie sich nach Corned Beef auf Roggenbrot. Sie weiß nicht wirklich, wo sie politisch steht. Das Paar hat bei seinem Versuch, dem Neid durch Zerstörung der Unterschiede zu begegnen, jede Einzelne gezwungen, zu viel ihres Selbst aufzugeben.

Um nun mit der Verstimmung umgehen zu können, die jede wegen des Selbstverlusts fühlt, und wieder ein Bewußtsein für ein getrenntes Selbst herzustellen, erreicht das Paar die nächste Stufe im Verhaltensmuster. Sie erschaffen scheinbare Unterschiede, als Reaktion darauf, sich nicht genügend getrennt erleben zu können. Diese *„Pseudodifferenz"* kann viele Formen annehmen und ihr Inhalt erscheint von großer Bedeutung. Häufig enthält sie die den Groll, die sich zwischen beiden Partnerinnen gebildet hat, seit der unvermeidliche Neid auftauchte. Die folgende Unterhaltung fand in meiner Praxis zwischen zwei Frauen statt, die seit vielen Jahren zusammen sind. Sie sprechen darüber, was sie – und unzählige andere – taten, um die Erfahrung der „wahrgenommenen Differenz" und des Neides in ihrer Beziehung zu vermeiden. Sie schildern auch die Lösung, die sie wählten, um sich wieder als zwei eigene Wesen zu fühlen. Es ist kein Gespräch über Sexualität. Dies Paar hat Sex seit vor einem Jahr aufgegeben.
Joan: Wir waren jung, als wir diese Beziehung begannen, aber wir hatten schon ausgeprägte eigene Gewohnheiten und Verhaltensweisen.
Lisa: Ja, aber ich habe das Gefühl, als hätte ich das nicht mehr. Ich habe so lange nur auf Dich reagiert, ich weiß nicht mehr, wer ich bin. Du scheinst das nicht zu verstehen . . .
Joan: Ich weiß auch nicht, wer ich bin. Ich habe nur auf Dich reagiert.
Lisa: Nun, stört Dich das nicht? Stört es Dich nicht? (Lisa weint nun) Mich stört es! Ich fühl mich, als wäre ich von Dir definiert. Es ist so mechanisch. Manchmal weiß ich nicht einmal, was ich will. Wenn Du wütend wirst oder etwas nicht magst, gebe ich gleich nach. Ich mache mit, auch wenn ich nicht zustimme. Aber tief drinnen bin ich verstimmt. Ich glaube, deshalb habe ich getan, was ich getan habe; Du weißt schon, eine Affäre haben und Dir nichts sagen. Ich fühl mich unsicher. Es ist, als wären wir eine Peron. Wir sind so was wie „Zwei gegen den Rest der Welt". Als hätten wir eine Meinung und ein Wertesystem. Es ist leichter, nachzugeben als zu kämpfen. Ich wollte einfach, daß alles schön ist. Ich wollte nicht unsere Beziehung gefährden.
Joan und Lisa taten eine Zeitlang so, als seien sie einander sehr ähnlich. Dann beschloß Lisa, eine Affäre zu haben. Ich glaube, sie tat es, um sich getrennter von Joan zu fühlen. Auf diese Weise schuf das Paar eine Pseudodifferenz in bezug auf Monogamie und Nichtmonogamie. Nach monatelangem Streit darüber kamen Lisa und Joan zu mir und stellten fest, daß ihre sechsjährige Beziehung am Ende sei. Diese Pseudodifferenz hätte ebensogut Alkohol- oder Drogenmißbrauch, sexuelle Dysfunktion, Kindererziehungspraxis oder ein Zurückhalten von Gefühlen in der Be-

ziehung betreffen können. All dies sind verzweifelte Versuche, ein Gefühl für das eigene Selbst in der Beziehung zu errichten, in der Getrenntheit eine solche Bedrohung für die langersehnte Verschmelzung war. Es spielt dabei keine Rolle, welche von beiden trinkt oder eine Affäre hat. Beide Frauen leiden darunter, sich nicht eigenständig genug zu fühlen. Die eine, die trinkt, bekommt ihr Glas von der eingeschenkt, die angibt, das Zeug nicht anzurühren. Und die, die nach einer Affäre Ausschau hält, wurde dazu von der, die immer dahim wartet, ermuntert.

Joan und Lisa sind typisch für die lesbischen Paare, mit denen ich gearbeitet habe. Ihre Beziehung gibt uns die Möglichkeit, die besprochenen interpersonellen Phänomene, noch einmal zu betrachten. Joan und Lisa sind zwei Frauen, die für eine primäre sexuelle Beziehung zusammenkamen. Sie hatten das unbewußte Ziel, eine Neuauflage der Erfahrung von Primärintimität und Verschmelzung zu schaffen. Da beide Frauen sind, ist es für sie leichter, sich miteinander zu identifizieren, sich einzufühlen, zu glauben, eine wisse, was die andere fühlt. Und weil sie Frauen sind, die von Frauen bemuttert wurden, basiert ihre weibliche Identität auf einem Gefühl von Verbundenheit, Bezogenheit und sich wohlfühlen mit „wenig differenzierten" Beziehungsformen. Dieser Hang zum Verschmelzen, zum Einswerden, zur Rückkehr zur Mutter wird durch kulturelle Erwartungen und die gesellschaftliche Stigmatisierung lesbischer Beziehungen verstärkt. So entsteht die Verschmelzung rasch und leidenschaftlich, sexuell und nichtsexuell und damit einhergehend, ein enormer Verlust am Selbst.
Schließlich opfert das Paar die Sexualität, weil die Verschmelzung zu intensiv, zu überwältigend und der Verlust am Selbst zu katastrophal geworden ist. Sie tun es, weil die Erinnerung an eine längst vergessene Zeit in frühester Kindheit angerührt wurde und der Schmerz über den Verlust zu groß ist. Und sie tun es, weil ihnen immer wieder gesagt wurde, daß es falsch sei, eine Frau zu lieben.
Die ersehnte Vereinigung wird dann in den nichtsexuellen Aspekten der Beziehung geschaffen. Es ist eine Verschmelzung, die nicht durch die Kraft der sexuellen Vereinigung oder die gegenseitige Verbindung zweier getrennter Wesen getragen wird, sondern durch die Furcht vor Differenz. In einer undifferenzierten Vereinigung ist Getrenntheit nicht tolerierbar.
In dieser Situation sind die Qual „wahrgenommener Differenz" und das Auftauchen von Neid Anzeichen von Getrenntheit. Diese „wahrgenommene Differenz" ist eine Bedrohung für die Verschmelzungserfahrung und muß zerstört werden. Neid taucht auf, um Unterschiede auszumerzen. Aber Neid ist selbst eine so schmerzhafte Erfahrung, daß die Frauen von nun an nicht nur die „wahrgenommene Differenz" als Zeichen für Unterschiedlichkeit zu vermeiden trachten, sondern auch, weil sie Anlaß zu Neid gibt.
Die Frauen geben nun vor, einander sehr ähnlich zu sein. Sie entwickeln eine Pseudo-Gegenseitigkeit. Dies führt mit der Zeit zu einem so extremen Verlust am Selbst, daß das Paar nun scheinbare Unterschiede schafft, um zu fühlen, daß sie zwei getrennte Wesen sind.

Diese Pseudounterschiede nehmen viele Formen an und scheinen real zu sein. Eine wird für sich die sexuelle Erregung beanspruchen, die andere wird zugeben, alle Lust verloren zu haben. Eine wird alle möglichen Gefühle zur Sprache bringen, die andere wird feststellen, daß sie nichts sagen kann. Aber eigentlich sind das alles nur Reaktionen darauf, daß sie sich nicht genügend voneinander getrennt fühlen. In diesen Situationen übernimmt jede einen Teil des Konflikts. Sie sind nicht zwei getrennte Wesen, sondern ein gespaltenes Selbst.
Zuletzt beschließt das Paar, die Beziehung zu beenden, weil Enttäuschung und Groll zu stark geworden sind. Die Frauen trennen sich im „Namen der Differenz", aber die Beziehung endet eigentlich gerade deshalb, weil so wenig wirkliche Unterschiede zwischen ihnen existieren durften.

Ist es dann ein Wunder, daß ich bei den lesbischen Paaren, die mich aufsuchen, selten Wettbewerbsverhalten finde? Wettbewerb erfordert zwei Wesen, von denen jede eine ausreichend eigenständige Identität hat, um zu riskieren, sich mit der besonderen Identität der anderen zu messen.
Da ich davon ausging, daß „Gleichheit" ein zentraler Punkt in lesbischen Beziehungen ist, war ich zunächst erstaunt über das Fehlen von Konkurrenzverhalten. Ich war so verblüfft, daß ich zunächst an meiner Wahrnehmung zweifelte. Ich fragte mich, ob ich das, was ich sah, richtig einschätzte. Einige wenige meiner KollegInnen schienen das anders zu sehen als ich. Sie meinten, es gäbe sehr wohl einiges an Konkurrenz, aber dies Verhalten konzentriere sich auf so typisch „weibliche" Dinge, wie etwa „wer ist besser in der Beziehung", d.h. wer ist kommunikativer, fürsorglicher, selbstloser. Ich stimme dem immer noch nicht zu. Ich sehe Neid und ich glaube, das wird mit Wettbewerb verwechselt.
Carol und Debbie zeigen ein gängiges Beziehungsmuster. Ihre Interaktion sieht aus wie Wettbewerb, aber sie bleibt auf der Ebene von Neid. Carol und Debbie haben eine undifferenzierter Verschmelzung geschaffen, und das folgende Muster tritt im Moment von „wahrgenommener Differenz" auf.
Wenn Carol sich aus irgendeinem Grund aufregt, gerät auch Debbie „automatisch" außer Fassung. Sie streiten sich über den jeweiligen Mangel an emotionaler Verfügbarkeit der anderen, darüber wer für die andere öfter da ist. Schließlich hört Carol auf, sich aufzuregen und kümmert sich um Debbie. Dieser Zyklus wiederholt sich jedes Mal, wenn Carol irgendeinen Kummer ausdrückt. Da Carol beansprucht, Debbie zu beschützen, hört sie schließlich auf, ihrer Partnerin etwas zu sagen, wenn sie sich aufregt. Debbie erfährt das als Zurückhaltung oder sie glaubt allmählich, daß sie die Einzige ist, die „jemals über ihre Gefühle spricht". Das ist natürlich frustrierend und erniedrigend für Debbie, und so beschließt auch sie, Carol nichts mehr zu sagen, wenn sie etwas stört. Dies regt Carol auf, was wiederum Debbie aufregt, und so beginnt das Muster von vorn.
Die undifferenziere Art von Carols und Debbies Intimität verursacht, daß der Ärger der einen gleichzeitig Ärger bei der anderen hervorruft. Dieses Mal aktivierte Carols Ärger den von Debbie. Der anfänglich kurze Moment „wahrgenommener Differenz", wenn Carol ärgerlich ist und Debbie nicht, ist für das Paar nicht zu tolerieren. In diesem Moment der Differenz fürchten beide Frauen unbewußt, daß ihnen etwas vorenthalten oder weggenommen wird. Debbie fürchtet unbewußt, daß sie Carols Ärger verursacht hat und diese am Ende ihr die Fürsorge verweigern wird. Carol glaubt, daß Debbie Fürsorge zurückhält, daß „Debbie mir automatisch meine Gefühle wegnimmt". Es scheint so, daß im weiteren Verlauf der Interaktion Carol und Debbie darum „konkurrieren", wer die Ärgerlichste oder wer die Fürsorglichste ist. Sie zählen Punkte. Die „Gewinnerin" bekommt Zuwendung von der Partnerin. Natürlich impliziert dies, daß es nur für *eine* ausreichend Zuwendung gibt und weiter, daß Zuwendung nur von der anderen kommt und nicht von sich selbst. Sie sind weit entfernt von der Vorstellung, daß jede gleichzeitig ärgerlich sein und für sich selbst sorgen kann und auf diese Weise auch für die andere dasein kann.

Dies ist kein wirklicher Wettstreit. Sitze eine Weile mit diesem Paar zusammen und laß Dich von ihrem schmerzhaften, aufwühlenden, sich wiederholenden Strom von Zurückgehaltenem, Weggenommenem, umspülen. Fühle den machtvollen Zug dieser unbewußten Strömung von Entzug, Verlust, nicht genug zum Leben, den dieses Paar im Moment „wahrgenommener Differenz" erfährt. Dann spürst Du, diese Frauen ertrinken im Neid. Jede zerrt wie rasend an der anderen, um ihr Selbst zu retten. Das ist kein Wettbewerb zwischen zwei selbstbewußten Frauen, die die Gewißheit haben, daß *jede* fähig zum Überleben ist.
Ich glaube, daß meine KollegInnen, die hierin Wettbewerb zu erkennen meinen, eher dem Kampf zweier neidischer Frauen zusehen, die versuchen, besondere Qualitäten von der anderen zu erringen. Sie versuchen, Zuwendung, Lebendigkeit,

Kreativität zu bekommen, anstatt zu versuchen, diese Qualitäten in sich selbst zu entwickeln.
Eine Unterscheidung zwischen Wettbewerb und Neid mag rein semantisch erscheinen, aber ich glaube, daß sie sehr bedeutsam ist, weil die Verwechslung dieser beiden Prozesse zu einer fehlgeleiteten Interpretation dessen führen kann, was tatsächlich in der Beziehung geschieht. Wäre in dem früher erwähnten Beispiel Ellens Neid auf Sheilas Attraktivität in einer Beziehung zwischen zwei „ganzen" Ichs entstanden, dann hätte er vielleicht in einen Wettbewerb verwandelt werden können. Jede hätte dann ihren eigenen Sexappeal entwickelt anstatt anzunehmen, es sei nur genug für eine da und das sei Sheila. Wettstreit ist ein konstruktiver Prozeß, der bei „wahrgenommener Differenz" in einer Beziehung zwischen zwei Frauen auftaucht, die nicht genügend getrennt sind, wird ihre Interaktion eher auf der schwierigen, destruktiven, schmerzhaften Stufe des Neides bleiben.

Wettbewerb ob sie ihre eigene Fähigkeit, in der Öffentlichkeit zu reden, entwickeln sollte. Ich möchte einige Gründe dafür darlegen. Weiterhin möchte ich betonen, daß es für Frauen wesentlich ist, sich mit Wettstreit vertraut zu machen. Ganz besonders lesbische Paare müssen anfangen, Wettstreit als Weg zu sehen, um mit Neid umzugehen und die Entwicklung „ganzer", separater Personen in der Beziehung zu stärken.
Das folgende Gespräch wurde auf einer Party aufgeschnappt: „Es gibt keine Konkurrenz in unserer Beziehung. Wir haben unterschiedliche Karrieren. Aber Donna und Kate; beide sind Schriftstellerinnen. Ich glaube, sie wetteifern miteinander."
„Nein wirklich", stellt ihre Freundin stolz fest, „ich glaube, lesbische Paare sind nicht sehr konkurrent." Lesbische Paare und Frauen generell scheuen Konkurrenz, weil sie sie für einen Mechanismus halten, durch den eine etwas auf Kosten der anderen gewinnt. Mit anderen Worten, es existiert die Vorstellung, daß wenn jemand eine bestimmte Qualität erhält, er/sie diese jemand anderem weggenommen hat. Inzwischen ist uns dies als Paradigma für Neid vertraut, der bewußte oder unbewußt Gefühl der Wut auslöst; den Wunsch die andere zu verletzen und gleichzeitig den Schrecken, daß solches Fühlen und Denken das eigene Selbst, die andere und/oder die Beziehung vergiftet oder zerstört. Anstatt Wettstreit als eine Art von Bezogenheit zu erfahren, erleben diese Paare ihn eher als tödliche Getrenntheit, von der sie glauben, daß sie die Beziehung zerstören wird. In Wahrheit ist hier Neid – nicht Konkurrenz – das potentiell destruktive Element.
Es ist diese Verlustangst – Verlust der anderen, des Selbst, der Beziehung – die scheinbar die Wurzel der psychologischen Schwierigkeiten ist, die Frauen mit Konkurrenz haben. Ich vermute jedoch nicht, daß Wettstreit die Ursache für diese Art von Verlust ist. In vielen Beziehungen, die ich gesehen habe, kommt es zum Verlust genau deshalb, weil die Partnerinnen Angst hatten zu konkurrieren. Wahrer Verlust entsteht, wenn wiederholte Neidgefühle kein Ventil finden. Konkurrenz kann ein funktioneller Weg sein, Neid zu sublimieren und ein Gefühl eigener Identität in Beziehungen zu schaffen. Denn Wettbewerb entgiftet Neid wesentlich. Er umfaßt den intensiven Affekt, den Neid auslöst und verstärkt seine günstigen Aspekte.
Im Wettbewerb wird der neidische Wunsch, die andere zu verletzen, modifiziert, indem die Aggression auf die Aufgabe verlagert wird, die gewünschte Qualität in sich selbst zu entwickeln. Um konkurrieren zu können, muß frau die Qualität in sich selbst abrufen, die vorher der anderen zugesprochen wurde. Um an ein früheren Beispiel zu einnern: Ellen kann nicht dauernd zulassen, daß Sheila Ellens Sexappeal oder deren Flirten oder deren Weiblichkeit verkörpert, wenn die Beziehung länger bestehen soll. Am Anfang mag wohl Ellen unbewußt von Sheilas Leichtigkeit im Umgang mit Sex angezogen worden und von ihr abhängig gewesen sein. Sheila wurde für Ellen zum Brutkasten, zum Behälter, der eine geschützte Umgebung bereitstellte, in der Ellen sicher ihr Sexy-Sein ausprobieren konnte. Letztlich jedoch muß Ellen die Illusion aufgeben, sie könnte nur in Verbindung mit Sheila sexy sein.
Dies ist ein gegenseitiger Prozeß: Auch Sheila muß diese Illusion aufgeben. Denn

auch sie hatte die unbewußte Überzeugung, daß sie die Verantwortliche für Sexy-Sein in der Beziehung ist. Stattdessen muß Ellen verstehen lernen, daß – aus welchen Gründen auch immer – diese beneidete Eigenschaft in ihr selbst schlafend liegt. Was sie von Sheila bekam, war nicht die gewünschte Eigenschaft selbst, sondern die Erlaubnis, sie zu verlebendigen. Eine Eigenschaft in Ellen, vor der sie Angst hatte, hat nun in ihren Augen einen Wert erhalten, weil sie sie in Sheila schätzen konnte. Also muß Ellen riskieren, die Eigenschaft, von der sie sich ausgeschlossen fühlte, zu haben und zu zeigen. Und sie muß sich der langdauernden, komplizierten, oft mühsamen Aufgabe widmen, sie zu entwickeln.

Genau ist es das, was in einem wahren Wettbewerb geschieht. Es wird einem die Gelegenheit gegeben, kompetent zu werden. Es ist weder eine leichte Aufgabe, noch kann sie immer gelingen. Es besteht immer noch die Möglichkeit tiefer Enttäuschung. Aber diese hat kaum die Qualität des vergiftenden, zerstörenden Selbst- oder Objektverlusts, den wiederholte Episoden von unaufgelöstem Neid produzieren können. Indem frau die Herausforderung zu konkurrieren, kompetent zu werden, annimmt, macht sie zumindest die Erfahrung, einen bestimmten Aspekt ihres Ich zu entwickeln und wahrzunehmen, daß die andere durch ihren Erfolg nicht zerstört wird. Wenn es der einen besser geht, muß es der anderen deshalb nicht schlechter gehen.

Die folgende Geschichte, die mir eine Kollegin erzählte, macht begreiflich, auf welche Weise sich Konkurrenz aus Neid entwickeln kann und wie dadurch ein Paar die produktive Erfahrung von zwei getrennten Wesen in der Beziehung machen kann. Diese Frau erzählte mir von ihrem brennenden Wunsch, eine geschickte Rednerin zu werden. Und wie es so geht, ihre langjährige Partnerin war eine recht vollendete Rednerin. Meine Kollegin nahm eifrig an den öffentlichen Auftritten ihrer Partnerin teil, im stillen mit dem Glauben: „Sie ist ein Teil von mir. Daher ist ihre Darstellung auch meine." Wiederholte Erfahrungen dessen, was ich „wahrgenommene Differenz" genannt habe, zwangen diese Frauen zu lernen, auf die Illusion von Eins-Sein zu verzichten. Noch immer sitzt meine Kollegin mit großer Freude unter den Zuhörern, nun jedoch bewußt hoffend, diese Fähigkeit selbst zu erwerben. „Zu Anfang liebte ich es, hinzugehen, wenn sie sprach. Ich mochte es gerne, unter den Zuhörern zu sitzen und zu strahlen. Aber recht bald wollte ich es für mich selbst. Jedoch dachte ich, wenn ich mehr davon habe, hätte sie weniger. Wenn ich konkurriere, wird sie Schaden erleiden."

Dies impliziert natürlich den Glauben meiner Kollegin, ihre Fähigkeit, öffentlich zu reden ruhe in der Person ihrer Partnerin. Ihr Gefühl enthielt die Vorstellung, es gäbe nur genug „Redner-Begabung" für eine Person und ihre Partnerin habe sie. Als sie überlegte, ob sie ihre eigene Fähigkeit, in der Öffentlichkeit zu reden, entwickeln sollte, befürchtete meine Kollegin, ihre Partnerin könnte neidisch werden. Auch dies schien ein Grund, Konkurrenz zu vermeiden. Anfangs blieb die Interaktion dieses Paares auf der schmerzhaft schwierigen Stufe von Neid stehen. Meine Kollegin stellte fest, daß sie der Arbeit ihrer Partnerin zunehmend kritisch gegenüberstand und oft schmerzhafte Auseinandersetzungen vor ihren Auftritten provozierte. Schließlich konnte sie sich ihren Neid eingestehen. Sie und ihre Partnerin sprachen über die „wahrgenommene Differenz" zwischen sich und begannen, echte Konkurrenz zu entwickeln. „Jetzt wetteifern wir darum, wer die bessere Rednerin ist . . . Wir konkurrieren positiv und stacheln einander an. Es scheint, als lege die eine die Latte höher und die andere springt darüber." Ich meine damit nicht, daß jede Frau danach streben müsse, eine bestimmte Eigenschaft oder Fähigkeit genauso auszuleben wie es ihre Partnerin tut. Nur weil die eine ihre Partnerin um ihre Leidenschaft für öffentliches Reden beneidet, heißt dies nicht, daß sie selbst eine geschickte Rednerin werden muß. Es ist die Leidenschaft, die beneidet wird. Die Fähigkeit, Leidenschaft für etwas zu spüren, muß untersucht und entwickelt werden.

Wettbewerb verdichtet die Erfahrung zwei getrennter Ichs. Dieser Prozeß, hängt mit eigenständigen Personen, die aufeinander bezogen sind, zusammen. Die Illu-

sion von Eins-Sein mag zerbrechen, aber es ist wichtig, sich daran zu erinnern, daß im Wettbewerb „die Beziehung" bestehen bleibt. Es gibt ein Netz, das zwei Tennispartner trennt, und natürlich gibt es bei jeder Person Unterschiede in Stil und Spielfertigkeit. Aber es ist unmöglich, das Spiel ohne Partnerin zu spielen. Und während des Spiels entsteht gerade aus dem Bezug zur Partnerin das Gefühl, selbst eine getrennte und von anderen verschiedene Persönlichkeit zu sein. Wettbewerb ist also ein Prozeß, der Kompetenz fördert und Getrenntsein und Differenz im Kontext von Beziehung auslöst.

Ich gestehe, daß ich ein sehr komplexes Muster an Verhalten und Umständen vereinfache. Frauen werden sozialisiert, nicht zu konkurrieren, besonders nicht mit Männern. Diese kulturelle Erwartung hat ökonomische und gesellschaftlich-historische Wurzeln und läßt Frauen wenig oder keine konstruktiven Auswege aus ihren Neiderfahrungen. Tatsächlich entmutigt das Gesellschaftssystem gegenüber Wettbewerbsverhalten und ermutigt zum Neid, indem es Frauen dazu erzieht, sich selbst und einander zu entwerten. Aber ich vereinfache, um einen wichtigen Punkt hervorzuheben: Frauen allgemein und speziell lesbische Paare haben einen psychologischen Hang dazu, ihre Individuation der Fortsetzung einer Beziehung unterzuordnen. Diese Neigung wurde durch eine Kultur geschaffen und bestärkt, in der Frauen die primären Versorgerinnen sind. Diese Neigung liegt der weiblichen Selbstentwicklung zugrunde und führt zu „weniger differenzierten" Beziehungsmodi und begünstigt die den Frauen eingetrichterte Verantwortlichkeit für die Versorgung anderer. So kommt es, daß Frauen Getrenntsein und Individualität als Bedrohung für Bezogensein wahrnehmen. Warum könnte nicht Unterschiedlichkeit als eine besondere Art von Verbundenheit gesehen werden? Ist es nicht möglich, Wettbewerb als eine bestimmte Weise zu begreifen, das eigene Ich in Beziehung auszudrücken?

Ich möchte Konkurrenz als eine Art Bezogenheit sehen, in der zwei Frauen, im Bewußtsein ihrer Getrenntheit sich gegenseitig zu größerer Kompetenz motivieren, ohne Furcht vor Schaden an ihrem Selbst, der anderen oder der Beziehung. Die Partnerinnen sind im Prozeß des Wettbewerbs einzeln *und* verbunden. Der Prozeß selbst kann eine Getrenntheit aktivieren, die eher bezogen als reaktiv ist, ein Bewußtsein, sowohl der fortdauernden Präsenz der anderen als auch eines eigenständigen und ganzen Ichs.

Literatur

BALINT, Michael: Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse, Stuttgart 1966

CHODOROW, Nancy: Das Erbe der Mütter, München 1985

GILLIGAN, Carol: Die andere Stimme, München 1984

Barbara Gissrau

Wurzelsuche

Psychoanalytische Überlegungen zur lesbischen und heterosexuellen Identitätsbildung. – Ein Vergleich

Das Ende der Pathologisierung?

„Das Psychopathologische . . . ist nicht das Sexuelle, sondern allenfalls das, was das Sexuelle behindert, stört oder verunmöglicht." (Morgenthaler 1987, S. 99)
Wenn in der analytischen Literatur nach den Ursachen des Lesbischseins gefragt wird, haben die FragerInnen meist schon ein Vorurteil im Kopf, nämlich das Vorurteil des Defizits. Und sie fragen danach, welche „Krankengeschichte" weiblicher Homosexualität zugrundeliegt. In diesem Sinne bedarf sie jedoch keiner analytischen Erklärung, ebensowenig wie Heterosexualität. Sie ist, wie letztere eine bestimmte Ausdrucksform menschlichen Erlebens, und Verhaltens, seit Jahrhunderten in verschiedensten Kulturen gelebt und mehr oder weniger verehrt, akzeptiert, pathologisiert oder kriminalisiert.
Da in der Ursachenforschung meist nur nach dem Defizit gefragt wurde, ist es verständlich, daß viele Homosexuelle, jedoch auch PsychologInnen und SexualforscherInnen meinen, die Ursachenfrage ganz vernachlässigen zu können. Pagenstecher (1987) nennt diese Gruppe die „Kapitulierer", denn sie überlassen das Feld der Theoriebildung des Lesbischwerdens den „Defizienzanhängern". Diese Gleichgültigkeit gegenüber der Ursachenfrage hält sie politisch für verfehlt, denn: „jeder Art von Beratung, Therapie und Politik liegen ja bewußte oder unbewußte Ursachenkonzepte zugrunde, die die Richtung mitbestimmen, in die Beratung, Therapie oder politischen Maßnahmen sich bewegen . . . Und nicht zuletzt haben Vorstellungen über Ursachen auch Einfluß auf die Selbstwahrnehmung von Homosexuellen". (S. 15) Solange wir nicht das Positive dieses Lebensentwurfs sichtbar machen, „werden Appelle nach Gleichberechtigung und Gleichstellung von Homosexuellen ins Leere laufen, d.h. im Dschungel von Vorurteilen und Angst untergehen" (Pagenstecher S. 15).

In diesem Artikel entwickle ich Ansätze eines Denkmodells, das versucht, die lesbische Lebensweise als eine unter verschiedenen Formen menschlicher Lebensgestaltung zu begreifen. Allerdings beansprucht dieser Ansatz nicht universale Gültigkeit. Es ist ein Versuch, Ursachen über die lesbische Lebensweise darzustellen, die in unserer patriarchal-bürgerlichen Gesellschaft verankert sind. In anders strukturierten Gesellschaften mag Lesbischwerden ganz andere Ursachen haben. Auch kann es nicht alle Ausprägungen des Lesbischseins erklären. Es ist ein idealtypisches Modell von „gesunder"[1] lesbischer Identitätsbildung. Dabei ist mir bewußt, daß auch Lesben alle Formen von körperlichen oder seelischen „Störungen"[2] haben können, wie heterosexuell lebende Frauen auch, deren Ursachen jeweils individuell nachgegangen werden muß.
Unsere Kultur tendierte nach/neben einer Kriminalisierungsphase, die auch nach der Neufassung des § 175 StGB noch nicht ganz beseitigt ist (Dannecker 1980)[3] zur Biologisierung (Wollschläger 1983) und Pathologisierung, zu der psychoanalytische Theorien leider bis heute noch kräftig beitragen (Kuiper 1966, Fenichel 1975, Socarides 1971, Chasseguet-Smirgel 1984, Mc. Dougall 1985).
Bis heute wird meist ignoriert, daß schon 1973, also vor 16 Jahren die American Psychiatric Association Homosexualität als Krankheit aus ihrem Diagnoseschlüssel gestrichen hat und damit der Pathologisierungsbewgung nicht gerade den Todesstoß,

jedoch einen erheblich schwächenden Schlag versetzt hat. Im Gegensatz zu den derzeit immer noch gültigen diagnostischen Richtlinien der Weltgesundheitsordnung (ICD 9) erscheint im amerikanischen Diagnoseschlüssel nur noch die ich-dystone Homosexualität als behandlungsbedürftig. Diese wird so beschrieben: „Das Hauptmerkmal ist der Wunsch, die heterosexuelle Erregbarkeit zu erwerben oder zu steigern, so daß heterosexuelle Beziehungen eingeleitet oder aufrechterhalten werden können, bei einem gleichzeitig bestehenden Zustand eindeutig homosexueller Orientierung, den der Betroffene ausdrücklich als unerwünscht und als eine ständige Quelle von Schwierigkeiten bezeichnet."
Die Merkmale der ich-syntonen Homosexualität, die ein grundsätzliches Bejahen der Homosexualität enthalten, sind in diesem Diagnoseschlüssel nicht mehr erwähnt. Allerdings können Psychiater damit nicht die immer noch weit verbreitete gesellschaftliche Diskriminierung lesbischer Frauen, die in der Studie von Reinberg u. Roßbach (1985) beeindruckend dargestellt wird, aufheben.
Dieser Entpathologisierungsprozeß wurde durch die Einflüsse der Frauen-, Schwulen- und Lesbenbewgung stark vorangetrieben. Nach Gonsiorek (1985) waren schwule Psychiater maßgeblich an dem historischen Beschluß der Americanischen Psychiatrischen Vereinigung beteiligt.

In einem toleranten Klima der 60er Jahre konnte sich auch die psychologische Homosexualitätsforschung ausbreiten. Ihr Hauptinteresse drehte sich um die Frage, ob Homosexuelle „neurotischer" sind als Heterosexuelle. Denn erst dann wäre eine pathologische Ursachenforschung sinnvoll. Eine überwältigende Anzahl von Ergebnissen aus psychologischen und sozialpsychologischen Untersuchungen in den USA während der letzten 20 Jahre, die Homosexuelle und Heterosexuelle bezüglich aller nur erdenklicher Persönlichkeits- und Krankheitsmerkmale untersuchten, bestätigten, daß es keine signifikanten Unterschiede bezüglich „gesunder" oder „kranker" „Eigenschaften" zwischen Homo- und Heterosexuellen gibt. Allerdings befaßten sich nur ca. 1/4 der Untersuchungen mit weiblicher Homosexualität. (Gonsiorek, in Richardson 1987). Auch in diesen Untersuchungen gab es keine nennenswerten Unterschiede zwischen Lesben und heterosexuellen Frauen bezüglich seelischer oder körperlicher Krankheiten.
Wenn wir annehmen, daß sich die deutschen Lesben von den amerikanischen nicht wesentlich unterscheiden, dürfte es also unter ihnen etwa genausoviele „neurotische" und „gesunde" Frauen geben wie unter Heterosexuellen.[4] Daher erübrigt sich eine spezielle Suche nach Erklärungen des „Symptoms" Homosexualität. Und in der Tat sind in dem Zeitraum von 1979 bis 1983 in den USA Untersuchungen bezüglich der Diagnose Homosexualität nahezu ausgestorben (Watters 1986). Dafür interessiert die heutigen ForscherInnen ganz spezifische Probleme, z.B. die internalisierte und äußere Homophobie, lesbische Identitätsbildung, Probleme von Lesbenpaaren, Geschlechtsrolleneinflüsse, sexuelles Verhalten, homosexuelle Identität verstärkende Therapie, Ursachen von Diskriminierung in der Heterowelt, Möglichkeiten ihrer Veränderung, um nur einige zu nennen.
PsychoanalytikerInnen scheinen solche Realitäten offenbar nur sehr zögerlich bis gar nicht zur Kenntnis zu nehmen. Socarides (1971), dessen Theorien in meiner analytischen Ausbildung als die Lehrmeinung über Homosexualität gelehrt wurden, verbreitet weiterhin hartnäckig die groteske Anschauung von der „trostlosen Lage", in der sich alle Homosexuellen wegen ihrer schweren seelischen Störungen befinden, und er hat es sich zur Aufgabe gemacht, Homosexualität als „eines der quälendsten Probleme der Menschheit zu verstehen und zu beheben" (U. Gooß 1985). Angesichts dieser Dramatisierung kann ich mir nicht die Frage verkneifen, wen dieses Problem eigentlich so quält, den Autor oder die Homosexuellen.

Üblicherweise werden die psychologischen Forschungsergebnisse mit dem Argument abgetan, daß sie nur das bewußte Erleben der Versuchspersonen erfassen und

nicht die unbewußten Determinanten, die die Neurosen erzeugen. Jedoch auch Studien, die mit projektiven Tests[5] spezielle analytische Aussagen untersuchten, scheinen kaum zubeeindrucken. Riess & Safer (1974) faßten die Ergebnisse zusammen und fanden die Vorstellungen von der stärkeren männlichen Identifizierung und der oralen Fixierung bzw. Regression, die die klassische Theorie bei Lesben vermutet, nicht bestätigt. Allerdings fand man in den Fragebogenuntersuchungen interessante unterschiedliche Persönlichkeitszüge zwischen Lesben und Heterofrauen. Lesben beschrieben sich dominanter, unabhängiger, selbstbewußter, mehr innengeleitet (sie gaben z.B. seltener sozial erwünschte Antworten) als Heterofrauen. Sie antworteten mit Persönlichkeitszügen, die in unserer Gesellschaft eher Männern zugeschrieben werden, was nicht heißt, daß sie sich männlicher fühlten als andere Frauen. Angesichts der Brovermann-Studie (1970),[6] könnte frau schließen, daß Lesben eher gesunde Erwachsene sein wollten als (weniger gesunde) Frauen.

Eigentlich ist es verwunderlich, daß es bei der immer noch weit verbreiteten Diskriminierungspraxis in unserer Gesellschaft die meisten lesbisch lebenden Frauen offenbar schaffen, einigermaßen gesund zu bleiben. Sie haben kaum positive Identifikationsbilder, aus denen sie Bestätigungen und ein Wertgefühl ihrer eigenen Person entwickeln könnten, ohne die kein Mensch leben kann. Da sie offenbar ihr Leiden an der Gesellschaft nicht durch vermehrte Symptombildung individuell verarbeiten, jedenfalls nicht mehr als alle Menschen, müssen sie andere Strategien entwickelt haben, die es ihnen ermöglichen, mit wenig äußerer Verstärkung trotzdem ein ausreichend stabiles Selbstwertgefühl aufrechtzuerhalten, eine Herausforderung, mit der heterosexuell lebende Frauen, die zu ihrer Spiegelung und Verstärkung täglich die gesamte Umwelt zur Verfügung haben, nie konfrontiert sind. Analytische Vorstellungen von der angeblichen Ichschwäche der Homosexuellen, die ihren Trieben hilflos ausgeliefert seien, können angesichts dieser Realitäten nur als groteske Phantasien der Autoren verstanden werden.

Auf meiner Suche nach nicht pathologisierenden Denkansätzen zur lesbischen Entwicklung, wie sie für die Heterosexualität von der Psychoanalyse durchaus geliefert wurden (z.B. Freud 1905 u. 1915), fand ich Morgenthalers Ansatz bemerkenswert, der sich jedoch nur mit männlicher Homosexualität befaßt. Leider habe ich keine vergleichbare, analytische Theorie des Lesbischwerdens gefunden. So befaßte ich mich eingehend mit den „Defizienztheorien" und fand doch vereinzelte Splitter, die Hinweise für eine „gesunde" lesbische Entwicklung bieten könnten. Teilweise fand ich es sinnvoll, pathologisch gemeinte Äußerungen einfach als gesund anzusehen. Aus dieser geänderten Perspektive ergaben sich dann oft neue, spannende Überlegungen. Z.B. wurde von manchen Autoren (Krafft-Ebing, Kraepelin) ein sexuell übersteigertes Bedürfnis bei Homosexuellen (wohl meist Männern) beobachtet. Jones (1928) bescheinigte Lesben sexuelle Frühreife. Und ich fragte mich, was daran schädlich sein soll, sexuelle Gefühle so früh und so intensiv wie möglich wahrzunehmen. Ist sie doch eine der wichtigsten Quellen unserer Lebensenergie und unseres Wohlbefindens. Wenn wir also die frühestmögliche Wahrnehmung des Sexuellen als eine normale Reaktion betrachten, heißt dies, daß Heterosexuelle offenbar länger zur Wahrnehmung ihrer sexuellen Gefühle brauchen, daß sie vielleicht durch Umwelteinflüsse, die erforscht werden müssen, darin gehemmt wurden.

Als weiteren wichtigen Aspekt entdeckte ich, daß lesbische und heterosexuelle Entwicklungen der Frau viel verwandter sind als lesbische und homosexuelle Entwicklungen (des Mannes). So sollte Lesbischwerden nur im Rahmen umfassender Theorien zur weiblichen (heterosexuellen und lesbischen) Identitätsbildung untersucht werden, wie J. Brauckmanns Untersuchungen (1986) zeigten, die frühere, z.B. Anna Freuds Vorstellungen (1968) bestätigten. Danach unterscheiden sich die Biographien von Lesben und Heterofrauen kaum qualitativ sondern eher quantitativ.[7]

Ist das kleine Mädchen ein unvollständiger Mann, eine frustrierte Frau oder . . .?

Alle Mädchen in unserer Gesellschaft wachsen unter ähnlichen „Rahmenbedingungen" auf, d.h. grundlegende psychosexuelle und soziale „Prägungen", wie sie von verschiedenen analytischen Schulrichtungen beschrieben wurden, dürften bei allen ähnlich sein. Da diese Erklärungsversuche z.T. heute noch oder wieder Beachtung finden, skizzierte ich zunächst die wichtigsten Aussagen verschiedener psychoanalytischer Schulen zur weiblichen Entwicklung.

In den älteren Theorien zur Hetero- und Homosexualität (Krafft-Ebing, Kraepelin, Hirschfeld) wird der biologische Einfluß sehr betont. Man meinte, die Anziehungskraft zwischen Frau und Mann auf eine irgendwie chemisch-biologisch geartete Bindungskraft zurückführen zu können. Wer diese nicht spürte, war biologisch anders gebaut.

Das Verdienst von Freud ist, daß er diese mysteriöse Anziehung der Geschlechter infrage gestellt und nach rein psychologischen Erklärungen gesucht hat, wodurch unser Denken in ganz neue Bahnen gelenkt wurde. Wie ungewohnt solches Denken damals war und leider für viele heute noch ist, zeigt sich daran, daß manche seiner SchülerInnen, z.B. Karen Horney, Helen Deutsch, Melanie Klein, wieder hinter Freuds Standpunkt zurückgefallen sind und die biologische Grundlage der Heterosexualität hervorzerrten. Freuds Theorien über Weiblichkeit wirken heute z.T. antiquiert. Oft wird in der Kritik an Freud vergessen, daß er die patriarchal-bürgerlich geprägte Frau von damals und heute beschrieben hat. Allerdings ist zu kritisieren, daß er dieses Frauenbild als das Normale bezeichnete, wider besseres Wissen, da er von den feministischen Ideen der Frauenbewegung um 1900 durchaus wußte, diese jedoch belächelte.

Die Freudsche Theorie der weiblichen Entwicklung zur Heterosexualität jedoch liest sich wie eine schaurig, masochistisch gefärbte Geschichte. Ab der sogenannten phallischen Phase, d.h. wenn das Mädchen die Männer zu entdecken beginnt, scheint Leiden und Frauwerden identisch zu sein. Die Jahre davor, die Zeit der Beziehung zur Mutter, werden dagegen recht lustvoll beschrieben. Junge und Mädchen fühlen sich polymorph-pervers und dürfen es auch sein, d.h. sie können noch mit allem und jedem in ihrer Umgebung eine liebevolle Beziehung eingehen, ohne als krank zu gelten. Da die Mutter am meisten mit dem Kind zusammen ist, wird das 1. Liebesobjekt für Junge und Mädchen in der Regel eine Frau sein. Das Mädchen werbe genau so aktiv und leidenschaftlich um die Mutter wie der Junge.

Da Freud sich sexuelle Aktivität nur männlich vorstellen kann, ist das Mädchen zu dieser Zeit ein kleiner, allerdings unvollständiger Mann (da es keinen Penis, sondern nur die Klitoris zur Verfügung hat). Der Vater taucht erst nach ca. 3 Jahren (in der ödipalen Phase) im Bewußtsein des Kindes auf und wird von Junge und Mädchen als lästiger Rivale erlebt. Das sexuelle Begehren entwickelt sich nach dieser Theorie relativ unabhängig von äußeren Personen, hänge eher mit Körpersensationen (oral, anal, phallisch-klitoral) zusammen, und verlaufe für Junge und Mädchen bis zur Entdeckung des Geschlechtsunterschieds, was etwa im Alter von 2–3 Jahren geschieht, parallel.

Für den Jungen verläuft die weitere Entwicklung relativ einfach. Er muß sein 1. Liebesobjekt nur eine Weile „verdrängen", bis er ab der Pubertät dafür mit der Liebe zu anderen Frauen entschädigt wird. Übertragen wir diese Überlegungen analog auf das Mädchen, wäre es die natürlichste Sache der Welt, wenn alle Frauen homosexuell würden. Wenn wir schon von natürlich sprechen, ist die Liebe zu einer Frau das Natürlichste, weil Ursprünglichste für beide Geschlechter, meint Eisenbud (1982).

Erklärt werden muß eher die Heterosexualität bei Frauen (und die Homosexualität bei Männern), worum psychoanalytische Forscher seit Beginn der Existenz der Psy-

choanalyse ringen. Um herauszufinden, wie das Mädchen zum Mann kommt, ergingen sich Analytiker in akrobatischen Klimmzügen des Denkens, und es ist schaurigbewunderungswürdig, wieviel Phantasie sie dafür entfaltet haben, wissenschaftlich zu legitimieren, was ihrer Meinung nach sein mußte. In den Jahren von 1920–36 kam es darüber sogar zu einem „Weibstreit", der zu Abspaltungen und zur Herausbildung der Wiener und der Londoner Schule führte.

Die Wiener Schule (Freud, H. Deutsch) entwickelte den „phallischen Monismus", der besagt, daß das Mädchen mit Entdeckung des Penis sofort seine Benachteiligung sehe und auch einen haben wolle, also für beide Geschlechter der Penis aus den verschiedensten Gründen das signifikante Geschlechtsteil wird. Das Mädchen mache die Mutter für seine „Unvollständigkeit" verantwortlich, beginne sie dafür zu hassen und wende sich von ihr ab und dem Vater zu, um von ihm das Ersehnte zu erhalten. Dies reichte jedoch nicht aus, denn es muß noch seine Aktivität verlieren und seine Lust an der Klitoris, wenn es ein richtiges heterosexuelles Mädchen werden will, denn der Vater liebt offenbar nur ein Mädchen, das eigene, aktive Lustimpulse abgetötet hat. Laut Theorie unterliegt es einfach einem Passivitätsschub, denn vor lauter Wut über die mangelnde Ausstattung könne es seine viel zu kleine Klitoris nicht mehr leiden und würde sie und manchmal die gesamte Sexualität fortan ignorieren. Daraus entstehe später – leider – häufig Frigidität. Beide, Junge und Mädchen würden nun Weiblichkeit verachten. Der entstehende Haß des Mädchens auf sich selbst würde masochistische Strebungen verursachen. Nun möchte also das Mädchen vom Vater passiv geliebt werden (ob es überhaupt noch Wünsche haben kann?), und da es auch von ihm keinen Penis bekommt, verwandelt es seinen Wunsch in einen Wunsch nach einem Kind vom Vater und später von einem Mann, womit es endlich nicht nur in der Heterosexualität, sondern auch in der Kleinfamilienidylle gelandet wäre.

Dies vollziehe sich alles als natürliche Triebentwicklung der Frau. Die Umwelteinflüsse, die Wünsche von Vater und Mutter, Rollenvorstellungen der Gesellschaft, Machtverhältnisse und Gewalt als Beeinflussung blieben unberücksichtigt. Allerdings befand Freud, daß es den Anschein habe, daß das Mädchen, d.h. „die Konstitution sich nicht ohne Sträuben in die Funktion fügen wird". (GW Bd. 15, 124)

Die Londoner Schule (Jones, Horney, Klein) betonte, daß es eine angeborene Weiblichkeit gebe, daß Mädchen schon sehr früh nicht nur die Klitoris, sondern auch die Existenz der Vagina kennen würden. Zur Weiblichkeit gehöre von Anfang an eine oral-rezeptive Einstellung, die das Mädchen ihr ganzes Leben lang beibehalte. Zunächst nehme es die Brust auf. Wegen der Unzufriedenheit mit der mütterlichen Versorgung suche es ein befriedigenderes Organ, das es im Penis vermute. Daher werde der Vater schon sehr früh, Ende des 1. Lebensjahres zum Liebesobjekt. Das Mädchen ist also eine frustrierte Frau. Aus Angst vor der Rache der Mutter, aus deren Leib es den väterlichen Penis zunächst herausreißen möchte, und des Wissens um die Kleinheit der Vagina und die Größe des väterlichen Penis, entstehe Angst vor Verletzungen der Vagina, weshalb es sein Wissen um sie, und oft um ihre ganze Weiblichkeit verdränge, und dann oft wie ein engelhaft-dümmliches Wesen wirke.

Die Ideen der Londoner Schule erscheinen mir phantastisch-schwammig. Ich kann nicht nachvollziehen, warum der Penis oral befriedigender sein soll als die Mutterbrust. Sie haben die ursprüngliche Liebesbeziehung des Mädchens zur Mutter in ihrer Bedeutung herabgesetzt und das patriarchale Rollenklischee der Weiblichkeit unreflektiert als angeborene Qualität (oral, rezeptiv, passiv) übernommen. Diese seine Weiblichkeit dränge das Mädchen zur Bevorzugung des Penis und später des Mannes. Dadurch wird auf Ideen von der biologischen Anziehung der Geschlechter und gesellschaftlicher Vorurteile zurückgegriffen.

Die Objektbeziehungstheorie, mit den Namen R. Spitz, Balint, Mahler verbunden, gewann in den letzten Jahren zunehmende Bedeutung. In der direkten Kinderbeobachtung fand man, daß die Thesen von der relativen umwelt-unabhängigen Reifung der Triebentwicklung und der primären Parallelität der Triebreifung bei Mädchen

und Jungen nicht mehr haltbar sind, seit man weiß, wie sehr die Umwelt mit ihren Wünschen, bewußten oder unbewußten Phantasien und Erwartungen auf das Kind einwirken und seine Entwicklung beeinflussen kann. Die Triebhaftigkeit scheint nur die bewegende Energie für Entwicklung zu liefern, erst die Wahrnehmung seiner selbst und seiner Umwelt, also die Ausbildung von „Selbst- und Objektrepräsentanzen" im Gedächtnis der Person bringt einen Prozeß der Bewußtwerdung und Integration von vielen Erfahrungsmomenten des Individuums in einer spezifischen Umwelt in Gang, der Identitätsbildung genannt werden kann. Ein wesentlicher Teilbereich davon ist die Ausbildung der Geschlechtsidentität.
Schon von dem Zeitpunkt in der Schwangerschaft an, ab dem die Eltern heute oft wissen, welches Geschlecht ihr Kind hat, beginnen sie mit ihren Phantasien die Geschlechtsidentität des Kindes zu beeinflussen. Ein Beispiel einer meiner Patientinnen soll dies illustrieren:
J. hatte schon 2 Söhne geboren. Sie wollte noch ein Mädchen haben und tatsächlich, in ihrer 3. Schwangerschaft erfuhr sie bald, daß es ein Mädchen sein wird. Sofort begann sie in ihrer Phantasie mit dem Mädchen zu sprechen. Sie nahm sich viel Zeit, um die Schwangerschaft richtig erleben und „genießen" zu können. Alle Erfahrungen und Schönheiten, besonders die Geburt, die sie keineswegs schmerzhaft, sondern als orgastisches Erleben beschrieb, erklärte sie dem Mädchen und sagte ihr, daß sie dies alles auch einmal erfahren könne. Und sie erkannte, daß sie verständlicherweise solches ihren Jungen hatte nicht erzählen können.
Sobald Eltern, ErzieherInnen, LehrerInnen, die ganze Gesellschaft ein Kind als weiblich oder männlich definiert haben, stärken sie unbewußt und bewußt die kollektiven Geschlechtsrollenerwartungen durch Mimik, Gestik, durch Kauf von bestimmter Kleidung, Spielzeug, Zimmereinrichtung, Bücher usw. (U. Scheu 1977, Greenglass 1986), so daß immer weniger entschieden werden kann, was angeboren und was erworben ist. Die Geschlechtsidentität dürfte eine Mischung aus internalisierten Körperwahrnehmungen und Phantasien der Eltern und der Gesellschaft sein. Und da Junge und Mädchen von Anfang an in verschiedenen Umwelten leben, also verschiedenes erleben,[8] sind die „Wurzeln" und Kindheitsprägungen von heterosexuellen Frauen und Lesben vergleichbarer als die von Jungen und Mädchen oder homosexuellen Männern und lesbisch lebenden Frauen.

. . . eine zufriedene Lesbe?

Im folgenden skizziere ich die Grundzüge der weiblichen heterosexuellen Identitätsbildung, wie sie heutige feministisch-analytische Autorinnen (Gambaroff, Chodorow, Olivier, M. Mitscherlich, Hageman-White) sichtbar gemacht haben, um dann herauszuschälen, was bei der lesbischen Identitätsbildung evtl. anders verlaufen ist.
Da unsere Gesellschaftsstruktur sich noch nicht grundlegend geändert hat, ist in der Regel die erste Bezugsperson für Junge und Mädchen immer noch eine Frau. An einer Frau lernen beide Geschlechter, wie sich Lieben und Hassen anfühlt, d.h. die Urerfahrungen mit unseren stärksten Gefühlen sind in unserer patriarchal und auf Trennung des Produktions- und Reproduktionsbereichs angelegten Gesellschaft unauslöschlich mit einer Frau verknüpft, was weitreichende Konsequenzen für weibliche und männliche Identitätsbildung hat. Die Analysen der o.g. Autorinnen legen unsere gesellschaftlichen Verhältnisse zugrunde. In anders ausgestalteten Gesellschaften mit anders organisierter Kindererziehung dürften die kindlichen „Prägungen" und das darauf aufbauende spätere Verhalten ganz anders aussehen. Die zunehmend an Bedeutung gewinnende Ethnopsychoanalyse (M. Nadig 1986) beschäftigt sich mit derlei interessanten Fragen.
Aus der Sicht des Säuglings hat die Mutter unbegrenzte Macht. Sie war immer schon vorher da, sie weiß oft im voraus, was das Kind braucht und weiß offenbar auch bes-
 ser, was in ihm vorgeht. Die Mutter scheint nicht an zeitliche und räumliche Grenzen

gebunden zu sein. Solange das Kind noch nicht zwischen sich und der Mutter unterscheiden kann, also in Symbiose mit ihr lebt, ist dieser Zustand nicht bedrohlich. Es phantasiert sich als an der Allmacht beteiligt, womit die Grundlage für Selbstwert und Urvertrauen in die Welt gelegt wird.
Mit wachsender Unterscheidungsfähigkeit erkennt es jedoch, daß die Mutter einmal kommt, einmal nicht, daß sie einmal Befriedigung gewährt, einmal nicht. Da das Kind die Gründe für das Verhalten der Mutter, also ihre Grenzen noch nicht erkennen kann, wird sie nun äußerst gefährlich erlebt. Sie erscheint willkürlich, einmal lieb, einmal böse, und die Liebe zu ihr wird nun höchst ambivalent. Sie ist einmal die höchste Lustspenderin, die gute Fee, und daneben ist sie auch die egoistische, böse Zerstörerin, der das Kind hilflos ausgeliefert ist. Die Gefühle ihr gegenüber schwanken nun von höchster, hingebender Liebe zu ohnmächtiger Wut. Die wesentliche Entwicklungsaufgabe dieser Zeit ist es, Verhaltensweisen[9] zu entwickeln, um mit solch enormen Gefühlsschwankungen, besonders mit den kränkenden Ohnmachtsgefühlen irgendwie fertig zu werden.

Die Wahrnehmung des Geschlechtsunterschieds ist nach wie vor ein schicksalhafter Entwicklungspunkt, den Junge und Mädchen in ihrem jeweiligen Beziehungsgeflecht einzigartig und doch geschlechtstypisch verschieden verarbeiten.
Dem Jungen soll nach analytischer und feministischer Literatur größere Fürsorge gewährt werden als dem Mädchen. Dies könnte auf einen tieferliegenden Konflikt bei der Wahrnehmung des Geschlechtsunterschieds hinweisen. Denn Junge sein, heißt zu registrieren, einen anderen Körper zu haben als die Mutter, nie so werden zu können wie seine erste und tiefste Geliebte, immer ein Anderer, irgendwie Fremder zu sein. Die von U. Schmauch und mir selbst beobachtete aggressive, nervöse Hyperaktivität, und das übertriebene Imponiergehabe bei kleinen Jungen könnten Auswirkungen dieses Konflikts sein. Die narzißtische Kränkung der am Beginn des Lebens erfahrenen Ohnmacht einer Frau gegenüber, ohne den Trost, auch einmal solch eine Person werden zu können, scheint im Unbewußten ein Leben lang Ohnmachtsgefühle und daraus resultierenden Haß und Neid auf Frauen und den Wunsch, sich ihrer zu bemächtigen, zu produzieren. Vielleicht ist die Errichtung der kollektiven patriarchalen Kontrolle über Frauen u.a. ein grandioser Bewältigungsversuch dieser ersten narzißtischen Kränkung, die dem männlichen Ich angetan wurde. Anders ausgedrückt heißt das, daß auch im Erwachsenenalter Frauen nicht aus einer erwachsenen, sondern immer noch aus der Säuglingsperspektive begegnet wird.
Das kleine Mädchen hingegen erfaßt wohl früh, daß es einmal eine solch allmächtige Frau werden wird, wodruch es seinen Ohnmachtsgefühlen wohl weniger ausgeliefert ist. Vielleicht ist dieses tiefe Wissen die Ursache für die größere beobachtete Ausgeglichenheit der kleinen Mädchen in den ersten 2 Lebensjahren, die geringere Aggressivität, das stärkere Bezogensein. Es kann relativ lange in einer ungebrochenen Liebesbeziehung mit einer als allmächtig phantasierten Frau verweilen. So scheint das kleine Mädchen in den ersten Jahren eine relativ zufriedene Lesbe zu sein. Der Junge, der sich als der ganz Andere erlebt, kann sich weniger bezogen fühlen, muß schneller die Symbiose mit der Mutter verlassen, und im späteren Leben wird er, falls er Psychologe wird, die „Entwicklung zur Autonomie" als höchstes menschliches Ziel preisen. Das Mädchen, das die Tragweite dieser Realitäten erfaßt, wird fortan die Wut der Männer fürchten müssen. Als Abwehr, entfaltet es die „Maskeraden der Weiblichkeit" (Trigaray 1977), von denen die erste vielleicht der immer wieder beobachtete Penisneid ist, durch den sie den Männern beschwichtigend vermittelt, daß sie auch etwas Beneidenswertes haben. Auch die tiefsitzenden Schuldgefühle Männern gegenüber, die ich immer wieder bei Frauen beobachte, könnten hier ihre Wurzeln haben.
In der „ödipalen" Phase (zwischen 2–5 Jahre) kommt es häufig zu mehr oder weniger schmerzhaften Zusammenstößen zwischen Mutter und Tochter. Ihre zuneh-

mend selbstbewußten, verführerischen, lustvollen, sexuellen Äußerungen und Ansprüche an die Mutter können eine heterosexuell geprägte Mutter sehr verunsichern. Verdrängte homosexuelle und nach mehr Autonomie strebende Wünsche drohen ihr bewußt zu werden, die häufig ab ca. dem 3. Lebensjahr des Kindes zu vermehrten Partnerschaftskonflikten und Scheidung der Eltern führen, wie Schmauch (1985) beobachtet hat.
Wenn die Mutter die sexuellen Strebungen und allzu viel Selbständigkeit ihrer Tochter nicht erwidert, sondern bekämpft oder ignoriert und keine anderen Vorbilder für Weiblichkeit vorhanden sind, beginnt das Mädchen in Identifikation mit ihr, seine vitalen Lebensäußerungen zu verdrängen und nun das typische brave, indifferente Mädchen zu werden, wie es die Mutter auch einmal werden mußte. Auf der Suche nach einem neuen, sein Begehren erwidernden Objekt, wendet es sich dem Vater zu. Jedoch kann in unserer Gesellschaft wegen der Brüche in den Partnerbeziehungen jedes Kind nur brüchige Identifikationen mit Mutter und Vater zustandebringen. (Mitscherlich 1978)
Da der Vater weniger erreichbar ist, gibt er eine ideale Projektionsfläche ab für die Idealisierungswünsche des Kindes, er wird als „Container für besonders wirklichkeitsentrückte Gefühle" (Schmauch, S. 100) gebraucht. Er will jedoch zuerst seine Spielregeln durchsetzen. Denn nach den Untersuchungen von Chodorow haben Väter konservativere, ridigere Geschlechtsrollenbilder, die sie an ihren Kindern mehr oder weniger gewalttätig zu realisieren versuchen. Die Tochter merkt, daß sie auch bei ihm mit ihrer Aktivität, ihrer Impulsivität nicht landen kann. Sie muß sich auf seine Inszenierung einlassen, wenn sie wenigstens ein Liebesobjekt retten will, nachdem sie ihr Liebeswerben von der Mutter abgezogen hat. Damit ist sie auf dem besten Weg, Frauenverachtung, gepaart mit der heterosexuellen Lebensweise, nach dem Vorbild von Vater und Mutter in sich auszubilden, wenn sie keine alternativen Weiblichkeitsbilder in ihrer Umgebung hat. Als Erwachsene wird sie auf eine eigene Lebensgestaltung verzichten und warten, daß ein Mann ihr Leben füllt. Und der Mann nutze seine Macht, um mit der Frau (bzw. seiner Mutter) abzurechnen, damit sie nie wieder herrschen wird, meint Olivier (1987). Trotzdem wird sie diese Beziehung als ihre höchste Erfüllung ansehen müssen, da dies die Rollenvorschrift so will.

Die Prozesse weiblicher Identitätsbildung lesen sich in der neueren feministisch-analytischen Literatur nicht weniger schauerlich als zu Freuds Zeiten. Da ist von den Leerräumen des Ichs (Braukmann 1986), von der Frau, die ihr Begehren nicht kennt (Irigaray 1977) von der „weißen Wüste" (Olivier), von der Fremden, die „sich in geträumten Situationen mit den Augen Anderer sieht" (Prokop 1976, S. 144) die Rede, und frau muß sich fragen, ob es in dieser Gesellschaft überhaupt eine gesunde weibliche Entwicklung geben kann und was eigentlich darunter zu verstehen ist. Hauptsächlich zwei Bereiche werden nach wie vor als äußerst problematisch beschreiben. Der Druck zur Anpassung an die weibliche Rolle, die immer noch mit Passivität, Aufnahme, Hingabe, Abhängigkeit, Objektstatus verknüpft ist, blieb gleich. Was früher „Passivitätsschub" genannt wurde, der aus dem Innern des Mädchens gekommen sein soll, wird jetzt als Phase der mehr oder weniger gewalttätigen Erziehung zur Weiblichkeit erkannt. Gleich blieb auch die Wahrnehmung des ungleichen Verhältnisses im Begehren von Frau und Mann. Beide ersehnen sich in der Liebe offenbar die frühere Verschmolzenheit mit der Mutter herbei. Jedoch ist diese Sehnsucht beim Mann und bei der Frau mit verschiedenen Traumata verknüpft. Sie sucht in ihm die erotische Bestätigung, die die Mutter nicht geben konnte. Er kann sich nur punktuell, in abgespaltenen Orgasmen darauf einlassen, da sonst sein Trauma des ursprünglich Anderen gefährlich bewußtseinsnah werden könnte.
So ist das Dilemma der Heterosexualität nach Chodorow, Dinnerstein, Olivier: je mehr Intensität die Frau will, desto mehr muß er flüchten, und wenn sie ihn halten will, muß die Frau wieder ihre sexuelle Vitalität verdrängen. Eine gut angepaßte heterosexuelle Frau (die hoffentlich kaum mehr zu finden ist) hat perfekt gelernt, die

gewünschte Frauenrolle zu spielen, unter Aufgabe ihrer Vitalität und eines eigenständigen Identitätsgefühls.
Grundsätzlich stehen ihr zwei Auswege offen, die Hinwendung zum Kind und die zu intensiven Frauenbeziehungen. Wenn Lesbischsein tabuisiert ist, wird sie den Ausweg zum Kind wählen. Die heterosexuelle Frau kann nach Chodorow nur in der Dreierbeziehung Frau-Mann-Kind wirkliche Erfüllung finden, wodurch die patriarchale Kleinfamilienstruktur, in der die Frau sich danach sehnt, Reproduktionsarbeit zu leisten, sichergestellt ist.

Auch als Erwachsene zufrieden lesbisch?

„Wir waren von Kindheit an Rebellen. Diejenigen Homosexuellen, die sich verbergen und die Heteros spielen oder meinen, ihre Homosexualität sei unwichtig, verbergen die Wahrheit nur vor sich selber. Sie versuchen vorzutäuschen, daß ihre Homosexualität etwas mit Vererbung zu tun habe oder mit einer bösen Mutter. Alles dies gaukeln sie sich vor, nur nicht, daß sie aus einer Ekelreaktion gegen die uns aufgezwungenen Rollen heraus schwul geworden sind." (Martha Shelley 1981)
Was könnte in der Entwicklung vom Lesbischwerden anders gewesen sein? Die Anfänge waren wohl ähnlich. Jede Frau hat eine mehr oder weniger glückliche „Liebesaffaire" mit der eigenen Mutter gelebt, phantasiert, verleugnet, verdrängt, verschoben, je nachdem, wie Familie und Umgebung darauf reagiert hatten.
Den vielleicht frühesten „quantitativen" Unterschied zur Heterosexualität entdeckte ich bei E. Jones (1928), der mir bei R. J. Eisenbud (1982) und Morgenthaler wieder begegnete, nämlich die Idee von der sexuellen „Frühreife" der späteren Homosexuellen. Bei Jones ist es ein zu frühes und deshalb irgendwie schädliches Entdecken der oral-sadistischen Phase, Eisenbud nennt es die Ausbildung eines primären erotischen Objekts in der innerpsychischen Struktur, das im Dienste des Ichs steht. D.h. die Mutterbeziehung wird früh, etwa ab dem 18. Monat erotisiert, um traumatische Trennungserlebnisse in der „Wiederannäherungsphase" (Mahler 1972) zu bewältigen. Wenn die Mutter abwesend ist, beginnt das Kind in der Phantasie die Mutterbeziehung erotisch auszugestalten, z.B. indem es sich an liebevolle Umarmungen, erotische Körpererfahrungen beim Säubern usw. erinnert, um so das verlorengegangene Wohlbefinden, das es mit ihr hatte, wieder zu beschaffen. So wird das erotische Verlagen vom Ich benutzt, um die Verbindung zur Mutter aufrecht zu erhalten. Dazu ist die Ausbildung von bestimmten Ichfunktionen nötig, z.B. Wahrnehmung der eigenen Person als etwas von der Mutter Getrenntes, Erinnerung, Steuerung der Gefühle. D.h. die sexuelle Besetzung der Mutter geschieht auf einer höheren Organisationsstufe der Person und ist nicht mit Regression oder Fixierung an die frühere symbiotische Phase zu beschreiben, wie es in der analytischen Forschung geschieht. Die Erotisierung der Mutter ist also ein progressiver Schritt, der das Kind zur Ausdifferenzierung seines Ichs und seiner Trieborganisation veranlaßt.
Diese „primäre erotische Objektrepräsentanz" bildet die Matrize, auf die in späteren Liebesbeziehungen zurückgegriffen werden kann. Ich meine, daß jede Frau in sich ein solch primäres erotisches Erlebensmuster entlang der Erfahrungen mit der Mutter ausgebildet hat, und nur ihr Intensitätsgrad und der Grad der späteren Verdrängung entscheidet, ob dieses Erlebensmuster äußerlich verwirklicht wird oder zu den gut verpackten „Requisiten" gehört.
Heterosexuelle würden demnach länger in der symbiotischen, undifferenzierten Verschmelzungsphase mit der Mutter leben, was eine verzögerte Ichentwicklung, größere Schwierigkeiten mit Trennung und Autonomie und eine geringere sexuelle Besetzung des Liebesobjekts zur Folge haben könnte. Im Erwachsenenalter wäre weibliche Heterosexualität mit geringeren sexuellen, dafür mit größeren Abhängigkeitswünschen verbunden. Braukmann stellte in ihren Interviews ähnliches fest,

nämlich heterosexuellen Frauen war die Sexualität insgesamt weniger wichtig.
Die „Idee", die Mutter erotisch als vorhanden zu phantasieren, wenn sie nicht da ist, erscheint mir als eine gute, entwicklungsfördernde Lösung im Umgang mit Trennungsschmerzen. Es ist nicht die einzige Lösungsmöglichkeit. Manche Kinder entwickeln „autistisches Schaukeln", oder beginnen wieder einzunässen oder lernen „alles in sich hineinzufressen" oder werden ganz schnell selbständig und spalten alle kindlichen Gefühle ab. Daraus können dann später massive Probleme entstehen. Die Strategie der erotischen Phantasiebildung erscheint mir weniger problematisch als manch andere „Lösungen". Allerdings dürften die Eltern mit ihrem lobenden oder tadelnden Verhalten die Wahl der „Strategie" des Kindes beeinflussen.

Welche Faktoren könnten die „lesbische Strategie" der erotisch phantasierten Mutterbeziehung begünstigt haben? Greenacr (zitiert nach Eisenbud) stellte fest, daß die Mütter dieser Kinder recht früh erotisch verführerisch, z.B. beim Baden, Pudern, Ankleiden, mit ihnen umgingen. Solche Mütter leben wohl unbewußt homoerotische Wünsche an ihren Töchtern aus, womit sie früh deren Erotik stimulieren. Sexuelle Neugierde treibt Trieb- und Ichentwicklung voran, was vielleicht die selbstbewußtere sexuelle Aktivität, die lesbischen Frauen von vielen bescheinigt wird, erklärt. Ch. Wolff (1973) fand, daß Lesben aggressiver, sexual aktiver, emotional expressiver als Heterofrauen waren. Frigidität, keinerlei emotionale Bindung wurde häufiger von Heterofrauen angegeben.
So konnte ich die von Morgenthaler (1987) gefundene Ansicht, daß Homosexuelle in ihrer frühesten Kindheit, zum Ausgleich von schmerzhaften Trennungserlebnissen übermäßige autoerotische Aktivitäten entwickeln, nicht auf die lesbische Entwicklung übertragen. Die spätere lesbische Frau hat eher eine früh sexualisierte Beziehung entwickelt, die ihr als Gleiche unter Gleichen erschien. Denn die sexualisierte Beziehung half ihr neben der Bewältigung früher Trennungschmerzen wohl auch dazu, die vermutete Allmacht der Mutter und die Ohnmacht des Kleinkindes zu reduzieren. Denn in der sexualisierten Beziehung ist das Kind ja nicht nur nehmend, sondern auch gewährend, es gibt der Mutter sexuelle Lust und erfährt damit narzißtische Ausdehnung. Nicht die autoerotische Abgrenzung und der daraus entstehende spätere Wunsch nach Autonomie scheint das Wesentliche in der lesbischen Lebenswahl, sondern der Wunsch nach Selbstentfaltung in einer Beziehung mit einer Gleichen.
Eine andere Ursache der frühen sexuellen Erregung könnte die von Ch. Wolff gefundene Tatsache sein, daß die meisten ihrer interviewten Lesben hätten Jungens werden sollen, was ich bei meinen Patientinnen bestätigt fand. Mit Junge phantasieren Eltern immer noch bestimmte Freiheiten, Aktivitäten, und erotisches Verhalten der Mutter gegenüber. Die Eltern sind enttäuscht und versuchen, ihre Wünsche z.T. doch am Mädchen zu realisieren, weshalb Mütter solcher Mädchen sich recht ambivalent verhalten, sie können sich ihrem Kind gegenüber erotisch stimulierender verhalten, es freier, jungenhafter, aber auch vernachlässigter erziehen. Und so berichten die meisten Lesben, in ihrer Kindheit wild und jungenhaft gewesen zu sein, Jungenspiele, Jungenbücher und Jungenfreundschaften gehabt zu haben, was nicht heißt, daß sie sich übermäßig danach gesehnt hätten, ein Junge zu sein. Es war ihnen eher selbstverständlich, aktivere Spiele, draußen in der Natur zu spielen, ohne sich darum zu kümmern, ob sie sich auf gesellschaftlich definiertem Mädchen- oder Jungenterritorium befinden. Die Zuschreibungen, was ein Junge und was ein Mädchen tut, wurden eher später in der Pubertät an sie herangetragen als bei den übrigen Frauen und auch weniger rigide durchgesetzt, was mit der besonderen Struktur der Eltern zusammenhängt.
Die erste Weichenstellung dürfte also in der Ausbildung einer erotisch intensiver gestalteten primären Beziehung in der präödipalen Phase der „Wiederannäherung" (Mahler) liegen. Die zweite Weichenstellung scheint in die ödipale Phase, also in die
 Zeit zwischen 2–5 Jahren zu fallen, und ähnelt dem Trauma aller Mädchen. Auch die

Mutter der später lesbisch lebenden Frau kann sich ihre homosexuellen Tendenzen nicht allzu bewußt machen, wenn sie nicht die gesamte Familienstruktur gefährden will, weshalb sie nun das heftige Werben der Tochter abwehrt und vielleicht zur Kompensation den Mann und die Brüder bevorzugt. Diese Zurückweisung wird jedoch wegen der vorherigen besonderen sexuellen Stimulierung besonders katastrophal erlebt. Lesben erzählen in der Erinnerung an diese Zeit vom Verrat oder von ihrer Zerstörung (Mc. Dougall) durch die Mutter.

Mit zunehmender Reifung erfaßt die Mutter nun immer deutlicher die ambivalente Persönlichkeit der Mutter. Bei H. Deutsch (1932) und Mc. Dougall fand ich meine Beobachtungen bestätigt, daß Lesben nicht nur in einem unbewußten sondern oft auch in einem äußeren Matriarchat aufwachsen. Die Mütter sind äußerlich oft dominante, starke, aktive Persönlichkeiten, sorgen häufig für Haushalt und Lebensunterhalt, was ihnen oft weniger Zeit und Nähe für ihr Kind läßt, weshalb sie meist eher fern, kühl und emotional bedürftig beschrieben werden. Ihre Sehnsucht nach Nähe und Zärtlichkeit scheinen sie in Dominanz, Leistung zu verwandeln. Auch mit einer sie gänzlich absorbierende Krankheit können solche Frauen die ganze Familie kontrollieren und gleichzeitig unnahbar sein.

Das Kind eignet sich beide Seiten der Ambivalenz an, es registriert den Wunsch und seine Abwehr, und beides wird sich als Verhaltensmöglichkeit in seiner Erinnerung festsetzen. Eisenbud meint, daß alle Menschen ein „äußeres Schauspiel" des konkreten Handelns und ein verdrängtes „inneres Schauspiel" der Phantasien inszenieren. Sie können auf der „äußeren Bühne" Heterosexualität leben und auf der inneren homosexuelle Phantasien genießen und umgekehrt. Und vom Verlauf der weiteren Lebensgeschichte hängt es ab, was auf der äußeren und was auf der inneren Bühne gerade gespielt wird.

Das erotische Fallengelassenwerden von der Mutter und die Hinwendung zum Vater in der ödipalen Phase ist bei allen Töchtern mehr oder weniger intensiv zu beobachten. Relativ gleich ist auch das Verhalten der Väter, nämlich die Durchsetzung seiner Forderungen nach der Erfüllung kollektiver Weiblichkeitsbilder. Allerdings konnten oder wollten sich Väter von Lesben weniger rigide behaupten, als Väter von Frauen mit heterosexueller Liebeswahl, was die weitere Entwicklung modifiziert. Er wird meist als schwach beschrieben, unfähig, bei der Ablösung von der dominanten Mutter zu helfen. Da er sie enttäuscht hat, wird sie ihn mehr oder weniger verachten und als Liebesobjekt fallen lassen. Als „positive" Auswirkung braucht sie sich wohl die „Normen der Weiblichkeit" mit weniger Härte und Konsequenz anzueignen. Bis zur Pubertät wird sie nun immer wieder zwischen Mutter und Vater hin- und her oszillieren, oder sich wieder ganz der Mutter zuwenden, da mit ihr wenigstens früher einmal eine gute erotische Beziehung möglich war. Die oft unnahbare Mutter wird nun verdeckter umworben. Vielleicht bietet sich das Mädchen als Seelentrösterin an oder als geschickte Handwerkerin oder als Vermittlerin im Ehekonflikt.

Die Weichenstellung der ödipalen Phase dürfte also darin liegen, daß eine ehemals stark und sinnlich erlebte Mutter das allzu sichtbare erotische Werben zurückweist und der Vater sich nicht stark genug erweist, dem Mädchen die erotische Beziehung zu ersetzen.

In der Pubertät kann es dann zu Kämpfen mit dem Vater um die weibliche Rollenerwartung kommen. Da ihr Selbstbewußtsein schon genügend erstarkt ist, wird sie sich meist erfolgreich widersetzen. H. Deutsch beobachtete ähnliches und meinte dazu, daß diese frauen vor „der masochistischen Gefahr des Passivitätsschubs zurückschrecken". Heißt dies, wer nicht masochistisch werden wollte, wurde lesbisch? Hat also Lesbischsein viel mit einer tiefen und frühen Ablehnung der patriarchal definierten weiblichen Rolle zu tun? Freud beschreibt seine einzige – übrigens nicht erfolgreich behandelte – weibliche Homosexuelle: „lebhaft, rauflustig . . . Sie war eigentlich eine Frauenrechtlerin, fand es ungerecht, daß die Mädchen nicht dieselben Freiheiten genießen wollten wie die Burschen, und sträubte sich überhaupt gegen das Los der Frau". (GW Bd. 12, S. 298)

Da sie besonders ab der Pubertät dem sozialen Rollendruck genauso ausgeliefert sind wie die Mädchen mit heterosexueller Wahl, versuchen viele spätere Lesben mehr oder weniger lang ihre Beziehungswünsche mit einem Mann zu verwirklichen. Heterosexualität impliziert jedoch Verschiedenheit, die bei uns mit Arbeitsteilung und einer Werthierarchie zugunsten des Mannes verbunden ist. Da die lesbisch geprägte Frau nach der ebenbürtigen, herrschaftsfreien, unkontrolliert lustvollen Beziehung sucht, die in ihrer Phantasie mit einer Frau einmal möglich war, wird sie bei passender Gelegenheit, oft nach Jahren heterosexuellen Lebens, die lesbische Lebensweise bevorzugen.
Da Frauen mit lesbischer Liebeswahl in der Pubertät die Erziehung zur Weiblichkeit nur brüchig internalisiert haben, sei es, weil die Mutter selbst Identitätsschwierigkeiten mit der geforderten Weiblichkeit hatte und der Tochter einen heimlichen Emanzipationsauftrag vermittelte (Pagenstecher 1980) oder daß sie vom Vater so enttäuscht wurden, daß sie seine Forderungen nicht mehr internalisierten und sich wieder der Mutter oder anderen Frauen zuwandten, oder daß sie von beiden so enttäuscht wurden, daß sie fortan sich auf sich selbst beziehen und in einer anderen Frau hauptsächlich das narzißtische Spiegelbild suchen, gewannen sie damit die Chance einer individuell befriedigenderen Identitätsentwicklung als es ihnen die Heterowelt mit den starren Rollenbildern zu bieten vermag. Es heißt jedoch nicht, daß alle Lesben diese Chance ergreifen.
Die etwas anders verlaufenen Entwicklungsschritte in der präödipalen, ödipalen und pubertären Phase könnten das von Mc. Dougall (1985) und von mir beobachtete starke subjektive Identitätsgefühl von vielen Lesben verstärken oder sogar verursacht haben, durch das sie in einer sie nicht bestätigenden Umwelt trotzdem ein relativ normales Leben führen können. Frauen, die heterosexuell leben, scheinen irgendwann einmal in ihrer Entwicklung resigniert zu haben. Vielleicht traf sie der Gesellschaftsdruck der Weiblichkeitserziehung in einer Phase, in der es noch zu wenig stabile Abgrenzung gegenüber den Eltern gab. Vielleicht hatten sie zu wenig „brüchige" d.h. zu angepaßte Eltern, die ihnen kaum Raum zum Phantasieren anderer Weiblichkeitsbilder boten, oder ihre aggressiven Potentiale wurden zu früh unterdrückt, so daß sie Harmonie mit den Eltern bevorzugten und Auseinandersetzung und Konflikt vermieden, der in einer individuellen Entwicklung unumgänglich ist.
In den analytisch-feministischen Denkmodellen dreht sich die Kritik immer wieder um eine patriarchal erzogene Mutter mit internalisierter Frauenfeindlichkeit und Mangel an erotischer Bestätigung, was sie an ihre Tochter weitergibt, wodurch diese nur zu einer „negatorischen" Identitätsbildung findet. Phyllis Chessler hat wohl diese Tendenzen mit ihrer Aussage: „das Erbe der Mutter ist die Resignation" auf den Punkt gebracht. Ich vermute, daß sie damit hauptsächlich das Lebensgefühl von heterosexuell lebenden Frauen ausdrückt. So scheint der wesentliche Vorwurf der Heterosexuellen der Mutter zu gelten, die ihr nur ein schwaches, unsicheres, abhängiges Frauenbild vermitteln konnte. Der wesentliche Vorwurf der lesbischen Frau dürfte dem Vater gelten, der sich als unfähig erwies um für ein alternatives akzeptables Liebesobjekt infrage zu kommen.
Da der Vater der später heterosexuell lebenden Frauen in ihren Familien meist eine anerkannt dominante Rolle spielen kann, unterwerfen sie sich seinen konservativen Geschlechtsrollenforderungen, womit sie ihre individuelle Entwicklung in die gesellschaftlich vorgestanzten Matrizen der Geschlechtsrolle einfließen lassen, was ja auch seine Reize hat. Heterosexuell lebende Frauen bewahren sich damit die Harmonie mit der Umwelt und leben im Konflikt mit den Seiten ihres Ichs, die nicht in die Geschlechtsrolle passen, lesbische Frauen wählen vielleicht die Bewahrung ihres Ichs und damit den ständigen Konflikt mit der Umwelt.

Mein Denkmodell entstand aus den Erfahrungen mit meinen Patientinnen, reflektiert Erkenntnisse aus vielen Gesprächen mit lesbisch lebenden Frauen und aus der Literatur. Es müßte noch empirisch untermauert werden. Falls es den empirischen

Erfahrungen standhalten sollte, wären dadurch nicht nur viele Aspekte der weiblichen Homosexualität zu revidieren. Auch manche Sichtweisen der Heterosexualität müßten infrage gestellt und noch einmal neu durchdacht werden.
Je rigider es den Geschlechtern verwehrt ist, sich an sich selbst zu erkennen, desto umfassender werden sie kollektive „Mythologien" voneinander fordern, desto verzerrter wird individuelle Entwicklung möglich sein. Die Spiegelungen des Mannes erzählen der Frau, was sie nicht ist. Solche Zuschreibungen weiß schon der 5-jährige Junge im Kindergarten erfolgreich einzusetzen (Weiber sind blöd).
Was Frauen in den letzten Jahren an Selbstwertgefühl gewonnen haben, erhielten sie in der Regel nicht aus Männerbeziehungen, meinte Gisela Erler (in einem Radiointerview am 11. Juli 1989). Es entstand, indem sie sich aufeinander einließen. In den Spiegelungen des eigenen Geschlechts ist wohl das Eigene umfassender erkennbar.

Anmerkungen

1) *Unter „gesund" verstehe ich hierbei Frauen, die ihren Alltag größtenteils ohne medizinische oder psychologische Hilfen bewältigen können und die sich selbst als gesund bezeichnen. Da es in der Psychotherapiescene in Deutschland noch nicht allgemeingültiges Wissen ist, daß es auch gesunde Lesben gibt, vielmehr Homosexualität meist generell als mehr oder weniger stark ausgeprägte „Identitätsstörung" angesehen wird, muß ich in diesem Artikel betonen, daß mein Modell die „gesunde" lesbische Identitätsbildung betrifft.*

2) *Unter „Störung" verstehe ich als Therapeutin Verhalten oder Gefühlszustände, die Frauen an sich verändern möchten, dies jedoch nicht alleine schaffen und daher fachliche Hilfen aufsuchen.*

3) *Mit „Kriminalisierung" meine ich die Sichtweise, wie sie sich in unseren gegenwärtigen Gesetzen niederschlägt. In weiten Kreisen der Bevölkerung dürften noch erheblich stärkere Kriminalisierungstendenzen vorhanden sein, die je nach Regierung schnell wieder in „schärferen" Gesetzen zum Ausdruck kommen können, was in England schon geschehen ist. Aids wird dabei wohl eine willkomene Argumentationshilfe sein.*

4) *Diese Ergebnisse sind in Deutschland offenbar auch unter den Betroffenen kaum bekannt. Unter den lesbischen Frauen meines Umkreises herrscht immer noch die Auffassung, daß es unter Lesben mehr Alkoholikerinnen, Tablettenstüchtige und Selbstmordgefährdete gibt wie unter den heterosexuell lebenden Frauen.*

5) *In solchen Tests werden unspezifische Bilder, z.B. Tintenkleckse vorgegeben mit der Aufforderung, zu beschreiben, was diese darstellen. Damit erhofft man sich Einblicke in unbewußte Probleme der Klienten.*

6) *Darin wurden die Vorstellungen von Ärzten über psychische Gesundheit untersucht. Sie sollten gesunde Erwachsene, gesunde Männer und gesunde Frauen beschreiben. Es ergab sich, daß gesunde Männer und gesunde Erwachsene ähnlich, gesunde Frauen jedoch ganz anders beschrieben wurden. Demnach könnte eine gesunde Frau nicht gleichzeitig auch eine gesunde Erwachsene sein!!*

7) *Damit meine ich, daß es häufig um ein mehr oder weniger an erlebter Fürsorge, Liebe, Gleichgültigkeit oder Aggression geht als um qualitativ andersartige Gefühle oder Situationen bei Lesben und Heterosexuellen.*

8) *Was genau als verschieden erlebt wird, dazu gibt es viele, sich widersprechende Untersuchungen. U. Scheu meint, daß Mädchen mehr Zwang, Gängelung und weniger Fürsorge erhalten, Mahler fand, daß Mädchen mehr Zärtlichkeit bekommen. Maccoby et.al. (in Greenglass) fanden keine Unterschiede in der emotionalen Zuwendung.*

9) *Spaltung und Projektion ist eine beliebte „Strategie". Dabei wird die „böse" Mutter abgespalten und auf jemand Fremden oder die Umwelt projiziert.*

Literatur

BRAUCKMANN, Jutta: Die vergessene Wirklichkeit, Münster 1984

BROVERMAN & BROVERMAN, I. K.: Sex-role stereotypes and clinical judgements of mental health, in: J. of Consulting an Clinickl Psychology, 1970, Vol 34, Nr. 1, S. 1–7

CHASSEGUET-SMIRGEL, J.: Kreativität und Perversion, Frankfurt 1984

CHODOROW, Nancy: Das Erbe der Mütter, München 1985

DANNECKER, Martin: Warum die Therapie der Homosexualität die Lage der Homsoexuellen verschlechtert, in: V. Sigusch (Hrsg.): Therapie sexueller Störungen, Stuttgart 1980

DERS.: Der Homosexuelle und die Homosexualität, Frankfurt 1986

DEUTSCH, H.: Über die weibliche Homosexualität, in: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, 18, 1932

DINNERSTEIN, D.: Das Arrangement der Geschlechter, Stuttgart 1979

EISENBUD, Ruth-Jean: Early and later Determinants of Lesbian Choice, in: Psychoanalytic Review, Vol 69,1, S. 85–101, 1982

FENICHEL, Otto: Psychoanalytische Neurosenlehre, Freiburg 1974

FREUD, Anna: Wege und Irrwege in der Kinderentwicklung, Stuttgart 1968

FREUD, Sigmund: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, 1905, GW, Bd 5, 1972

DERS.: Die Weiblichkeit, 1915, GW, Bd. 15, 1972

DERS.: Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität, 1917, GW, BD 12, 1972

GOOSS, Ulrich: Psychoanalyse in Schwulitäten, in: Psyche, 1985, Jg. 39, 6, S. 553–560

GONSTOREK, J. C.: Gay and Lesbian Clients, New York 1985

GREENGLASS, E.: Geschlechtsrolle als Schicksal, Stuttgart 1986

IRIGARAY, Luce: Das Geschlecht das nicht eins ist, Berlin 1977

JONES, Ernest: Die erste Entwicklung der weiblichen Sexualität, in: International Journal of Psychoanalysis, 14, S. 11–25, 1928

MAHLER, Margret: Symbiose und Individuation, Stuttgart 1972

MC. DOUGALL: Plädoyer für eine gewisse Anormalität, Frankfurt 1985

MITSCHERLICH-NIELSEN, Margret: Zur Psychoanalyse der Weiblichkeit, in: Psyche, 8/78, S. 669–694

MORGENTHALER, Fritz: Homosexualität, Heterosexualität, Perversion, Frankfurt 1987

NADIG, Maya: Die verborgene Kultur der Frau, Frankfurt 1986

OLIVIER, Christiane: Jokastes Kinder, Düsseldorf 1987

PAGENSTECHER, Lising: Der geheime Auftrag der Mütter, in: Psychologie Heute, Jg. 7, Bd. 6, S. 22–26, 1980

DIES.: Lesbische Frauen in der Bundesrepublik: Soziale und psychische Lebensbedingungen, in: Schlangenbrut Nr. 17,5, 1987

PARIN, Paul: Kommentar zu „Psychoanalyse in Schwulitäten", in: Psyche 6, Jg. 39, S. 561–564, 1985

PROKOP, Ulrike: Weiblicher Lebenszusammenhang, von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche, Frankfurt 1976

QUINODOZ, J. Michel: Identifizierung und Identität in der weiblichen Homosexualität, in: Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis, I, S. 82–94, 1986

REINBERG, U. ROSSBACH: Stichprobe: Lesben, Pfaffenweiler 1985

RICHARDSON, D.: Recent Challenges in Traditional Assumptions about Homosexuality, in: J. of Homosexuality, vol 13 (4), S. 1–12, 1987

RIESS, B. F. u. SAFER, J.: Psychological Test Data on female Homosexuality, in: Journal of Homosexuality, Vol 1,1, S. 71–85, 1974

SCHEU, Ursula: Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht, Frankfurt 1985

SHELLY, Martha: Schwulsein ist schön, in: Frauenliebe, Berlin 1981

SCHMAUCH, Ulrike: Frühe Kindheit und Geschlecht, in: Theorien weiblicher Subjektivität, Frankfurt 1985

SOCARIDES, C. W.: Der offen Homosexuelle, Frankfurt 1971

WATTERS, Alan: Heterosexual Bias in Psychological Research on Lesbianism and Male Homosexuality (1979–1983), Utilizing the Bibliographic and Taxonomic System of Morin (1977), in: Journal of Homosexuality, Vol. 13 (1), 1986

WOLLSCHLÄGER, Martin: Fetischismus, Transvestitismus, Transsexualität, Homosexualität, Köln 1983

WOLFF, Charlotte: Psychologie der lesbischen Liebe, Reinbek b. Hamburg 1973

M.A.F. Räderscheidt

„Bis zum Hals und über beide Ohren“, Linolschnitt, 1989

Ekstase

Innere Bewegung des Körpers, wenn er äußerste Harmonie erreicht. In Ekstasen wurden Augen gesehen, die herausfielen, Ohren, die länger, Herzen, die auf der Brustoberfläche sichtbar wurden, Bäuche, die sich in voller Geschwindigkeit um den Nabel drehten, und all das, ohne daß es für die betroffenen Personen den Tod zur Folge hatte. Es scheint, daß dieser Zustand nicht gefürchtet zu werden braucht.

Fallen

Wenn du schon fällst, fall lieber in die Arme deiner Liebesgefährtin, vorwärts oder rückwärts mit offenen oder geschlossenen Augen. Wenn das nicht möglich ist, fällt eine am besten in Blatt-, Sand-, Heu-, Schneehaufen.

Haben

Die Evolution dieses Verbs steht in Zusammenhang mit der gewaltigen Revolution, die nach der Nacht des Wegzaubernden Pulvers stattgefunden hat. „Haben" in seiner Bedeutung von „besitzen" war früher ein Schlüsselwort, sowohl in praktischer als auch in philosophischer Hinsicht. Die Liebesgefährtinnen trafen die Entscheidung, dieses Wort nicht mehr zu gebrauchen, außer als Hilfsverb, das ermöglicht, über die Vergangenheit zu sprechen.

Knie

Unter Schwäche der Kniegelenke oder -bänder verstehen die Liebesgefährtinnen eine reflexartige Reaktion auf eine unerwartete Begegnung. „Die allerliebste Lucy und die allerliebste Joan trafen sich in einer Allee. Beiden wurden die Knie weich. Stephanie verschwand plötzlich." (Bérengère, *Chronik einer Allee*, Etrurien, Gloriose Zeit.)

Quelle: Monique Wittig, Sande Zeig, Lesbische Völker, München 1983, S. 34 u. S. 42 u. S. 63 u. S. 83 (vergriffen)

Lea Morrien

Warum ich Auslandskorrespondentin geworden bin

Auslandskorrespondentin wollte ich werden und war ent-täuscht, als ich mich in einer Beziehung statt im Ausland wiederfand.
Also, wohin wollte ich reisen, worüber berichten, wenn nicht dahin und darüber.
Das Unbekannte ist das Eigene – für mich als lesbische Frau.
Mich kennenlernen, mich in Auseinandersetzung mit anderen lesbischen Frauen, mich in Nähe erleben und daran begreifen, wer ich jenseits der engen Grenzen eines vaterdiktierten Frauenbildes bin.
Immer wieder zieht es mich zu Chea mit spürbarer Kraft/obschon da gerade auch schmerzhafte Auseinandersetzungen warten.
Grenzen, die in mir gesetzt sind, Vater-Grenzen, gegen die ich pralle, wenn ich ihr nah sein möchte. Grenzen in ihr, auch die.
Und, jede Annäherung, jeder Streit und jede Trennung ist eine Mutprobe; der Versuch, Kräfte in mir, in uns freizusetzen, die uns befähigen, eine nächste Grenze zu überschreiten.
Grenzen, die durch Angst markiert sind. Angst-Grenzen, die uns zeigen: bis hierher und nicht weiter. Aber, ich will weiter, weiter bis hin zu jenen verschollenen Zonen in mir, vor die die Väter – wohlweislich – Angstzäune aufbauen ließen; auch von Müttern aufgestellt/oft/ in väterlichem Auftrag.
Hinter den Angstzäunen breiten sich Räume aus, wo Verfügbarkeit ein unbekanntes Wort und lesbischer Stolz allgegenwärtige Maxime geblieben ist.
Für meine Reise dahin brauche ich keinen Vater-Paß; für diese Reise brauche ich eine andere wie mich; eine, die sich nicht schrecken, nicht beirren läßt; eine, mit der ich soweit gehen kann, den nächsten Angstzaun zu erreichen; eine, die so Angst – wie ich – als Richtung begreift, der wir folgen müssen, um – sie überwindend – unserem verschollenen lesbischen Stolz Schritt für Schritt näherzukommen.
In der Begegnung mit Chea stoße ich auf jene Grenzen, jene Angstzäune in mir, die mir zeigen, wohin ich gehen muß, wenn ich zu mir will.

Auslandskorrespondentin
wollte ich immer werden. Das Fremde zog mich magisch an. Unbekannte Weiten, die mich lockten, die ich sehen, sie spüren, mich in ihnen verlierend selbst gebären wollte. Jenen Vorstellungen von Fremde bin ich über Jahre gefolgt, in vielen Herren-Ländern reisend. Über das berichten wollen, was hier noch unbekannt ist. Und, ich begriff, da wie hier ist es das Eigene lesbischer Frauen, das unbekannt und fremd ist, verdammt, verdeckt und verraten.
In diesen Jahren bilde ich mich aus zu der, die ich immer werden wollte. Jeden Tag befasse ich mich mit Unbekanntem; jeder Schritt, den ich wage, ist ein Schritt auf uraltem, jedoch vergessenem und somit neuem Boden. Alles, was ich schreibe, erzählt von diesen Reisen in unbekannte Regionen. Mit dem Blick einer Fremden im eigenen Land bin ich im doppelten, im mir eigentlichen Sinn zur Auslandskorrespondentin geworden.
Ich berichte über jene in uns ausgelagerten Länder.
Die als vertraut dargestellten Räume waren mir seit jeher zu eng. Daher die alte Sehnsucht nach Weite, nach Anderem, nach mir Gemäßem.
Was mir als vertraut dargestellt wurde, blieb mir auf merkwürdige Weise fremd und, was ich mir als Fremde vorstellte, war mir *eigentlich* vertraut.
Aus dieser mir vertrauten Fremde erreichen mich Lockrufe, denen ich folge und überall das berichte, was ich dort erfahre.
Auf dem Weg dorthin überschreite ich Grenzen, die mann aufstellen ließ, um sie zu

verleugnen. Für meine Berichte stellt sich so eine doppelte Aufgabe: zunächst muß ich glaubhaft vermitteln, daß es diese Grenzen tatsächlich gibt, um dann zu schildern, wie ich sie überwunden habe.
Wenn ich aus mir vertrauter Fremde zurückkehre in die vatergläubige Wirklichkeit, ist da kein Stempel in meinem Paß, der belegen würde, daß ich verreist bin und wohin. Und, eine Reihe vatergläubiger Lesben wie Nicht-Lesben steht kopfschüttelnd vor mir und gibt vor, nicht zu wissen, von welchen Grenzen ich spreche. Sie haben beschlossen, das Vater-Exil als Heimat zu nehmen.
Oft habe ich versucht, sie zu überzugen, ihnen die Enge vor Augen zu führen, mit der sie sich zufriedenstellen, gegen die sie rebellieren müßten . . . Und, ebensooft ist Chea gekommen, hat mich bei der Hand gefaßt und gesagt: Komm, laß uns keine Zeit verlieren!
Mit ihr habe ich begriffen, daß ich achtsam sein muß, wem ich meine Aufmerksamkeit und Energie schenke, wenn ich die Kraft entwickeln will, zu werden, die ich bin: eine, die über das *Eigene* berichtet, das unsichtbar scheint, unbekannt, fremd.
In diesen Vater-Tagen mögen meine Texte (noch) Berichten aus einer *anderen* Welt ähneln . . .

Birgit Palzkill

Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh – Die Entwicklung einer Identität und Existenz als lesbische Frau im Sport

Die Popularität von Martina Navratilowa in Kreisen der Frauen-(Sport)-Bewegung beruht sicher nur teilweise auf ihren überragenden sportlichen Erfolgen. Ihre offene Darstellung als lesbische Frau ist es vielmehr, die sie zur „Queen der Scene" avancieren ließ und die die Herzen der Frauenwelt bei jedem Match zwischen Martina Navratilowa und Steffi Graf über alle Nationalitätenfragen hinweg auf ihrer Seite schlagen ließ. Unter Leistungssportlerinnen gibt es, gemessen am Durchschnitt der Bevölkerung, überproportional viele Frauen, die eine lesbische Existenz[1] entwikkelt haben. Dies ist eine durch keine statistische Untersuchung abgesicherte, aber jedem Insider und jeder Insiderin bekannte Tatsache. Während im Durchschnitt der weiblichen Bevölkerung je nach Untersuchung 2% (Kenyon 1968) bis 11% (Hite 1988) als ausschließlich lesbisch lebend geschätzt werden, scheinen es in den Spitzenteams z.B. im Fußball, Handball und Tennis erheblich mehr (nach Angaben der Spielerinnen z.T. bis zu 90%) zu sein. In den USA sind ähnliche Zahlen für die Sportart Basketball bekannt. Dies legt die Vermutung nahe, daß nicht die spezielle Bewegungsform und Praxis einer Sportart von entscheidender Bedeutung ist. Vielmehr dürfte das Ausmaß der Besetzung einer Sportart als „männlich" eine zentrale Rolle spielen, denn Nationalsportarten (in den USA u.a. Basketball, in der BRD Fußball) gelten jeweils als besonders „männliches" Territorium.
Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf eine Untersuchung mit 19 lesbischen Leistungssportlerinnen der BRD in verschiedenen Sportarten (Handball, Volleyball, Basketball, Fußball, Leichtathletik, Badminton, Rudern, Schwimmen). Ich habe versucht, in narrativen Tiefeninterviews (vgl. Klein 1983a) herauszufinden, wie diese Frauen ihre Lebensweise und Beziehungsform entwickelt haben und welche Rolle dabei ihre Sozialisation zur Leistungssportlerin gespielt hat, bzw. in welchem Zusammenhang diese beiden Entwicklungen stehen. Als zentrales Ergebnis läßt sich – wie ich im folgenden darstellen werden – feststellen, daß die lesbische Existenz als Auflösungsform und Bewältigungsstrategie der spezifischen Zerrissenheit zwischen der eigenen Persönlichkeit und der weiblichen Geschlechtsrolle gesehen werden kann, in die Frauen in unserer patriarchalen Kultur allgemein und Sportlerinnen in spezifischer Weise geraten[2] (vgl. Palzkill 1989).

Vorbemerkung zum Gebrauch des Begriffs „Weiblichkeit"

Ein Grundproblem jeder Forschung, die die Realität von Frauen in unserer patriarchalen Kultur erfassen will, liegt in der Sprache, genauer der Sprachlosigkeit, in der sich die Nicht-Existenz von Frauen in dieser (Männer-)Kultur niederschlägt. „Sprache... reflektiert... die in ihr historisch und gesellschaftlich entstandene Realität" (Trömmel-Plötz 1985, S. 116). Der synonyme Gebrauch des Wortes „weiblich" (bzw. „männlich") für die Charakterisierungen der weiblichen (bzw. männlichen) Geschlechtsrolle einerseits und für die biologische Geschlechtlichkeit und soziale Existenz als Frau andererseits, spiegelt wider, daß eine Existenz als Frau (bzw. als Mann) nur in der weiblichen (bzw. männlichen) Rolle denkbar und vorstellbar ist. Wollen wir als Frauen deutlich machen, daß wir uns nicht mehr auf das vorherrschende, reduzierende Bild von „Weiblichkeit" beschränken (lassen) wollen, so erfordert dies auch eine Veränderung des Sprachgebrauchs. Denn Sprache spiegelt nicht nur die Realität wider, sondern ist ein wichtiges Instrument zur Herstellung

derselben (vgl. Trömmel-Plötz 1985). Die Versuche, das bürgerlich-patriarchale Weiblichkeitsbild durch das einer selbstbestimmten, diese Rolle sprengenden Weiblichkeit zu ersetzen, „Weiblichkeit" neu zu definieren und einer Umwertung zu unterziehen, sind jedoch in der Vergangenheit zu oft in der Sackgasse gelandet. Der Begriff der „Weiblichkeit" scheint mit den Eigenschaften und Charakterisierungen der weiblichen Geschlechtsrolle und dem polaren Verständnis der Geschlechtscharaktere untrennbar verbunden zu sein. Die Aufwertung der „Weiblichkeit", die die „neue Weiblichkeit" versprach, verkam daher fast zwangsläufig zu einer Glorifizierung abstrakt gedachter, sogenannter begehrenswerter und guter Eigenschaften, wie Emotionalität, Sensibilität, Geduld, Mitgefühl, Opferbereitschaft, Verstehen, Sanftheit und grenzenloser Liebesfähigkeit und Selbstlosigkeit, die die Bedingungen der konkreten Existenz von Frauen in dieser (Männer-)Welt eher verschleiern als aufdecken (vgl. Thürmer-Rohr 1987, S. 107 ff).

Ich habe mich aus diesen Überlegungen heraus dazu entschlossen, von einem Versuch der Neu-Definition und Aufwertung des Begriffs „Weiblichkeit" abzusehen und ihn – ebenso wie den Begriff der „Männlichkeit" – *ausschließlich* im Sinne der polaren Geschlechtsrollencharakterisierungen zu gebrauchen. „Weiblichkeit" und „Männlichkeit" sind also in diesem Sinne als das zu verstehen, was Christina Thürmer-Rohr (1987, S. 120) „historische Geschlechtskrankheiten" nennt. Zur Charakterisierung der biologischen und sozialen Kategorie Geschlecht werden die Begriffe „Mann", „Frau", „Geschlechtlichkeit als Frau" etc. verwandt. Zum Beispiel wurde der Begriff der „weiblichen Identitätsentwicklung" durch „Identitätsentwicklung von Frauen" ersetzt, da diese keineswegs zwangsläufig „weiblich", also der heutigen weiblichen Geschlechtsrolle entsprechend, verläuft. Entsprechend wurde „weiblicher Körper" durch „Frauenkörper" (der durchaus „männlich" sein kann) und „männliche Räume" durch „Männerräume" etc. ersetzt. Hierdurch soll die Selbstverständlichkeit der Zuordnung von „Männlichkeit" an Männer und „Weiblichkeit" an Frauen durchbrochen werden und eine klare Differenzierung zwischen der Existenz als Frau und der für Frauen in dieser Gesellschaft vorgesehenen Weiblichkeitsrolle ermöglicht werden.
Für eine Untersuchung der Identitätsentwicklung von Frauen ist diese Unterscheidung unverzichtbar. Eine Entwicklung zur „gesunden Weiblichkeit" kann es in unserer Kultur nicht geben. Die Persönlichkeitsentwicklung von Frauen ist immer von Ambivalenzen und Widersprüchen gekennzeichnet, die in einer patriarchalen hierarchischen Geschlechterordnung *prinzipiell* uneinlösbar sind. Eine Untersuchung zur Identitätsentwicklung von Frauen muß daher die Frage verfolgen, welche Strategien von einer Frau entwickelt und welche Möglichkeiten gefunden werden, diese Widersprüche lebbar zu machen. Insbesondere kann die Entwicklung einer Identität als lesbische Frau nur in diesem gesellschaftlichen Kontext verstanden werden.[3)]

Kindheit oder das Nicht-Mädchen

So wie die Dressur zur „Weiblichkeit", d.h. die Anpassung an die weibliche Geschlechtsrolle schon von Kindheit an z.B. über Beschränkungen des Bewegungsverhaltens und der körperlichen Ausdrucksformen einsetzt, so beginnt auch die Geschichte des Widerstands gegen diese Art von „Weiblichkeit" schon in der Kindheit. Charakteristisch für die von mir interviewten Frauen ist, daß sie sich als Kinder nicht auf die monotonen, ruhigen „Mädchenspiele" beschränken ließen, sondern nicht davor zurückscheuten, „exclusiv-männliche" Territorien wie z.B. Fußballfelder zu betreten oder mitzuspielen. Die Entscheidungsgewalt darüber, wer mitspielen darf, liegt jedoch schon im frühen Alter bei den Jungen. Nur einzelne, besonders durchsetzungsfähige und leistungsstarke Mädchen werden von ihnen in ihre Spielgruppe sozusagen als ihresgleichen aufgenommen. Als Mädchen sind solche Mädchen in

den Jungengruppen jedoch vereinzelt, und die eigene Geschlechtlichkeit erscheint ihnen als Defizit, das ausgeglichen und geleugnet werden muß, um die eigene Freiheit und Autonomie nicht zu gefährden:

„Als Kind war ich gar nicht sehr Mädchen, als Kind war ich sehr hm, auch als Mädchen war ich sehr lebendig, zu lebendig, um irgendwie einfach Mädchen zu sein."

„Ich war gar nicht, ganz und gar nicht Mädchen, ne, eben halt mehr so burschikos. Ich war noch nie Mädchen."

Sie retten sich als Nicht-Mädchen in den neutralen Status des Kindes, um ihre Persönlichkeit gegen die Beschränkungen der weiblichen Rolle zu behaupten.

Pubertät: Vom Mädchen zum Fräulein, vom Fräulein zur Frau

Die Pubertät ist die Zeit, in der das Mädchen zum Fräulein wird und – glaubt man der deutschen Grammatik – noch einmal sein Geschlecht ändern muß: *das* Fräulein wird *die* Frau. Der Spielraum für den neutralen Status, der in der Kindheit noch bestand, wird jetzt immer enger, und der Druck, den für Frauen in dieser Gesellschaft vorgesehenen Platz an der Seite eines Mannes einzunehmen, nimmt sprunghaft zu. Offen oder subtil wird dem Mädchen auf den verschiedensten Ebenen vermittelt, daß es, so wie es ist, in tiefem Widerspruch zu dem steht, was die weibliche Rolle in unserer Gesellschaft bestimmt. Die folgenden Interviewauszüge verdeutlichen beispielhaft, wie die Mädchen diesen Widerspruch zwischen ihrem Selbst und der geforderten „Weiblichkeit" im Bereich des Bewegungsverhaltens und der körperlichen Ausdrucksformen erfahren:

„Geht wie ein Kerl, hab ich dann (in der Pubertät, B.P.) von meiner Cousine gehört, und da war das dann plötzlich auch was, was mich total getroffen hat."

„In der Pubertät da konnte ich das ja nicht mehr als Mittel nehmen,.. mich also auch so aggressiv durchzusetzen..., das war sofort dann einfach negativ, auch gerade weil ich ein Mädchen bin."

„Meine Muskeln war plötzlich Anlaß zu Witzen oder zu Bemerkungen und so, von meinen Brüdern her."

„... um Himmels Willen, wie kann man als Frau so ein breites Kreuz haben."

„... ich beweg mich nicht weiblich, ne, weil ich mich einfach sehr kräftig bewegt habe."

„Dann mußte ich zu diesen Feten. Da hab ich immer auf Frau geschaltet, d.h. ich hab mich ganz brav hingesetzt und hab mich irgendwie nicht bewegt, wie ich mich sonst bewegt hab."

Die auf Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit gegründeten Freundschaften und Spielgemeinschaften mit Jungen werden unter dem Diktat der heterosexuellen Beziehungsnorm immer unmöglicher. Die Beziehungen zu Jungen werden auf eine ganz bestimmte normative Art der Zuwendung reduziert. Alles andere ist „daneben":

„Ich hab das Fußballspielen aufgehört, weil ich gemerkt hab, daß stimmt einfach nicht mehr... die Mädchen aus meiner Klasse, ... die haben sich zwar nachmittags auch mit Jungs getroffen, aber halt nicht zum Fußballspielen, sondern um, so Beziehungs-äh-Spiele zu spielen. Und, äh, ja dann hab ich damit aufgehört... weil das plötzlich peinlich war, wenn ich nachmittags mit den Kerlen Fußball gespielt habe und wir sind uns am nächsten Morgen in der Schule begegnet, wo die anderen aus der Klasse dabei waren. Da konnten wir die Ebene, die wir beim Fußballspielen halt gehabt haben, da nicht fortsetzen ... und wo ich mir auch einfach daneben vorkam."

Frauen *haben* in dieser patriarchalen Gesellschaft keine Heimat, sagt Christina Thürmer-Rohr (1987). Sie stehen vor der Wahl, psychisch und physisch zu vagabun-

dieren oder Heimat zu *sein* für andere, für Mann und Kinder. Diese Wahrheit trifft die Mädchen, die als Kinder ihren Platz in Jungengruppen noch behaupten konnten, die „trotz ihres Geschlechts" dort eine Heimat fanden, in der Pubertät plötzlich und in voller Schärfe. Durch den Ausschluß aus den Jungengruppen droht ihnen bei weiterer Verweigerung ihrer weiblichen Rolle eine völlige Isolation.

Wider die Isolation: Das soziale System als Zufluchtsort

Der Eintritt in das soziale System Sport erscheint einem Mädchen in dieser Situation der drohenden Isolation als Ausweg. Der Sportverein wird zum Zufluchtsort, „wo ich so im wesentlichen das Gefühl hatte, ich kann so ein Stück sein, wie ich bin" (Volleyballspielerin). Er bietet einen Raum, in dem es sich so bewegen kann, wie es „draußen" auf der Straße nicht mehr erlaubt ist.

„Es (der Sport, B.P.) war auch 'ne Möglichkeit für mich, mich anzustrengen und zu schwitzen und was weiß ich..., die okay war. Während Fußballspielen (auf der Straße, B.P.) wurde halt einfach dann problematischer, so von allen Seiten her und Leichtathletik war gebongt, so richtig Sport machen, ne, in so 'nem definierten Rahmen."

Im Sport sind die Körperbilder und Bewegungsmuster für Frauen nicht ausschließlich an der weiblichen Geschlechtsrolle, sondern an Funktionalität im Sinne von sportlicher Leistung und Erfolg orientiert. Hier kann das Mädchen eine Anerkennung für Leistungen erfahren, die durch Stärke, Kraft, Aktivität, Durchsetzungsfähigkeit und einen funktionalen Einsatz des Körpers erbracht werden.

„Da (im Sport, B.P.) war's genau auch richtig also äh, mit diesen Muskeln und schnell und kraftvoll und einsatzfreudig..."

Die einseitige Orientierung an Leistung, Erfolg und Konkurrenz birgt die Gefahr der Reduktion des Körpers zum „Maschinenkörper" und der rigorosen Ausbeutung des Körpers unter dem Prinzip der Leistung um jeden Preis. Von einer ganzheitlichen Körpererfahrung im Leistungssport zu sprechen, mag unter diesem Aspekt sicher absurd erscheinen. Dennoch ist festzustellen, daß die von mir interviewten Frauen einen ganz spezifischen Gewinn aus der Betonung des funktionalen Körpereinsatzes und der Förderung der damit verbundenen Fähigkeiten und Eigenschaften ziehen konnten. So einschränkend eine Funktionalisierung des Körpers zum „Maschinenkörper" auch sein mag, sie schützt vor der Reduktion des Körpers einer Frau auf seine äußere Erscheinungsform, auf seine Körperhülle (vgl. Woesler-de-Panafieu 1984). Sie half den Sportlerinnen, sich vor den Reduzierungen der weiblichen Rolle und der Degradierung ihres Körpers zum Sexualobjekt, zur „Körper-Ware auf dem Frauenmarkt der Männer" (vgl. Irigaray 1976) zu bewahren. Wird der Sport – wie in fast allen Spielsportarten – in reinen Frauenteams betrieben, so wirkt dies erheblich identitätsstabilisierend. Hier finden sich Mädchen, die auch „anders" sind und damit zum Spiegel und zur Bestätigung des eigenen Selbst und der eigenen Geschlechtlichkeit als Frau werden. Prinzipiell tragen insbesondere reine Frauenteams und Frauensportgruppen so eine große Chance in sich, der Isolation und Heimatlosigkeit entgegenzutreten und den Frauen, die sich den Reduzierungen der weiblichen Rolle nicht beugen wollen, einen Raum zu schaffen, in dem sie ihre Persönlichkeit umfassender entwickeln können.

Sportler-Sein und Frau-Sein als Widerspruch

Doch innerhalb einer patriarchalen, hierarchischen (Sport-)Kultur ist dieser Raum nicht frei im eigentlichen Sinne. Er ist „männlich" besetzt. „Sport wurde und wird wahrgenommen und ausgeführt als Domäne männlicher Orientierungen, Werte und

Normen" (Liesenhoff 1983, S. 86). Der moderne Sport wurde als rein „männliche" Domäne von Männern für Männer entwickelt und stellt geradezu eine Versinnbildlichung des Mythos vom starken Geschlecht, von „männlicher" Überlegenheit und Herrschaft dar. Trotz ihrer Erfolge beim Kampf um eine Partizipation an der Sportkultur, insbesondere am Wettkampfsport, haben Frauen es bis heute nicht vermocht, diesem Sportverständnis ein anderes Bild entgegenzusezten. Frauen und Männer müssen sich, wollen sie sich in einem solchen Sportsystem behaupten, den „männlichen" Normen von Kraft und Härte, Stärke und Kampf, Linearität und Ökonomie, dem unbedingten Leistungs- und Überbietungsprinzip des „Schneller-höher-weiter" und den Prinzipien eines technologischen Ratioinalismus unterordnen (vgl. Kröner 1987). Wohin die Verabsolutierung dieser Prinzipien führt, zeigen die Diskussionen um die „Dopingspiele '88". Hier wird deutlich, daß der Hochleistungssport im Begriff ist, sich selbst ad absurdum zu führen. Zusätzlich zu dieser Männer und Frauen betreffenden Problematik des Hochleistungssports zahlt jede Frau, die sich in der Männerdomäne Sport (auch weit unterhalb der Ebene des Hochleistungssports) bewegt, darüber hinaus einen ganz spezifischen Preis: den Preis der Verleugnung ihres Geschlechts, ihrer Eigendefinition als Neutrum. Ihrem Verhalten und ihrer gesamten Person wird „Männlichkeit" zugeschrieben und ihre Geschlechtlichkeit als Frau geleugnet.

„... daß ich also irgendwo das Gefühl hatte, die (Trainingspartner, B.P.) sehen mich gar nicht als Frau an,... als wenn ich also selber ein Mann wäre. Also das Gefühl hatte ich ziemlich oft." (Marathonläuferin)

„Ich frage mich, ob ich da als Frau oder Mädchen oder so überhaupt als solches ernstgenommen worden bin. Die Frage ist auch, ob ich micht selbst überhaupt als Frau so gesehen hab oder sehen wollte oder ob ich mich nicht auch irgendwo so als asexuell dazwischen selbst betrachtet hab... Irgendwie empfand ich mich, als ich 17, 18 war und gerne Kraft gemacht hab und so auch die ganze Zeit mit Männern im Kraftraum trainiert habe, nicht richtig als Frau oder so. Ich fand, ich stand da immer so etwas zwischen den Stühlen." (Werferin)

Frauen wird ein Asylrecht in der Männerdomäne Sport nur unter Preisgabe der eigenen Geschlechtlichkeit als Frau gewährt.

„Ich war Sportler, also so wirklich, so ohne Geschlecht, ne, so zwischendrin irgendwie, aber nie so konkret Frau oder so."

Das von „männlichen" Werten und Normen bestimmte Sportsystem bietet somit keine Möglichkeit, sich unabhängig von den Bestimmungen der weiblichen Geschlechtsrolle in der eigenen Geschlechtlichkeit als Frau zu erfahren. Frau-Sein bleibt damit weiterhin über die Erfüllung der weiblichenl Geschlechtsrolle definiert und steht im Widerspruch zu Sportler-Sein.
Damit erfährt die Zerrissenheit zwischen der eigenen Persönlichkeit einerseits und den Forderungen der weiblichen Geschlechtsrolle andererseits, die Zerrissenheit zwischen Selbst-Sein und Frau-Sein eine äußere Entsprechung: Die Trennung in Sportler-Sein und Frau-Sein, zwischen Sporthalle und Disco, Sport-Trikot und Kleid, Turnschuh und Stöckelschuh.

Bewältigungsversuche

Die Versuche, diese Zerrissenheit zu bewältigen, reichen vom (z.T. scheinbar verletzungsbedingten) Ausstieg aus dem Sport bis zur Flucht in den Sport und einer völligen Reduktion des Selbstbildes auf das des geschlechtsneutralen Sportlers. Im letzteren Fall wird das Image der harten, burschikosen, belastbaren, bedürfnislosen und a-sexuellen Frau aufgebaut und gepflegt. Aus einer solchen Reduktion ergeben sich vielfache Beschränkungen der Persönlichkeitsentwicklung und problematische Abhängigkeiten vom System des Leistungssports.[4)]

Als ein Beispiel sei hier nur die Trainer-Athletinnen-Beziehung aufgeführt: Im scheinbar „geschlechtsneutralen Niemandsland" Sport erfüllt der Trainer oft bewußt oder unbewußt die Funktion, der Sportlerin ihre „Weiblichkeit" kraft seiner „Männlichkeit" zu bestätigen. Da er gleichzeitig ihre Stärke, ihre Kraft, ihren Erfolg, ihre Muskeln usw., also alle Aspekte ihrer scheinbaren „Un-Weiblichkeit" aufbaut und schätzt (da sie ja auch seine Erfolge beinhalten), ist er der ideale Mann, um der Sportlerin die Illusion von Ganzheit – von der Möglichkeit, Sportler-Sein und weibliche Geschlechtsrolle zu einen – zu vermitteln. Ob das Verhältnis zwischen Sportlerin und Trainer sexuelle Kontakte einschließt oder nicht, in jedem Fall ist auch hier ein höchst problematisches Abhängigkeitsverhältnis konstituiert. Oft erkennt die Sportlerin erst bei nachlassender Leistungsfähigkeit den wahren Charakter der Beziehung zu ihrem Trainer, den ein Bundestrainer der Leichtathletik wie folgt beschreibt: „Das Verhältnis Trainer – Sportlerin kann erst dann richtig leistungsfördernd sein, wenn es in der Grundstruktur dem des Zuhälters zur Prostituierten entspricht" (zitiert nach Klein 1983b, S. 114).

Die Überwindung der Zerrissenheit durch eine autonome Bestimmung von Frau-Sein in der lesbischen Existenz

Solange Frau-Sein über die Erfüllung der weiblichen Geschlechtsrolle definiert bleibt, d.h. sich als „Weiblichkeit" polar zu „Männlichkeit" bestimmt, ist der beschriebene Widerspruch zwischen Frau-Sein und persönliche Autonomie und eigern Subjekthaftigkeit, zwischen Frau-Sein und Selbst-Sein (bzw. zwischen Frau-Sein und Sportler-Sein) unauflösbar. Soll Frau-Sein nicht als Synonym für Reduktion, Einengung und Unterordnung sein, so muß es sich von der Definition an „Weiblichkeit" lösen. Frau-Sein muß sich unabhängig von der Bezugsgröße Mann bestimmen und die Charakterisierungen der polarisierten Geschlechtsrollen überwinden, d.h. in diesem Sinne *autonom* definiert werden. Niemand vermag heute zu sagen, was eine solche autonome Bestimmung von Frau-Sein, die sich weder in der Anpassung noch in Abgrenzung zu „Männlichkeit" bestimmt, sein kann, da den Frauen ihre Geschlechtlichkeit und Selbstbestimmung in einem Jahrtausende alten patriachalem Herrschaftssystem enteignet wurden. Die Spiegelung der eigenen Person in einer anderen Frau ist jedoch immer auch eine Spiegelung der eigenen Geschlechtlichkeit, von Frau-Sein im autonomen Sinne.
Prinzipiell ermöglicht so jede Mädchengruppe oder Freundschaft unter Mädchen eine Erfahrung von Frau-Sein, die nicht durch die Anpassung an die weibliche Rolle definiert ist. Aufgrund der Minderbewertung von Frauen und alles Weiblichen und der Wertsetzung von Mädchen/Frau nur über den Mann werden diese intensiven Mädchenfreundschaften in ihrem Wert in der Regel nicht anerkannt (vgl. Brauckmann 1984). Als „richtige" Beziehung gilt nur die heterosexuelle Paarbeziehung, der i.d.R. auch Erotik und Sexualität vorbehalten bleiben muß. Läßt sich eine Frau jedoch auf eine Beziehung zu einer Frau ein, die Erotik und Sexualität nicht ausschließt und deren Bedeutung und Wertigkeit anerkannt wird, so hat dies tiefgreifende Folgen für die Erfahrung und Bestimmung von Frau-Sein. Im folgenden werde ich aufzeigen, daß die lesbische Existenz für die von mir interviewten Frauen mit einer bewußten Verneinung der Reduktion auf die weibliche Geschlechtsrolle und einer autonomen, d.h. nicht länger an den polarisierten Geschlechtsrollen von „Weiblichkeit" und „Männlichkeit" und an Männern orientierten Definitionen von Frau-Sein verbunden war. Diese autonome Bestimmung machte es möglich, die Widersprüche zwischen dem Anspruch auf Autonomie und eigene Subjekthaftigkeit und der Existenz als Frau, die Zerrissenheit zwischen Selbst-Sein und Frau-Sein und die Polarität von „Männlichkeit" und „Weiblichkeit" zu überwinden.

 Alle die von mir interviewten lesbischen Leistungssportlerinnen geben an, daß sich

mit dem Eingehen einer lesbischen Liebesbeziehung ihr Verhältnis zum eigenen Frau-Sein in gravierender Weise verändert habe.

„Genau diesen Konflikt, nicht weiblich zu sein, bin ich eigentlich los, seitdem ich 'ne Freundin habe, seitdem ich jemanden habe, ja, worauf ich mich beziehen kann... Denn warum zweifel ich an mir, daß ich keine Frau bin oder so, weil mir das keiner bestätigt, ne."

„... denn in Frauenbeziehungen erlebst du dich ja auch als Frau."

„... weil C. (Freundin) mich als ganz klar als Frau behandelt."

„... weil ich auch in der Beziehung (zu einer Frau) mehr so akzeptiert werden, wie ich bin... Ich muß nicht mehr eine bestimmte Rolle spielen, die mir nicht liegt."

Die Bestätigung der eigenen Wehrhaftigkeit als Frau sowie die Spiegelung von Sexualität und Sinnlichkeit in der Partnerin und durch die Partnerin machen Frau-Sein in einer autonomen Bestimmung intensiv erfahrbar. Frau-Sein wird nicht mehr primär über die weibliche Geschlechtsrolle bestimmt und muß nicht mehr durch die Abgrenzung von „Männlichkeit" und durch die Anerkennung von Männern bestätigt werden.

„... daß ich irgendwie – seit der Beziehung zu X. – diesen Streß los bin, mich auf Männer beziehen zu müssen oder so auf diesen einen, der dann irgendwann kommt, warten zu müssen, ne. Das ist vielleicht auch so'n Stück Befreiung."

Während die innere Gewißheit, Frau zu sein, sich zuvor über die Erfüllung der weiblichen Geschlechtsrolle bestimmte, gründet sie sich bei dieser autonomen Definition in der eigenen Person, der eigenen Körperwahrnehmung und Sexualität sowie deren Spiegelung in anderen Frauen. In seiner autonomen Bestimmung steht Frau-Sein somit nicht mehr – wie die weibliche Geschlechtsrolle – im Widerspruch zur eigenen Person, die auf Autonomie und eigener Subjekthaftigkeit beharrt. In der Loslösung der Definition von Frau-Sein von der Bezugsgröße Mann und über die polarisierten Geschlechtsrollen hebt sich somit der Widerspruch zwischen Frau-Sein und Selbst-Sein auf.

Sexualität und Erotik zwischen Frauen kommen dabei eine Bedeutung zu, die über das sinnliche Erleben der eigenen Sexualität und die damit verbundene Stärkung der inneren Gewißheit, eine Frau zu sein, hinausgeht. Dies gilt jedoch nicht in dem Sinne, daß Sexualität *der* Dreh- und Angelpunkt der lesbischen Beziehung sei, wie das häufig unterstellt wird und sich in der Begriffsbildung „Homo*sexuelle*" niederschlägt, die lesbische Frauen eindimensional über die sexuelle Praxis zu definieren versucht. Vielmehr spiegelt sich in dieser Vorstellung lediglich die Bedeutungszuweisung an (Hetero-)Sexualität in unserer Kultur wider. Sexualität, genauer der Koitus mit einem Mann ist hier Sinnbild der Frau-Werdung im Sinne der Definition von Frau-Sein am und über den Mann. Andersartigkeit und Autonomie in der Definition von Frau-Sein wird somit als Folge dieser zentralen Stellung und Bedeutungszuweisung an Sexualität in der patriarchalen Kultur gerade in der Sexualität lesbischer Frauen unübersehbar. Die Sexualität einer Frau mit einer anderen Frau greift das patriarchale hierarchische Geschlechter(miß)verhältnis in einem zentralen Punkt an. Sie wird Ausdruck der Verweigerung der weiblichen Rolle in diesem Herrschaftssystem und der Eigenbestimmung dessen, was Frau-Sein bedeutet.

Die autonome Bestimmung von Frau-Sein beinhaltet auf der Ebene der Körperlichkeit und des Bewegungsverhaltens, den eigenen Körper trotz der äußeren Zuschreibung von „Männlichkeit" als Frauenkörper anzunehmen und sich im Widerspruch zur weiblichen Geschlechtsrolle zu bewegen, ohne sich dadurch nicht mehr als Frau zu fühlen. So erlangten z.B. einige der von mir interviewten Frauen in der lesbischen Existenz wieder die Freiheit, auch außerhalb des Sportvereins Fußball zu spielen. Hierbei spielt die Integration in ein soziales Netz von Frauenfreundschaften und -bezügen eine wesentliche Rolle, da sie der oben beschriebenen Gefahr der Isolation entgegenwirkt.

Scheinbar paradoxerweise macht gerade die Anerkennung „männlicher" Körperbilder, Bewegungsmuster und Verhaltensweisen auf der anderen Seite die Integration der „weiblichen" Anteile möglich. Die pure Negation der weiblichen Geschlechtsrolle, die Frauen unter umgekehrten Vorzeichen in Abhängigkeit von dieser Rolle gefangenhält, kann auf dieser Grundlage aufgegeben werden. Die Wiederaneignung des Fußballspiels ermöglicht z.B. eine Annäherung an die Gymnastik:

„Ich hatte jetzt das Gefühl, Gymnastik zu machen, wäre für mich nicht zu weiblich oder zu schwach."

Durch diese Aneignung der vorher ausgegrenzten „weiblichen" Bewegungsmuster, Körperbilder, Verhaltensweien, Ausdrucksformen und Gefühle erlangten die von mir interviewten Frauen die Fähigkeit, sich zwischen den Polen von Abhängigkeit und Autonomie, Schwäche und Stärke, Weichheit und Härte, „Weiblichkeit" und „Männlichkeit" hin und her zu bewegen, ohne dabei die innere Gewißheit, eine Frau zu sein, je zu verlieren. In der lesbischen Existenz erlangten sie eine in diesem Sinne stabile Identität als Frau, und es wurde ihnen möglich, den Wunsch, ein Mann oder ein Neutrum zu sein, aufzugeben, denn

„ich würde das, was ich früher für ein jungenhaftes Verhalten bezeichnet hätte... mittlerweile nicht mehr als jungenhaft bezeichnen, sondern: es ist *mein* Verhalten, meine Art, mich zu geben und ich bin und bleibe 'ne Frau, egal, wie ich mich verhalte."

Das eigene Frau-Sein kann in dieser autonomen Bestimmung angenommen und als positiv erlebt werden.

„Da (als Lesbe) habe ich mich auch seit etlichen Jahren also mal richtig wohl *als Frau* gefühlt, so. Und auch gerne, also schön ist es, 'ne Frau zu sein."

„Es ist mir seitdem (ich lesbisch bin) wirklich bewußt geworden, daß ich glücklich bin, 'ne Frau zu sein."

Doch der Preis, den Frauen zahlen, die sich in der lesbischen Existenz als ganzheitliche Persönlichkeit zu entfalten suchen, ist hoch. Da allein die Existenz lesbischer Frauen das patriarchael hierarchische Geschlechter(miß)verhältnis bedroht, werden Lesben in jeder erdenklichen Form diskriminiert. Sie werden totgeschwiegen oder – wenn sie das Schweigen brechen – mit negativen Sanktionen belegt. Auf die vielfältigen Formen dieser Diskriminierungen kann hier nicht ausführlich eingegangen werden (vgl. Reinberg/Rossbach 1985 und für den Sportbereich Palzkill 1989). Beispielhaft sei hier nur erwähnt, daß eine der von mir interviewten Frauen aufgrund ihrer nicht verheimlichten Existenz als Lesbe das Nationalteam verlassen mußte. Ihr wurde zur Last gelegt, eine Mitspielerin „verführen" zu *wollen* (die der Trainer für sich „auserkoren" hatte)!
Es läge im Interesse *aller* Sportlerinnen (bzw. aller Frauen), sich gegen diese Diskriminierung lesbischer Frauen zu solidarisieren. Denn letztlich geht es hier keineswegs um das spezielle Problem von Lesben, sondern um den Ausbruch aus einer reduzierenden „Weiblichkeit" für *alle* Frauen. Die Enttabuisierung der Existenz lesbischer Sportlerinnen in allen Sportbereichen und die solidarische Abwehr von Diskriminierungen gegen Lesben im Sport wären für alle Sportlerinnen ein bedeutender Schritt auf dem Weg zu einer Sportkultur, in der sie sich als ganzheitliche Persönlichkeit entfalten können.

Die Notwendigkeit einer feministischen Sport- und Bewegungskultur

Doch dieser Schritt alleine reicht nicht aus. Der Leistungssport unterwirft lesbische wie nicht-lesbische Sportlerinnen gleichermaßen den Strukturen eines rein von „männlichen" Normen, Werten und Inhalten bestimmten Sports. Auch lesbische

Sportlerinnen müssen sich i.d.R. weiterhin in von Männern dominierten und bestimmten Vereins- und Verbandshierarchien bewegen. Auch lesbische Sportlerinnen sind einer vom sexistischen Männerblick bestimmten Vermarktung und Darstellung in den Medien ausgeliefert, sind der Vereinseitigung ihres Bewegungsverhaltens im hochleistungssportlichen Training unterworfen, bekommen weniger Geld, schlechteres Material... usw. Es häufen sich die Stimmen, die in Abrede stellen, daß eine umfassende Persönlichkeitsentwicklung innerhalb des Sportssystems überhaupt möglich ist. Die lesbische Existenz mag ein Meilenstein für Lesben sein auf dem Weg zur Lösung ihrer Konflikte als Frau in einer patriarchalen (Sport-)Kultur. Doch wenn sie auf diesem Weg nicht in einer rein privaten Lösungsform steckenbleiben wollen, müssen lesbische Sportlerinnen weitergehen. Sie müssen sich fragen, welche inhaltlichen und organisatorischen Veränderungen sie benötigen, die sie aus der Zerrissenheit wirklich herausführt und eine ganzheitliche Persönlichkeitsentwicklung für Frauen im Sport und durch den Sport ermöglicht.
Seit Beginn der 80er Jahre haben Frauen begonnen, eine feministische Sport- und Bewegungskultur zu entwickeln[5]. Insbesondere lesbische Sportlerinnen und unter ihnen eine Vielzahl ehemaliger Leistungssportlerinnen sind in dieser Bewegung aktiv geworden. Es ist zu hoffen, daß der begonnene Weg fortgesetzt wird und die lange Zeit herrschende feministische Abstinenz im Sport endgültig ein Ende findet[6]. Es liegt im Interesse aller Frauen, ob sie als Lesben leben oder nicht, sich eine solche Kultur zu schaffen. Frauen brauchen Bewegung, insbesondere eine starke Frauen-Sport-Bewegung.

Anmerkungen

1) *Ich verwende den Begriff der „lesbischen Existenz" in Anlehnung an Adrienne Rich (1986). Im Gegensatz zu Begriffen wie „lesbischer Lebensstil" oder „weibliche Homosexualität" dürckt sich im Begriff der „lesbischen Existenz" aus, daß es sich hierbei um eine umfassende Seins-Weie in dieser Welt handelt, die sich nicht auf einen äußerlichen Stil oder auf einen Teilaspekt (etwa den der Sexualität) reduzierern läßt.*

2) *Hieraus wird häufig der (Fehl-)Schluß gezogen, daß in einer nicht-patriarchalen Kultur, in der die für Frauen vorgesehene Geschlechtsrolle nicht im Widerspruch zu persönlicher Autonomie und eigener Subjekthaftigkeit steht, alle Frauen heterosexuell leben würden. Dem liegt die unhinterfragte Annahme einer „natürlichen Heterosexualität" zugrunde, die losgelöst von allen gesellschaftlichen und sozialen Bezügen gedacht werden könne. Damit wird die in unserer Kultur herrschende „heterozentrische Norm" (vgl. Harck 1987) unzulässig verallgemeinert. Dem widerspricht allein schon die Tatsache, daß die Kategorien „Mann" und „Frau" selbst als Symbole in einem sozialen Sinnsystem begriffen werden müssen und die scheinbar „natürliche" Existenz zweier und nur zweier Geschlechter eine kulturelle Setzung ist (vgl. Hagemann-White 1984, S. 78 ff).*

3) *Zur Kritik an herkömmlichen Theorien lesbischer Existenz, die genau diesen gesellschaftlichen Aspekt außer acht lassen (siehe Hark 1987).*

4) *Im Extremfall wird die Abhängigkeit vom Erfolg in diesem System so groß, daß er um jeden Preis gesucht werden muß. Und dieser Preis kann äußerst hoch sein. Da werden gesundheitsschädliche Belastungen und nicht ausgeheilte Verletzungen ebenso in Kauf genommen, wie Manipulationen des eigenen Körpers durch pharmakologische Mittel jeder Art. Die Abhängigkeit von Personen (i.d.R. Männern), die innerhalb des Systems faktisch oder vermeintlich die Erfolgsbedingungen setzen (Trainer, Funktionäre, Sponsoren) ist sehr groß und schließt die Gefahr der Erfahrung und Erduldung offener und subtiler sexueller Gewalt ein.*

5) *Zum Beispiel wird seit ca. 1982 in Berlin ein „Frauen-Sport"-Konzept entwickelt (siehe Bischoff/Schmidt 1988); 1982 wurde im Hochschulsportverband (ADH) ein feministisch orientierter Frauenausschuß eingerichtet; 1983 gründete sich die „Initiative Frauenforschung in Sport und Sportwissenschaft" und 1987 fand erstmals ein gemeinsames Seminar von Feministinnen aus Sportpraxis, -Wissenschaft und -Politik statt (zur Dokumentation siehe Buschmann/Kröner, Hrsg., 1988). In dieser Zeit gründeten sich eine Reihe von Frauen-Sportvereinen, und im Juli 1989 startet in Münster ein Modellprojekt für ein „Kultur- und Bildungszentrum für Körper, Bewegung und Sport von Mädchen und Frauen", das von der Deutschen Sportjugend getragen wird.*

6) *Die Möglichkeiten, die der Sport Frauen bieten könnte, sind bis zum Beginn der 80er Jahre von der Frauenbewegung überhaupt nicht gesehen worden und werden m.E. bis heute zu wenig beachtet. Da-*

bei war es doch gerade die neue Frauenbewegung, die die Funktionalisierung des Frauenkörpers zur Körper-Ware und die Vergesellschaftung der Frau über ihren Körper aufdeckte und anprangerte. Dies hätte eine Verbindung zum Sport als einem Bereich, der den Körper und seine Bewegung zentral thematisiert, nahegelegt. Doch die Definition der Sport- und Bewegungskultur als „männlich" wurde zu bereitwillig aufgegriffen und das Territorium Sport den Männern überlassen.

Literatur

BISCHOFF, Susanne/SCHMIDT, Doris: Von der patriarchalen Last zur feministischen Lust, in: M. Buschmann/S. Kröner (Hrsg.), Frauen in Bewegung: der feministische Blick auf Sporttheorie, Sportpraxis und Sportpolitik, Ahrensburg 1988, S. 58-73

BRAUCKMANN, Jutta: Die vergessene Wirklichkeit, Münster 1984

BUSCHMANN, Mechthild/KRÖNER, Sabine (Hrsg.): Frauen in Bewegung: der feministische Blick auf Sporttheorie, Sportpraxis und Sportpolitik; Dokumentation des 1. Feministischen Seminars in Bielefeld 1987, Ahrensburg 1988

HAGEMANN-WHITE, Carol: Sozialisation: Weiblich – männlich? Alltag und Biografie von Mädchen, Bd. 1, Opladen 1984

HARK, Sabine: Lesbische Frauen in der heterozentrischen Ordnung, Diplomarbeit, Frankfurt 1987

HITE, Shere: Frauen und Liebe. Der neue Hite-Report, München 1988

IRIGARAY, Luce: Waren, Körper, Sprache, Berlin 1976

dies.: Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin 1979

KENYON, F.E.: Studies in Female Homosexuality, in: British Journal of Psychiatry, 14, 1968, S. 337-350

KLEIN, Michael: Zur Methodologie qualitativer Sozialforschung, in: P. Becker (Red.), Quantitative oder qualitative Sozialforschung in der Sportsoziologie, DVS-Protokolle Nr. 8, Clausthal-Zellerfeld 1983a, S. 15-52

ders.: Frauen im Leistungssport – ein Weg zur Emanzipation?, in: M. Klein (Hrsg.), Sport und Geschlecht, Reinbek 1983b, S. 105-121

KRÖNER, Sabine: Technikfortschritt und weiblicher Körper im Sport, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 20, 1987, S. 113-122

LIESENHOFF, Carin: Geschlechtsmythen und Utopien im Sport, in: M. Klein (Hrsg.), Sport und Geschlecht, Reinbek 1983, S. 89-104

PALZKILL, Birgit: Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh – Chancen und Probleme der Identitätsentwicklung von Frauen im Leistungssport und die Entwicklung einer Identität und Existenz als lesbische Frau, Dissertation, Oldenburg 1989

REINBERG, Brigitte/ROSSBACH, Edith: Stichprobe: Lesben, Pfaffenweiler 1985

RICH, Adrienne: Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz, in: D. Schultz (Hrsg.), Macht und Sinnlichkeit, Berlin und Augsburg 1986, S. 138-168

THÜRMER-ROHR, Christina: Vagabundinnen, Feministische Essays, Berlin 1987

TRÖMEL-PLÖTZ, Senta: Von Goldmädeln, Rennmiezen und Turnküken – Zur Behandlung von Frauen in der (Sport-)Sprache, in: S. Kröner/G. Pfister (Hrsg.), Nachdenken über Koedukation im Sport, Ahrensburg 1985, S. 114-121

WOESLER de PANAFIEU, Christine: Das Konzept von Weiblichkeit als Natur- und Maschinenkörper, in: B. Schaeffer-Hegel/B. Wartmann (Hrsg.), Mythos Frau, Berlin 1984, S. 244-268

Traude Bührmann

Unter der Zunge

Von einer Sprache in die anderen

Wir gratwandern vagabundieren reisen durch unser Leben. Per stop von Dreilinden, schwarz im Intercity, im Fluge zu anderen Kontinenten. Wir wandern durch die Pyrenäen, ziehen durch die Straßen der Metropolen, begleiten Johanna d'Arc of Mongolia in der transsibirischen Eisenbahn, auf ihrem Ritt durch die Wüste. Wir pendeln zwischen Berlin und Bremen oder Montreal hier ein halbes Jahr dort ein halbes Jahr. Eine Arbeitsstelle auf Zeit, eine ferne Liebe, vielleicht ein Buch zu übersetzen, bewegen uns. In all diesen Bewegungen suchen wir unsere Wurzeln, Wurzeln in unserer Gedankenwelt, in Begegnungen, die Wurzeln unserer Sprache, unseren Sprachen, um uns mitzuteilen, für einander verständlich zu sein. Über Ozeane hinweg.

Wir sind neugierig auf die andere, wißbegierig nach einer anderen Denkweise, lassen uns von einer uns fremden Lebensart inspirieren. Wir übertragen unsere Erinnerungen, unsere Erzählungen von einer Zeit in die andere, übersetzen unsere Dichtungen, gefundene Bilder aus anderen Erdteilen. Aus Faszination an unseren Geschichten, aus Lust an unseren Wortspielen, eröffnen wir uns neue Horizonte, entführen uns dahin. Wortgetreu? Sinngetreu? Welche Hintergründe, welche Abgründe haben uns geläufige Worte in einem anderen Sprachgebrauch, in einem anderen Zusammenhang?
Ein Originalton ist nicht wiederholbar, nicht übertragbar, also versuchen wir entsprechende Töne zu finden, sie in einer anderen Melodie mit der eigenen Stimme zum Klingen zu bringen. Und so manchesmal finde ich nicht einmal den Ton für die alltäglichsten Wörter. Zum Beispiel: l'amante. Sie ist weder die Geliebte (von) noch die Liebende, weder die Liebste noch die Liebesgefährtin. Eher verkörpert sie diese alle zusammen umgeben von einem Hauch von Leidenschaft. Habe ich mich vielleicht vom Klang einer fremden Sprache verführen, mich zu dieser Interpretation hinreißen lassen? Wie dem auch sei, die Frage nach ihrem Namen in meiner Muttersprache bleibt bestehen. In der Mehrzahl sind diese Damen dagegen leichter zu benennen. In „les amantes" kann ich „die Liebenden" in diesem umfassenden Sinne annähernd wiederfinden. Doch wie der Leserin, der Betrachterin dieses noch zu übersetzenden Buchtitels bereits auf dem Umschlag deutlich machen, daß es sich um Lesben handelt? In dem französischen Wort kommen sie in dem sogenannten stummen ‚e' zum Ausdruck. Die englischsprachige Übersetzerin machte aus den ‚lovers' ‚lovhers'. In ihrem Vorwort bemerkt Barbara Godard allerdings dazu: „Es ist offensichtlich, daß Lovhers nicht Amantes ist. Lovhers hat seinen eigenen Effekt auf die Sprache." In der deutschen Sprache könnte ich ein weibliches Attribut hinzufügen oder nach einer anderen Lösung suchen, um den weiblichen Charakter hervorzuheben. Doch frage ich mich, ob ich uns überhaupt als Besonderheit betonen will, um zu erscheinen, um sichtbar zu sein. Gehen wir davon aus, daß wir nicht in einem engen Tal sondern in der ganzen Welt leben wollen, so können wir auch das Allgemeine unserer Muttersprache für uns in Anspruch nehmen. Und in diesem Fall können sich die deutschsprachigen glücklich schätzen: das Allgemeine in Form der dritten Person Mehrzahl ist das weibliche DIE. Folglich können die Liebenden nur Lesben sein. Unmißverständlich. Zumindest für die Übersetzerin. Die Betrachterin oder die Leserin entscheidet über ihren Blick in die Welt.

Schwieriger wird es allerdings bei dem allgemeinen unpersönlichen „on", das in der Übersetzung zum kleinen deutschen man wird. Wo immer auch der Ursprung des geschlechtsneutral scheinenden „on" liegt, es liest sich nicht wie l'homme, es klingt

nicht so wie Mann. Dieses kleine distanzierte fest in der französischen Sprache verankerte „on" wird in einem zu übersetzenden lesbisch-feministischen Text plötzlich zum Problem Nummer eins. Für dieses „on" als ein Blick von außen, einem Kamera Auge ähnlich, benutzt, ist die erste Person Mehrzahl ‚wir' zu persönlich, da an Personen gebunden, das kleine ‚du' erst recht, ‚eine' ist zu geschlechtsspezifisch, das Passiv als letzte aller Möglichkeiten zu passiv. „Und wie wäre es mit dem Jemand?" fragte mich eine. Also suche ich ein Wort für einen allgemeinen neutralen Außenblick mit dem Wissen, daß es den gar nicht gibt. Ich möchte sagen: das „on" ist unübersetzbar. So durchziehen kleine weiße Lücken die erste Version meines zu übersetzenden Buches.

Wir erobern uns die Sprache zurück indem wir sie durchstreifen. Sei es, daß wir die Wörter an ihrer Wurzel packen, sie von da aus betrachten, ihnen ihren ursprünglichen Sinn zurückgeben, ihnen unsere eigene Bedeutung zuschreiben, sei es, daß wir sie beim Wort nehmen oder „sie mit einer Aura umgeben, die sie von ihrer herkömmlichen Bedeutung löst und ihnen einen neuen Sinn gibt", Nicole Brossard zu ihrem Roman „le Désert mauve" oder die malvene Wüste. Sie gibt ihnen einen mehrdeutigen und gleichzeitig eindeutigen Sinn, der aus dem Zusammenhang deutlich wird. „Chaque matin, l'aube blanchit le monde de tous les bruits violacés". Jeden Tag reinigt die Morgendämmerung die Welt von allen ins Violette spielenden Geräuschen. Erst der Lauf der Geschichte zeigt den vergewaltigten Morgen, der in den violetten Geräuschen steckt. Violet violacé viol violent violon.

Wir können auch Worte aus einer anderen Sprache nehmen, ‚entleihen'. Sind unsere jeweiligen Muttersprachen nicht durchsetzt mit Fremdwörtern, entliehen aus einer anderen Sprache? „Hier ist der Unterschied, daß wir die Wörter, die wir entleihen, auswählen", sagt Marlène Wildeman zu ihrer englischsprachigen Übersetzung des Lettre aérienne von N. Brossard, the Aerial letter. Sie übernahm das französische „essentielle" in die englische Sprache, weil es die weibliche Form beinhaltet im Gegensatz zum entsprechenden englischen Wort ‚essential', das geschlechtsneutral ist. Susanne de Lotbinière-Harwood übernahm das französische „cyprine" (weibliches Sekret) in ihrer Übersetzung von N. Brossards „Sous la langue" und füllte damit, wie sie sagt, „eine Lexikon-Lücke in der englischen Sprache".

„Fricatelle ruisselle essentielle aime-t-elle de long de son corps la morsure, le bruit des vagues, aime-t-elle l'état du monde dans la flambée des chairs pendant que les secondes s'écoulent cyprine, lutines, marines".
„Does she frictional she fluvial she essential does she all along her body love the bite, the sound waves, does she love the state of the world in the blaze of flesh to flesh as seconds flow by silken salty cyprin."
Under Tongue. Unter der Zunge:
„Liebt sie reibend sie rinnend sie grundlegend entlang ihres Körpers den Biß, das Wellengeräusch, liebt sie den Zustand der Welt im Aufflammen zwischen Fleisch und Fleisch während die Sekunden dahinfließen seidensalziges Zyprin."

Die letzten zwei Worte habe ich vorerst aus der englischsprachigen Fassung übersetzt, da mir für die ursprüngliche noch die entsprechenden Worte fehlen. Mit fremden und neuen Worten Lexikon-Lücken füllen. Oder neue Wörterbücher schreiben, die lesbischen Völker fortsetzen.

Horizon horizonte l'horizon, mauve l'horizon. Der Horizont scheint auf den ersten Blick leicht in Worte zu fassen, leicht in eine andere Sprache übertragbar zu sein. Doch mit jedem Lichtstrahl, jeder Wolke, jeder Luftbewegung verändert er sich. Der zweite und dritte Blick sieht anders aus, gestaltet anders. Das zweite und dritte Schreiben eines Textes drückt sich anders aus, ein zweites und drittes Lesen sieht an-

deres, ist eine Übersetzung der vorangegangenen Version und gleichzeitig eine neue. Gedankensplitter haben sich zwischen den Versionen eingenistet. Das Wiedersehen, Wiederschreiben, Wiederlesen, Wiedergeben geht jedoch über eine Erneuerung, Verwandlung, Umgestaltung hinaus. Es ist erneuern, verwandeln, umgestalten, ein Prozeß, der nicht aufhört, nie beendet ist.

Wir gratwandern vagabundieren reisen durch unsere Sprachen auf der Suche nach unseren WortSchätzen.

montréal mai 1989

Ich danke Nicole Brossard, Marlène Wildeman und Susanne Lotbinière-Harwood für ihre Gespräche, Diane Trépanière für ihre anregenden Fotos beweglicher und sich verändernder Wurzeln, Monique Wittig und Sande Zeig für Lesbische Völker. Ein Wörterbuch, aus dem Amerikanischen Lesbian Peoples übersetzt von Verena Stefan und Gabriele Meixner, 1983 im Verlag Frauenoffensive erschienen.

Wort

Da Worte Bedeutungswandlungen, Bedeutungsverschiebungen, Bedeutungsverlusten aller Art unterworfen sind, kommt es über kurz oder lang dazu, daß sie nicht mehr auf die Wirklichkeit oder die Wirklichkeiten einwirken. Dann müssen sie reaktiviert werden. Dieses Unternehmen ist nicht einfach und kann auf unterschiedliche Weise durchgeführt werden. Am verbreitetsten ist die Methode der Fabelüberbringerinnen. Da die Fabelüberbringerinnen ständig unterwegs sind, berichten sie, unter anderem, über die Metamorphose der Wörter von einem Ohr zum anderen. Sie selbst verändert die Versionen dieser Metamorphosen; nicht, um die Dinge noch mehr zu verwirren, sondern weil sie die Veränderungen dokumentieren. Das Resultat dieser Veränderungen besteht darin, feststehende Bedeutungen zu vermeiden. Es gibt auch den Tribut, den die Liebesgefährtinnen für Wörter entrichten. Sie berufen Versammlungen ein; und zusammen lesen sie die Wörterbücher. Sie einigen sich über die Wörter, auf die sie nicht verzichten wollen. Dann bestimmen sie je nach Gruppe, Gemeinde, Insel, Kontinent den möglichen Tribut, der für die Wörter zu entrichten ist. Wenn darüber entschieden ist, entrichten sie ihn (oder sie entrichten ihn nicht). Diejenigen, die ihn entrichten, nennen es scherzhaft „mit dem eigenen Herzblut schreiben"; das, sagen sie, sei das mindeste, was sie tun können.

Quelle: Monique Wittig, Sande Zeig, Lesbische Völker, München 1983, S. 160 (vergriffen)

M.A.F. Räderscheidt: **‚Frauen mit Katzenschnuten‘**

164 Kohlezeichnung 1985

Chris Paul

Vom Feuerspucken – Zwei Jahre ÄTNA

Das Paradoxon eines lesbisch-feministischen Verlages

An einem frühen Sommertag vor zwei Jahren in Berlin überkam mich die Spinnerei wie ein Sonnenstich. „Wir machen einen eigenen Verlag!" sagte ich zu den beiden, die bei mir waren, und hatte sie schon fast überzeugt.
Der Winter war sehr kalt gewesen und sehr anstrengend. Ich hatte geschrieben und geschrieben an meinem zweiten längeren Werk, nun war es endlich fertig.
Von meinem ersten längeren Werk wußte ich, was jetzt kommen würde – das Rumstehen im Kopierzentrum, das Raussuchen von Verlagsadressen und dann das lange Warten auf Antworten. Genauer gesagt auf Absagen. Ich hatte einen ganzen Ordner voller Absagen. Unpersönliche Formschreiben, nur der Wagenbach Verlag hatte sich tatsächlich auf meinen Text bezogen – „Tendenz-Prosa dieser Art" hätten sie noch nie veröffentlicht. Da fing ich an, etwas über Verlagspolitik zu begreifen. Daß ein Verlag nur die Bücher veröffentlicht, die den Verleger/innen ins jeweilige Lebenskonzept passen. Wir machen einen eigenen Verlag, sagte ich. Einen, in dem Platz ist für unser Lebenskonzept. Und so entstand das LesbischFeministische VerlagsProjekt.

Auf dem Lesbenpfingsttreffen 87 präsentierten wir unser erstes Druckwerk – einen leuchtend gelben Zettel. „Merkwürdig, daß es uns nicht schon gibt", war darauf zu lesen.
„Merkwürdig, daß unter all den Frauenbüchern der letzten Jahre so wenige sind, die Lesben zufriedenstellen. Merkwürdig auch, daß so wenige deutschsprachige Schriftstellerinnen Lesbenromane schreiben."
Feststellungen, die auch heute, zwei Jahre später, noch Gültigkeit besitzen, die aber immer noch weniger bemerkt als benörgelt werden. Es liegt ein zäher Nebel um die sachliche Auseinandersetzung mit Lesbenliteratur, so zäh, daß es sie gar nicht zu geben scheint. Nur vages Unbehagen, vehemente Geringschätzigkeit, kategorische Zweifel.
Dem setzten wir enthusiastische Entschlossenheit entgegen, Lea Morrien und ich. Auch sie hatte einen Ordner voller Absagen, ein fertiges Manuskript, Sehnsucht nach mehr Lesbenbüchern und die Nase voll vom lähmenden Warten. Wie sagte unser gelber Zettel:
„Wir sind Schriftstellerinnen, lesbische feministische Schriftstellerinnen. Wir schreiben weder selbstmitleidige Bekenntnisliteratur noch oberflächlich rasante Unterhaltungslektüre, sondern Bücher, die gleichzeitig spannend und anregend sind. Unsere Heldinnen leben bewußt in einer Umwelt, die ihre Existenz leugnet und ihre Bedürfnisse verhöhnt. Die Hauptrolle in unseren Geschichten spielen Frauen, die kämpfen um Freiräume, in denen *eigenes* Leben möglich ist."
Lesbisch sein ist politisch, die Liebe zwischen Frauen drückt sich nicht nur im Schlafzimmer aus, sondern bestimmt die Wahrnehmung und Gestaltung des gesamten Lebenszusammenhangs. Das war und ist unser Lebenskonzept, und in diesem Sinne woll(t)en unsere Bücher „literarische Spiegel schaffen für die vielfältigen Lebenswirklichkeiten von frauenliebenden Frauen".
Das war die Theorie.
Die Praxis bestand im mühsamen Einarbeiten in die Grundlagen der kapitalistischen Marktwirtschaft, des gut durchorganisierten Buchmarktes und des Büchermachens. Freundinnen und ein paar Fremde hatten mit Darlehen und Spenden unseren Kontostand auf die bis dahin unvorstellbar scheinende Summe von DM 22.000, zweiundzwanzigtausend, hochschnellen lassen.

Innerhalb weniger Monate waren wir von erfolglosen Autorinnen zu Jungunternehmerinnen geworden. Ein Rollenwechsel, mit dem wir nicht gerechnet hatten, der Mühe bereitete.
Das Feilschen um literarische Qualität hatte als beendet zu gelten, nun ging es darum, die mühsam gefundenen Worte in der bestmöglichen Verpackung an die Leserin zu bringen. Schließlich wollten wir aus unseren getippten Manuskripten verkaufsfertige Bücher machen. Und nicht nur verkaufsfertige. Wir mußten lernen, daß die Arbeit einer Verlegerin nicht beendet ist, wenn Setzerei, Druckerei und Buchbinderei ihre Aufträge erledigt haben (und die Rechnungen bezahlt sind). Damit die monatliche Abrechnung des Vertriebes (der die Bücher an die Buchhandlungen ausliefert) mehr wert ist, als das Papier, auf dem sie steht, müssen aus verkaufsfertigen verkaufte Bücher werden.
Der lange Weg eines Textes vom Kopf der Autorin in den der Leserin.
Schreiben ist Kommunikation, die Mitteilung einer, die schreibt, an viele, die lesen. Schreiben ist öffentliche Kommunikation, bricht die Intimität des Tagebuches oder des Briefes. Verlage ver-öffentlichen, stellen Texte der Öffentlichkeit vor, sind angewiesen auf Interesse und Zustimmung von Tausenden, die ein Buch kaufen.
Wenn es also um die Frage geht – wie kommt eine dazu, ausgerechnet ein ÄTNA-Buch zu kaufen, antwortet mein Autorinnen-Ich mit Hinweisen auf Qualität, auf Stil, Inhalte, Originalität.
Als Verlegerin muß ich von der Marktlage sprechen, von Zielgruppen und Werbung. Von Anzeigen, Lesungen, Rezensionen, von breitgestreuter Öffentlichkeitsarbeit, damit unsere Ver-Öffentlichung die Teilgruppe der Öffentlichkeit erreicht, die sie voraussichtlich kaufen wird. Und da zeigt sich, daß ein LesbischFeministischer Verlag eine Absurdität, ein Unding, eine Unmöglichkeit ist. Denn der Begriff *lesbisch* ist sozusagen das Gegenteil des Begriffs *öffentlich*.

Heimlicher Alltag – öffentliche Verlagsarbeit

Im Bundestag wird den Grünen verbindlich vorgeschrieben, nicht von *Lesben* und *Schwulen* zu sprechen, sondern die Benennung *homosexuell* zu verwenden. Eine Werbung des Münchner Frauengesundheitszentrums, in der das Wort *lesbisch* vorkam, wurde von der Bundespostdirektion aus diesem Grund abgewiesen. Und wie sagte meine Mutter lange – ihr könnt es ja tun, aber ihr müßt nicht immer drüber reden.
Die öffentliche Benennung der emotionalen, sexuellen, sozialen Bezogenheit von Frauen aufeinander ist unerwünscht bis verboten. Ausdrückliche juristische Regelungen, die lesbische Lebens- und Ausdrucksformen kriminalisieren, wie sie in Großbritannien letztes Jahr mit Clause 28 getroffen wurden, gibt es in der BRD – noch – nicht, aber der gesellschaftliche Konsens ist allen vertraut und wird nur ungern gebrochen.
Frauen, die mit Frauen leben, mit Frauen schlafen, Lesben eben, sind als gesellschaftliche Gruppe nicht existent. Nicht einmal vor sich selbst.
Zwar hat es etwas geheimbündisches, Lesbe zu sein, denn ob Vermieter/innen, Mitarbeiter/innen, neue Bekannte, die eigene Familie, zufällige Nachbarinnen eingeweiht werden, setzt immer *immer* einen langen Prozeß der Charakterforschung voraus. Kann sie/er das verkraften? Kann ich es verkraften, wenn sie/er negativ reagiert? Es kommt einem Vertrauensbeweis und einer Prüfung gleich, diese Mitteilung über sich selbst zu machen. Als wäre ich Mitglied in einem subversiven, wenn nicht verbotenen, so doch allgemein mißbilligten Zirkel. Doch den Zirkel, den Lesbenverein, die stärkende Organisation gibt es nicht. Lesbe ist jede für sich allein, mit ihrer Freundin, vielleicht noch mit einer Clique „Gleichgesinnter".
Nur ein Bruchteil lesbischer Frauen begreift ihr Lesbischsein als wichtigen Teil ihrer Identität. Unsichtbarkeit, Nichtöffentlichkeit, Heimlichtuerei sind lesbischer Alltag.

Damit stößt die notwendig öffentliche Verlagsarbeit auf allen Ebenen zusammen. Da ist die Mitarbeiterin auf Honorarbasis, die auf keinen Fall im Buch selbst oder auf Veranstaltungen genannt werden will. Da sind die Leserinnen, die es nicht wagen, „so ein" Buch in einer „normalen" Buchhandlung zu bestellen. Da sind die nicht offen lesbisch lebenden Rezensentinnen, die dann doch lieber keine Besprechung in „ihrer" Zeitung schreiben. Da ist die Vertreterin, die dringend rät, „das Wort" nicht auf der Titelseite erscheinen zu lassen, weil sie sonst keiner Buchhandlung dieses Buch verkaufen könnte. (Ohne das Netz von Frauenbuchläden und ohne den engagierten Frauenliteraturvertrieb hätten wir gar nicht erst anfangen brauchen, weil weder „normale" Vertriebe, noch „normale" Buchhandlungen unsere Bücher genommen hätten.)
Da sind meine eigenen Ängste, wenn ich mit den Vorlagen für einen Werbeprospekt Setzerei und Druckerei betrete. Angst, wieder rausgeschmissen zu werden, wenn der Blick auf die vielen „Lesben" im Text gefallen ist. Mißtrauen gegen die Post, ob sie offene Drucksachen wirklich zustellt, nachdem Mitteilungen des Lesbenpfingsttreffens, des Lesbenrings niemals angekommen sind.
Da sind die Autorinnen und ihre Texte, in denen sich all die Heimlichkeit, die unterschwellige Angst, die Verbitterung widerspiegeln.

Ich lese jeden Text als Mitteilung der Autorin über ihre individuelle Lebenssituation. Nicht nur die offen autobiographischen. Es ist auch eine Mitteilung, in welcher Form eine schreibt, welchen Stil sie wählt, welchen literarischen Vorbildern sie folgt. Und wenn die über hundert Texte, die wir von rund 80 Autorinnen für unsere Anthologie geschickt bekommen haben, so oft dieselben erbärmlichen Geschichten erzählen, ist das eine Aussage. Die vielen Spaziergänge im Regen mit Erinnerungen an eine große Liebe, die heute verheiratet ist; die desillusionierten Subbeschreibungen; die schmerzhaften Coming out-Szenen sind literarisch nicht besonders originell, aber offensichtlich lebensbestimmend für viele Schreibende. Und die vielen Texte, die Briefe oder Tagebucheintragungen oder grobe Entwürfe sind, aber keine Geschichte, zeugen von mangelnder Übung im Schreiben, nicht grundsätzlich von mangelnder Begabung.

Offen-sichtlich sind die schreibenden Lesben, stellvertretend für Lesben insgesamt, mit der verarbeitenden Wiedergabe ihrer oft depremierenden Alltagserfahrungen völlig ausgelastet. Ein Stadium in der Literaturbildung, das in der hinreichend bekannten Frauenliteratur zu einer Flut sogenannter Bekenntnisbücher geführt hat. Ein Stadium in der Literaturbildung, über das Lesbenliteratur in der Bundesrepublik offenbar nur sehr mühsam hinauskommt.
Erfahrungen werden widergegeben, aber nicht durchdrungen. Das Erzählte bleibt persönliches Erleben, das Aufzeigen von zugrundeliegenden, über den privaten Bereich hinaus gültigen Strukturen unterbleibt.
Es fehlt an allen sprachlichen Werkzeugen zur analytischen oder symbolischen Handhabe lesbischer Erfahrungen. Allein der Begriff „Lesbe" ist umstritten. Worte wie „homosozial", „homoemotional", „frauenidentifiziert" stammen aus nordamerikanischen oder kanadischen Veröffentlichungen, die zum Teil schon 10 Jahre alt sind, sind hier aber so gut wie unbekannt. Wo es nicht einmal ein angemessenes Vokabular gibt zur Erfassung von Beziehungen von Frauen untereinander, wo also schon die empirisch beobachtende Ebene vollständig vernachlässigt wurde, kann eine symbolische Ebene kaum entwickelt werden.
Was Lesben schreiben, dokumentiert, was sie leben. Solange wir in unseren heimlichen Angstgefängnissen leben, können wir keine großen, freischweifenden Denk- und Phantasieentwürfe produzieren.
Solange es keine selbstbewußte, offensive Lesbenbewegung gibt mit stärkerer Lesbenpräsenz in allen gesellschaftlichen Bereichen, wird es nicht viel selbstbewußte Lesbenliteratur geben.

Es gibt sie, zumindest in Ansätzen.
Was wir als – zugegebenerweise winziger – Verlag zur Förderung tun können, ist zum einen, durch unsere pure Existenz zu signalisieren, daß diese Art offensiven Lesbischseins durchaus möglich ist.
Konkret unterstützen wir die Autorinnen unserer beiden nächsten Veröffentlichungen: eine Zeichnerin, die sogar einen finanziellen Vorschuß erhalten hat, um an einem Cartoonband über Lesbenleben zwischen Vision und Wirklichkeit zu arbeiten, und eine Autorin, die nicht zuletzt durch unsere Zustimmung angefangen hat, ihr 500 Seiten starkes Manuskript stark zu überarbeiten.
Es sind nur sehr wenige Frauen, die wir so direkt unterstützen können, die 23 Autorinnen der Anthologie, die in diesem Herbst erscheint, gehören dazu. Indirekt versuchen wir auch diejenigen zu ermutigen, deren Texte wir nicht veröffentlichen, indem wir die Gründung von Schreibegruppen anregen, die Weitergabe von Adressen anderer schreibender Lesben anbieten. Ein regelmäßiges Info über lesbenliterarische Aktivitäten ist geplant, ebenso wie die Organisation eines Schreibworkshops oder Treffens schreibender Lesben. Doch all diese Pläne stoßen an die natürliche Grenze der Kräfte von zwei Frauen, die nebenher Geld verdienen müssen und eigentlich nur vorübergehend und nebenbei Verlegerin sein wollten, weil das eigene Schreiben Ausgangs- und Zielpunkt all dieser Aktivitäten ist.

ÄTNA ist von Anfang an ein Experiment mit ungewissem Verlauf gewesen, eine Initialzündung, von der wir nicht gewußt haben, was sie in welche Richtung bewegen würde. Die Hoffnungen auf einen selbstbestimmten Arbeitsplatz haben sich bisher nicht erfüllt, auch nicht die auf schnellen literarischen Ruhm.
Stattdessen hat sich der dicke Nebel um mich herum gelichtet, der eine sachliche Auseinandersetzung mit lesbischem, also meinem eigenen Schreiben unmöglich gemacht hat. Die Verlegerei hat mir Zugang zu empirischem Material verschafft, zu einer Flut von lesbischen Texten, die ich oft mit großem Vergnügen gelesen habe. Eine Djuna Barnes war noch nicht unter den Autorinnen, auch keine Mary Daly – vermessene Ansprüche. Es waren Geschichten, die mich berührt haben, zum Lachen oder auch zum Weinen gebracht haben. Ich habe mich aufgeregt und weggeträumt, identifiziert oder distanziert. Und ein paar mal etwas begriffen, was ich vorher so nicht gesehen, nicht verstanden hatte. Lesbenliteratur aus dem deutschsprachigen Raum leistet schon heute, was Literatur meiner Ansicht nach bestenfalls tun kann – über die Demonstration sprachlicher Virtuosität und blühender Phantasie hinaus vermittelt sie der Leserin einen anderen Zugang, einen neuen Zugriff auf die eigene Realität.

Ohne diese zwei Jahre Verlagsarbeit hätte ich den lähmenden und das Schreiben vergiftenden Widerspruch zwischen Öffentlichkeit und Lesbischsein nicht in seiner vollen Tragweite erkannt. Und mich weiter mit der Heimlichkeit herumgeschlagen. Im wörtlichen Sinne.
Stattdessen habe ich angefangen zu fragen – warum ist das so?

Importiertes Lesbenbewußtsein

Es hat in den letzten 20 Jahren Frauenbewegung in der BRD eine stärkere Lesbenpräsenz gegeben. Ich bin zu jung, um dabeigewesen zu sein, aber ich kann mir erzählen lassen, und ich finde die Spuren unserer Vorgängerinnen. Da gab es den „AmazonenVerlag", „Medea" und den „Come-Out-Lesbenverlag", letzterer der einzige, der im Namen offen war. Alle drei haben nach wenigen Veröffentlichungen die Arbeit eingestellt. „Sub Rosa" wechselte Namen und Programm und ist seither als „Orlanda" einer der beiden „großen" Frauenverlage. Der andere „Frauenoffensive" veröffentlicht relativ viele Lesbenbücher – in der überwiegenden Mehrzahl sind das

– wie in den anderen Verlagen – Übersetzungen aus dem englischsprachigen Raum. Heute importieren wir Lesbenbewußtsein aus den USA, aus Kanada, in Ausnahmefällen auch aus England und Frankreich.
Unsere einzige „Schwester" im deutschsprachigen Raum, der Daphne-Verlag in Göttingen, hat bisher ebenfalls nur Übersetzungen gebracht, womit ein wesentlicher Aspekt von Öffentlichkeitsarbeit, den wir sehr intensiv auszubauen versuchen, entfällt. Der direkte Kontakt von Autorin und Leserinnen ist nicht möglich, die unmittelbare Identifizierung mit dem beschriebenen Geschehen auch nicht, da die Übersetzungen immer in einem ähnlichen aber doch anderen gesellschaftlichen und kulturellen Rahmen spielen. So weiß ich aus Büchern eine Menge über das Coming Out im nordamerikanischen Hinterland oder die New Yorker Subs, jedoch nichts über niederrheinische Junglesben oder die Frankfurter Szene.

Was multikulturelles Lernen sein könnte, wird so zum Entfremdungsmechanismus, weil dem „Internationalen" nichts eigenes entgegengesetzt wird. Der potentielle Austausch ist zur Einbahnstraße geraten, weil die Auseinandersetzung mit lesbischen Lebensformen in der Bundesrepublik weitgehend verweigert wird.
Warum? Wo liegt die Ursache für diese Scheu der Lesben selbst, sich als solche zu bezeichnen, wahrzunehmen und zu thematisieren?
Direkte gesetzliche Bestrafungen sind nicht zu befürchten, gesellschaftliche Repressionen sehr wohl, aber welche mit Lesben aus der DDR, aus Liechtenstein, auch aus Österreich gesprochen hat, weiß, wieviel Öffentlichkeit hier eigentlich möglich ist. Möglich wäre.
Woran liegt es, daß wir/Lesben die bestehenden Freiräume nicht nutzen?
Da dies – im Vergleich zu Nordamerika, England, Kanada – ein speziell bundesdeutsches Problem zu sein schein, liegt es nahe, die Antworten in der speziell bundesdeutschen Geschichte zu suchen. Eine Geschichte, in der vor 50 Jahren auch Lesben zur Vernichtung in die KZ's gebracht wurden. Die Angst davor sitzt tief und ist doch nahezu unbegreifbar, weil Lesben eben nicht als Lesben umgebracht wurden, sondern als Asoziale. Eine doppelte Zerstörung, die Lesben nicht einmal als Opfer sichtbar macht. Wo schon die ungeheuerliche Zahl von 6 Millionen ermordeter Jüd/inn/en zu klein ist, um zahlreiche Bundesbürger/innen von der Existenz eines Völkermordes zu überzeugen, wie wenig wollen sie dann wissen von dem Mord an einigen Tausend Lesben in der Kategorie der Asozialen. Von Mord, Verbrechen, moralischer Ungerechtigkeit wollen die meisten nichts hören im Zusammenhang mit Lesben. Gleichzeitig ist da noch viel zu oft so was wie – „eigentlich haben sie es ja nicht anders verdient."
Lesbisch sein kann tödlich sein – das vage Gefühl hat sich gehalten, versteckt, unausgesprochen, lähmend. So stark bewegungsunfähig machend, daß uns der Verstand aussetzt. Daß wir nicht genau hingucken wollen, die Analyse verweigern, das Fragen vergessen. Und folgerichtig auch keine Forderungen stellen.
Die nach kultureller Identität zum Beispiel.
Nach zwanzig Jahren Neuer Frauenbewegung ist es wohl an der Zeit, daß die lesbischen Frauen innerhalb dieser Bewegung (und das sind viele) sich zu Wort melden und neben den zahlreichen feministischen Ansätzen, wenigstens mal zwei oder drei lesbische entwickeln. Unter anderem für die Kunst, die Literatur.
Wir versuchen – als Autorinnen und Verlegerinnen – das Material dafür zu liefern.

M.A.F. Räderscheidt

‚Man sagt, sie sei eine schöne Frau gewesen – habe aber nichts als die Malerei geliebt'

Pigmentfarben auf Leinwand, 140 x 190, 1988

„Der Malerinnenberuf fordert den BetrachterInnen und mir alltägliche Freiheiten ab; provoziert zur Aussage, die durch die persönliche Berührung über den Farbträger der Sinnlichkeit, mich – und eine jede – immer wieder auf sich selbst zurückwirft. Da in der Kunst der liebevolle Blick auf das eigene Geschlecht meist der Voraussetzung tollkühner Lebensfreude und Selbstverständlichkeiten entspricht – wie er besonders bei Frauen die Rituale der Nicht-Unterwerfung in Idee und Ausführung fördert – kann ich von mir behaupten, daß meine Entscheidung, lesbisch zu lieben, meine Arbeit beflügelt. Ebenso wie die Tatsache, daß ich in meinem Atelier „wie endlos" arbeiten/leben kann und niemals in einem Zuhause von einer Schürze und entsprechendem Ballastmaterial an deren Zipfel erwartet werde . . ."

M.A.F. Räderscheidt 1989

Anke Schäfer

Alter-native Lesbenpolitik

Im klassischen Sinne „alt" bin ich noch nicht, mit meinen 51 Jahren. In der heterosexuellen Szene jedoch sind Frauen bereits dann „alt", wenn sie nicht mehr unbedingt als Objekt für männliche Idealvorstellungen angesehen werden. Und das sind in der Regel die Anfang Vierzigjährigen.
Seit ich weiß, daß ich Frauen liebe, mit ihnen arbeite und lebe, habe ich hauptsächlich mit Jüngeren zu tun. Gelegentlich höre ich von ihnen den Satz „bei Lesben spielt das Alter doch gar keine Rolle". Der ist mir entweder als Trost zugedacht (den ich allerdings nun wirklich nicht nötig habe), oder die (meist sehr viel) Jüngeren wollen angesichts meiner größeren Lebenserfahrung ihr Selbstwertgefühl mit dieser Feststellung wieder aufrichten. Ich bewundere die Leichtigkeit, die Flexibilität der jungen lesbischen Frauen, die stolz und selbstsicher emotionale Probleme angehen, die Eigenschaften besitzen, die ich mir jahrzehntelang nur mühsam erarbeitet habe. In dieser Hinsicht habe ich viel von ihnen lernen können. Und dennoch gibt es Unterschiede, die nicht von der Hand zu weisen sind. Durch meine Geschichte habe ich eine ganz andere Erfahrung mit meiner lesbischen Existenz gemacht, als die jungen Frauen, die sich die Umwege über Ehe und Mutterschaft ersparen konnten. Meine Gefühls- und Erlebnisfähigkeit ist mit zunehmendem Alter größer geworden. Meine Lebenserfahrung, meine Menschenkenntnis kann ich bei wichtigen Entscheidungen besser als früher gezielt einsetzen. Das gute Verhältnis zu meinem eigenen Körper, zu meiner Sexualität, zu meiner lesbischen Identität und das Wissen um meine Kraft- und Energiequellen geben mir heute das Selbstvertrauen, das ich brauche, um meine Träume zu realisieren.

Meine „Midlife-crisis" hatte ich mit 35 Jahren. Da begann ich, mein Leben von Grund auf zu ändern: Ich löste mich aus der Ehe, hing meine berufliche Karriere an den Nagel, orientierte mich an Theorien der damals aufkommenden Frauenbewegung, gründete einen Frauenbuchladen, verliebte mich in eine Frau – und wußte: Das ist und bleibt mein Weg! Heute habe ich meine heterosexuelle Vergangenheit weitestgehend aufgearbeitet, lebe sehr in der Gegenwart und kann in die Zukunft träumen.
Das bittere Los, das den meisten alten Frauen in unserer Gesellschaft bestimmt ist, wollt eich für mich nicht in Betracht ziehen. Aber, um für mich etwas zu ändern, muß ich selbst aktiv werden – das habe ich schon sehr früh erkannt. So habe ich seit meinem 40. Geburtstag den Wunsch und die Vorstellung entwickelt, mit den Frauen, die ich liebe, mit denen ich lebe und für eine lesbenfreundliche Gesellschaft kämpfe, gemeinsam alt zu werden. Nicht in einer Zweierbeziehung, sondern in einer größeren Gemeinschaft.

Ich begann die „Alten" zu suchen! Es war nicht einfach. Auf Lesbentreffen oder -festen bemühte ich mich – meist vergeblich – zu älteren „Grauköpfchen" (wie eine Freundin uns einmal liebevoll nannte) Kontakt zu bekommen. Es gab nicht viele, ich traf sie nur vereinzelt, entweder allein oder von einem Kreis jüngerer „Fans" umgeben – denn graues Haar und ein faltiges Gesicht sind für viele Lesben recht attraktiv –. Ein kurzer desinteressierter Blick, bestenfalls ein flüchtiges oberflächliches Lächeln nahm mir oft genug den Mut, die Älteren überhaupt anzusprechen. Mit der Erklärung einer Freundin, es handele sich wahrscheinlich um so etwas wie ein „Platzhirschsyndrom" (sie benutzte doch tatsächlich dieses Wort), wollte ich mich nicht zufrieden geben. Ich war eher bereit, auf Verunsicherung oder Mißtrauen zu tippen, wenn sie unvermittelt einer Gleichaltrigen gegenüberstanden.
Aber 1983 auf dem Pfingstlesbentreffen in Osnabrück kam es dann doch zu einem er-

sten Treffen von etwa 30 Lesben über 40 Jahre. Dieses erste Gespräch war wahrscheinlich für alle Anwesenden ebenso erfrischend, befreiend und hoffnungsvoll, wie für mich. – Heimgekehrt begann ich sofort die Konzeption eines lesbischen „Altersheimes" zu entwerfen. Da ich keinen passenderen Ausdruck finden konnte, rang ich mich zu diesem, für viele sicherlich negativ besetzten Begriff durch; ich gab ihm einfach einen anderen Inhalt: Ich wollte mit gleichaltrigen, gleichberechtigten Frauen leben, ich stellte mir vor, wie wir zusammen alt würden, als einen ständigen Prozeßt im Streben nach Autonomie, nach Weisheit, Gelassenheit, Großzügigkeit, in dem aber auch Fürsorge und Verständnis füreinander und Erotik ihren Platz haben. Aus Gesprächen, die ich dann mit gleichaltrigen Frauen führte, glaubte ich herauszuhören, daß dies auch den Vorstellungen der meisten Frauen entsprach. Ich fühlte mich verstanden, aufgehoben und war sehr euphorisch.
Seit Osnabrück verbrachten wir regelmäßig alle drei Monate ein Wochenende zusammen. Einige blieben weg, andere kamen neu hinzu, weil es sich herumgesprochen hatte, wir lernten uns besser kennen. Unter einigen Frauen entstanden Freundschaften – auch Liebschaften, auf jeden Fall waren wir alle erst einmal sehr neugierig aufeinander. Wir träumten von nun an zusammen von gemeinsamen Reisen, von einem Leben miteinander und malten uns alles bis in kleinste Details aus, wie es sein könnte, wie es einmal würde... Solange es um theoretische Vorstellungen ging, waren wir uns alle sehr einig.

So glaubte ich, daß die Finanzierung eines lesbischen Altersheimes das vordringlichste Problem sei. Aber bei der Finanzdiskussion stellte sich heraus, daß die Vorstellungen der Frauen doch recht unterschiedlich waren, daß der Eigentumsbegriff ganz verschieden definiert wurde. So konnten z.B. Frauen, die ihr Leben lang hart gearbeitet hatten, um im Alter abgesichert zu sein, sich nicht vorstellen, erworbene materielle Werte so einfach an die Allgemeinheit abzugeben, während es für andere – unter diesem Aspekt – kein Problem darstellte. Und viele hatten den Mut nicht, materielle Sicherheiten aufzugeben.
Wir wurden ehrlicher, fordernder zueinander. Diejenigen, die das nicht aushalten konnten, blieben zunächst weg. Bei der Gründung des Vereins SAFIA im April 1986 in Geroldswind waren wir sieben Frauen. An diesem Wochenende besichtigen wir zum erstenmal das 1 km entfernt liegende Anwesen „Wüstenbirkach". Wir fingen alle Feuer! Das war es! Hier wollten wir zusammen leben. Zwei Häuser, fünf Hektar Land drumherum. Der Platz schien großzügig genug, unsere individuellen Lebensbedürfnisse zu verwirklichen.
Plötzlich war die Finanzierung kein Problem mehr. Ein Plan wurde aufgestellt, es galt 400.000,- DM zusammenzubringen. In den nächsten Tagen wurden im Norden, Westen und Süden Häuser verkauft, Ersparnisse flüssig gemacht, Darlehen entgegen- und aufgenommen. Zwei Wochen nach der ersten Besichtigung zog die erste von uns in Wüstenbirkach ein, der Kaufvertrag wurde unterzeichnet, im Mai die Kaufsumme bezahlt – und das erste lesbische Altersheim existierte!

Als wir uns Pfingsten 1986 zusammen mit anderen SAFIA-Frauen in Wüstenbirkach trafen, waren wir alle noch recht atemlos von den sich überstürzenden Ereignissen der letzten Wochen. Es war geschehen, ohne daß wir Zeit hatten, Zweifel in uns hochkommen zu lassen oder mutlos zu werden. Wir wußten nur, daß wir eine Entscheidung getroffen hatten, die zu revidieren nur sehr schwer sein würde. Dazu war der psychische und materielle Einsatz zu hoch. Wir mußten – und wollten es auch – mit unserer Unterschiedlichkeit zurechtkommen. Unser eigener Anspruch, daß es nun gutgehen muß, die Erwartungen der anderen Frauen, daß hier ein beispielhaftes, mutmachendes Lesbenprojekt entstanden ist, lastete in der Folgezeit zuweilen recht schwer auf uns. Unter den Frauen, die inzwischen schon in Wüstenbirkach einziehen konnten, entstand eine fast hektische Betriebsamkeit: Jede begann sofort ihren Platz einzunehmen, indem sie die für sich beanspruchten Wohnräume zu abge-

schlossenen Wohneinheiten aus- bzw. umbaute, Teile des Hofes entrümpelte, einen eigenen Garten bestellte und Holz für den Winter einsammelte...

Das alles ist nun drei Jahre her und es gibt in Wüstenbirkach schon so etwas wie einen Alltag. Ich selbst lebe noch nicht auf dem Hof, obgleich ich mich damals mit einem Anteil von 50.000,- DM am Kaufpreis beteiligt hatte. Das Geld dafür haben mir die anderen Frauen geliehen, aber ich kann es nur in kleinen Raten zurückzahlen, da ich in Frauenprojekten arbeite, in denen die Bezahlung das Existenzminimum kaum übersteigt und die auch örtlich an Wiesbaden gebunden sind. So bin ich nur besuchsweise in Wüstenbirkach und erfahre gelegentlich und meistens aus der Ferne über das Leben der zur Zeit fünf dort ansässigen Frauen, über ihre Bemühungen, sich in die neuen Lebensbedingungen einzufügen und innerhalb gruppendynamischer Prozesse ihre jeweilige Position zu vertreten.
Ich bin zwar noch nicht integriert, aber doch auch nicht so außenstehend, als daß ich in der Lage wäre, objektiv über das derzeitige Leben der Frauen in Wüstenbirkach zu berichten.

Stattdessen will ich erzählen, wie es mit SAFIA weitergeht, welche Entwicklung der Verein bisher genommen hat und einige unserer Utopien verraten.
Nach der Vereinsgründung und sicher auch angeregt durch die Existenz von Wüstenbirkach haben wir viele neue Mitgliederinnen bekommen. Außer persönlichen Veranstaltungen in einzelnen Städten oder auf Lesbentreffen haben wir bewußt keine größer angelegte Werbung für SAFIA durchgeführt. Es geht uns nicht darum, einen riesigen Vereinsapparat aufzubauen, in dem der Vorstand bestimmt, was gemacht wird, sondern es soll ein Selbsthilfeverein bleiben, der seinen Mitgliedern Raum und Gelegenheit bietet, für sich selbst aktiv zu werden. Unsere Vorstellung ist, daß es nach Wüstenbirkach noch weitere Häuser und Plätze geben sollte, in Stadt und Land, in den Bergen oder am Meer, je nachdem wo sich die Frauen hingezogen fühlen. Das überregionale vierteljährliche Treffen wird weiter stattfinden, damit sich die Frauen kennenlernen und sich Gleichgesinnte zusammentun können. Wir hoffen, daß wir einst in der Lage sein werden, von den Mitgliedsbeiträgen ein SAFIA-Kommunikationszentrum einzurichten, um damit einen festen Treffpunkt zu haben.
Für mich bedeuten diese SAFIA-Wochenenden stets sehr viel. Es kommen immer wieder neue Anregungen und Ideen aus unserem Kreis, was wir uns wünschen oder was wir für uns ändern können. Zum Beispiel wäre es notwendig – gerade für ältere Lesben – darum zu kämpfen, daß bestehende Gesetze dahingehend geändert werden, lesbische Lebensgemeinschaften mit denen der Heterogesellschaft gleichzustellen. Zum Beispiel gilt rechtlich noch keine Frau aus einer lesbischen Lebensgemeinschaft als Vertrauensperson für einen Arzt, wenn die Freundin einen Unfall erleidet oder sonst ärztlich betreut werden muß und noch andere Familienangehörige Auskunft verlangen oder eine Entscheidung fordern. Wir haben zwar alle einen Zettel bei uns, der Auskunft gibt, welche Frau unseres Vertrauens im Notfall zu benachrichtigen ist, und die Ärzte halten sich auch weitestgehend daran, aber wenn ein leibliches Familienmitglied dazwischenfunkt und womöglich den behandelnden Arzt wegen falscher Entscheidung verklagt, zeigt sich, daß die rechtliche Situation doch nicht genügend abgesichert ist, was die meisten Ärzte aus Unsicherheit veranlaßt, der „Fürsorge" von Familienangehörigen stattzugeben.
Auch beim Erbrecht hat die Freundin nicht die gleichen Rechte, die einem Ehemann eingeräumt werden, ja, selbst jeder andere Familienangehörige (Eltern, Geschwister) hat ein Anrecht auf das Erbe, wenn kein Testament vorliegt. Frau stelle sich vor, wenn der persönliche Anteil der verstorbenen Bewohnerin eines lesbischen Altersheimes an den Vater oder den Bruder vererbt werden muß! Und selbst wenn ein Testament zugunsten von SAFIA vorliegt, muß ein Pflichtanteil ausgezahlt werden, was in diesem Falle der Verein übernehmen muß. Den Pflichtanteil über eine Schenkung an SAFIA zu umgehen, geht nur, wenn diese Schenkung mindestens

zehn Jahre vor dem Tode erfolgte. Wir werden gemeinsam zu entwickeln haben – mit juristischer Beratung – wie wir diese Mißstände angehen können. Dazu brauchen wir auch den Verein. Eine Mitfrau beschäftigt sich zur Zeit mit der Idee eines SAFIA-eigenen Beerdigungsinstitutes, weil wir in der Lage sein sollten, nicht nur unser eigenes Leben, sondern auch unseren eigenen Tod in die Hand zu nehmen, auch dabei können wir uns gegenseitig helfen.

Heute haben wird etwa 90 SAFIA-Mitfrauen und es bilden sich immer mehr Regionalgruppen, auch solche Zusammenschlüsse von Lesben über 40 Jahre, die nicht SAFIA angeschlossen sind. In München existiert seit längerem der Verein „ERGO – Frauen leben mit Frauen zusammen e.V.", ein Zusammenschluß von nicht-lesbischen Frauen, mit ähnlicher Konzeption wie SAFIA, jedoch bisher ohne eigenes Wohnprojekt.
Ich bin sehr glücklich über diese Entwicklung und hoffe, daß wir den heute Zwanzig- bis Dreißigjährigen (und jüngeren) viel an Erfahrung und Vorarbeit hinterlassen können. Aber in erster Linie machen wir das alles für uns selbst.
Die Zeit der Euphorie ist vorbei. Ich bin dabei, hart an mir zu arbeiten, weil wir, trotz Gleichaltrigkeit alle doch sehr verschieden sind. Wir haben alle auch Eigenheiten, die nicht immer liebenswert sind, die wir uns im Laufe unseres Lebens angezüchtet haben und die wir nur ungern aufgeben, wenn sich andere gestört fühlen. Bei jedem SAFIA-Treffen oder jedem Besuch in Wüstenbirkach habe ich Gelegenheit, den Stand meiner Gelassenheit und Großzügigkeit zu testen.
Aber ich bin in meiner erstrebten Autonomie und meinem Wunsch nach einem auch im Alter selbstbestimmten Leben dank der Alt-Lesben-Bewegung ein großes Stück weitergekommen.

Anmerkung

1) SAFIA ist die Abkürzung des Vereinsnamens: „Selbsthilfe alleinlebender Frauen im Alter", das „alleinlebend" war eine Konzession an Ämter und Behörden, mit denen ein eingetragener Verein, der auch noch die Gemeinnützigkeit anstrebte, zu tun bekommen würde und es erschien uns annehmbarer als das Wort „alleinstehend", mit dem in unserer Gesellschaft alle Frauen bezeichnet werden, die sich nicht über einen Mann definieren können oder wollen.

Kontaktadresse: SAFIA Geschäftsstelle, Postfach 5266, 6200 Wiesbaden

Ulrike Janz, Rita Kronauer

Das heterosexistische Patriarchat pflanzt sich fort

Lesben gegen Reproduktions- und Gentechnologien

Wir arbeiten seit mehreren Jahren in einer Frauengruppe,[1] die zahlenmäßig durchweg lesbisch „dominiert" war, in der aber diese für die bundesdeutsche Frauenbewegung nicht untypische Struktur kaum einen spürbaren inhaltlichen Ausdruck fand. Unser Anspruch war stets, feministische Politik zu machen, eine lesbische Präsenz konnte frau dabei unserer Arbeit – Diskussionen, Artikeln, Broschüren, Aktionen – schwerlich anmerken. Geändert hat sich dies, was wir jetzt als eigene Beteiligung an der Unsichtbarmachung von Lesben begreifen, allmählich in der Auseinandersetzung mit den und der Erarbeitung eines Standpunktes gegen die Reproduktions- und Gentechnologien.[2]
Die feministische Analyse der Reproduktions- und Gentechnologien benennt die Enteignung, Entfremdung und Demütigung von Frauen im reproduktiven Bereich. Dies ist der Bereich der Konsequenzen von Heterosexualität, nämlich Verhütung, Abtreibung, Schwangerschaft, Geburt, Unfruchtbarkeit. Die Tatsache allerdings, daß es hierbei immer um *Hetero*sexualität geht, die zudem scheinbar zwanghaft mit Penetration verbunden ist, wird selten benannt, noch seltener hinterfragt. Feministische Analyse, die in ihrer Sprache und ihrem Denken die Gleichsetzung von Sexualität mit Heterosexualität fortschreibt, macht sich der *Unterdrückung* von Lesben *durch Ausblendung* schuldig.

Zwangsheterosexualität und Gewalt

Die Auseinandersetzung mit sexueller Gewalt hatte in der neuen Frauenbewegung von Anfang an einen hohen Stellenwert. Vergewaltigung war und ist eines der feministischen Kernthemen. Nachdem in den ersten Jahren Vergewaltigung außerhalb der Familie im Vordergrund stand, haben sich Feministinnen immer näher an die privat genannten patriarchalen Tabuzonen herangewagt. Das Ausmaß von Gewalt gegen Frauen in der Ehe und gegen Mädchen in der Familie, das aufgedeckt wurde durch die feministische Weigerung, weiterhin Tabus zu stützen, die das patriarchale Lügengebäude aufrechterhalten, zeigt, wo die eigentlichen Orte der Gewalt gegen Frauen sind: Nicht „draußen", sondern „drinnen", in den Schonräumen institutionalisierter Heterosexualität. Schonräume für Männer, Orte der Gewalt für Frauen.

In der feministischen Debatte um/gegen die Reproduktions- und Gentechnologien wird die Gewalt, die die Technologien für Frauen bedeuten, entlarvt, Heterosexualität dagegen wird nicht in gleicher Weise mit Gewalt in Zusammenhang gebracht. Stattdessen setzen Gegnerinnen der Reproduktionstechnologien argumentativ „Wärme und Lust" der heterosexuellen Zeugung gegen „Kälte" und „Lustverlust" der Zeugung im Labor. Ein Beispiel für diese Argumentation ist ein Artikel von Helga Satzinger: „Wir haben mehr oder weniger erfolgreich für die Lust ohne Zeugung gekämpft, das heißt aber gerade eine Zeugung ohne Lust als übliche Praxis nicht zu akzeptieren". Als „Zeugung ohne Lust" benennt Satzinger zwar die Vergewaltigung *und* die modernen Fortpflanzungstechniken, formuliert ihre Argumentation gegen die Technologien dann aber nicht aus dieser Gemeinsamkeit des heterosexuellen und des fortpflanzungstechnologischen Bereichs. Stattdessen betont sie den Kontrast: „Sie (die Biomedizin. d.V.) definiert die Lust als biologisch irrelevant, gleichzeitig aber auch als sozial irrelevant. . . . Sonst könnte nicht das im Reagenz-

glas erzeugte Zellgebilde genauso Embryo heißen wie die im lustvollen und lebendigen Zusammenhang in der Frau entstandene Leibesfrucht. Der Reagenzglasembryo müßte eher ‚Kopfkeim' heißen, analog zur ‚Kopf-Geburt'" (Satzinger 88). Welchen Namen sollte dann wohl das Ergebnis einer Vergewaltigung tragen? Ohne leugnen zu wollen, daß Heterosexualität für die einzelne Frau mit Lust verbunden sein *kann*, halten wir eine solche Argumentation für eine Glorifizierung, die die Realität und Normalität heterosexueller Gewalt gegen Frauen ausblendet und zu einer falschen Analyse führt. Es existiert kein *Widerspruch* zwischen herrschender Heterosexualität und Reproduktionstechnologien. Die *Gemeinsamkeit* in der Kontrolle und Unterdrückung von Frauen liefert den Zündstoff einer lesbisch-feministischen Analyse.

Die beiden grundlegenden Formen patriarchaler HERRschaft, die da sind die Kontrolle über die Sexualität der Frauen und die Kontrolle über ihre Gebärmöglichkeiten, setzen beide den ständig möglichen Zugriff auf den Körper der Frau voraus. Dies gewährleistet die *Zwangsheterosexualität*. Heterosexualität ist in der patriarchalen Gesellschaft, in der wir leben, immer Zwangsheterosexualität – unabhängig davon, ob sie individuell von der Frau so erlebt wird oder nicht.
Für uns Lesben ist der Zwangscharakter der HERRschenden Heterosexualität unerträglich deutlich. Wir spüren ihn alltäglich in unseren Bemühungen um eine persönliche und politische Identität. Lesbische Identität bedeutet für uns die bewußte Entscheidung für Frauenliebe und gegen Heterosexualität.
Diese Entscheidung bedeutet in einer zwangsheterosexuellen Welt, in der Frauen immer und ausschließlich *für* Männer sein sollen, immer Widerstand.

Lesben als widerständige Frauen zu definieren, heißt aber nicht, sie von jeder Einbindung in patriarchale Macht-/Unterdrückungsstrukturen freizusprechen. Auch Lesben sind „mit dem Täter". In der Diskussion um die Mittäterschaft von Frauen blieb bisher weitgehend ausgespart, welchen Unterschied es macht, wenn frau lesbisch ist; *daß* es einen Unterschied macht, steht für uns außer Frage. Auf den inhaltlichen Zusammenhang zwischen Mittäterschaft und Zwangsheterosexualität verweist auch Susanne Kappeler: „Das Konzept der ‚Zwangsheterosexualität' erschließt eine Perspektive, einen Ansatz zur Analyse der ‚Welt' und unserer eigenen Beziehung zu ihr sowie einen Einblick in die spezifische Verstrickung mit dem Täter, die uns mit seinem Interesse funktionalisiert." (Kappeler 1989, S. 35, zur „Zwangsheterosexualität" s. Rich 1983; zur „Mittäterschaft" s. Thürmer-Rohr 1987 und Thürmer-Rohr, Wildt u.a. 1989).

Heterosexismus

Wenn wir die patriarchalen Macht-/Unterdrückungsstrukturen, die wir als primär und grundlegend verstehen, begrifflich fassen wollen, sprechen wir vom *Heterosexismus*. Sexismus ist als Begriff, der die Unterdrückung von Frauen auf Grund ihres Geschlechtes meint, geläufig. *Heterosexismus klärt die Frage, worauf diese Unterdrückung eigentlich abzielt, nämlich darauf, Frauen mit ihrem Denken, Fühlen und Handeln auf Männer auszurichten, um die Kontrolle über „die ganze Frau" zu erreichen: Ihren Körper, ihre Sexualität, ihre Gebärmöglichkeiten, ihr umfassendes Arbeitsvermögen, ihr Wünschen und Wollen. (Zu Begriff und Inhalt von „Heterosexismus". Raymond 1987 und Hoagland 1988). Heterosexismus kam und kommt nie ohne Gewalt aus, physischer, psychischer und struktureller Gewalt gegen Frauen. Diese Gewalt – als tatsächlich erfahrene oder ständig drohende – hat in Kombination mit der patriarchalen Ideologie, die ja selbst auch Gewalt ist, die Verinnerlichung des weiblichen Lebenszentrums und -ziels Mann erreicht. Gleichzeitig war diese Gewalt aber auch immer der* Ansatzpunkt von Frauen/Lesbenwiderstand.

Lesbisch-feministische Analyse gegen die Reproduktions- und Gentechnologien: An die Wurzeln gehen.

Am Anfang unserer Überlegungen zu einem lesbisch-feministischen Ansatz gegen die Technologien stand die Erfahrung des Mangels: Wir kommen nicht vor. Folglich machten wir uns auf die Suche, und zwar unter zwei Fragestellungen: 1. Wie gehen Lesben mit den Reproduktions- und Gentechnologien um? Wie und wozu beziehen sie Stellung, was fordern sie? Die Perspektive ist also die auf Lesben als handelnde Subjekte. 2. Wo, wie und in welchen Zusammenhängen kommen Lesben bei Bevölkerungspolitikern und Reproduktions- und Gentechnokraten vor? Aus dieser Perspektive sind Lesben Objekte, die be-handelt werden (s. Frauen/Lesben gegen Bevölkerungspolitik 1989). Diese unter dem lesbisch-feministischen Blick vorgenommene Bestandsaufnahme verstanden wir zunächst als Kritik und Ergänzung der heterobezogenen feministischen Analyse der Technologien. Mittlerweile geht es uns aber um eine umfassende, radikale Analyse. Die Reproduktions- und Gentechnologien sind, ebenso wie alle anderen Instrumente des Patriarchats, vom Heterosexismus geprägt, damit verbunden auch von anderen Unterdrückungsstrukturen wie Rassismus, Klassenunterschieden usw. Zur ideologischen Absicherung dient der biologische Determinismus oder Biologismus, der ausgehend von tatsächlichen oder vermeintlichen biologischen Unterschieden wie männlich-weiblich, schwarz-weiß, stark-schwach, weitgehende Werthierarchien (er-)findet. Diese Hierarchien, die als natürlich, sinnvoll und unveränderlich dargestellt werden, sollen jede Unterdrückung legitimieren. (s. Lewontin u.a. 1988)

Lesbische Mutterschaft: Anpassung statt Rebellion

Die oben genannte Suche nach lesbischen Stellungnahmen zu den Technologien erbrachte nahezu ausschließlich Material zum Aspekt der sogenannten künstlichen Befruchtung mit Spendersamen.[3] Im Blickpunkt stand dabei die Nutzung dieser Technologie durch Lesben (s. auch hierzu: Frauen/Lesben gegen Bevölkerungspolitik 1989).

In mehreren westlichen Ländern, vor allem USA, Kanada, Großbritannien und den Niederlanden ist eine Entwicklung zu beobachten, die bereits einen Namen hat: der „lesbische Baby-Boom". Methode der Wahl ist dabei meist die sogenannte künstliche Befruchtung mit „Spender"-Samen (AI). Auf die BRD hat dieser „Boom" bislang noch nicht übergegriffen. Wie wir aus persönlichen Gesprächen, Anfragen an feministische Frauengesundheitszentren und vereinzelte Anzeigen in der Tageszeitung (taz) und der Emma wissen, besteht aber auch hier durchaus Interesse von Lesben an dieser Methode.

„Künstliche Besamung ist doch eigentlich gar keine Technologie. *Das* haben Frauen doch schon immer gemacht." Diesem oft gehörten Versuch, AI aus dem Zusammenhang der Technologien, die wir insgesamt ablehnen, herauszulösen, ist einiges entgegenzusetzen. AI mit „Spender"-Samen bedeutet nicht, daß frau völlig autonom einen schnell gefundenen x-beliebigen Mann zur Abgabe seiner kostbaren Substanz bewegt, diese möglichst sofort, selbständig und ohne Technologie-Einsatz (praktische Haushaltsgegenstände mögen hier als nicht-technologisch gelten) an die richtige Stelle plaziert und der lesbisch-feministischen Mutterschaft entgegeneilt in der absoluten Gewißheit, daß der edle „Spender" auf Nimmerwiedersehen verschwindet. So einfach ist es nicht. Bereits die Gewinnung des Samens ist nicht neutral, sondern ein sexistischer Akt, da in Samenbanken und Arztpraxen den „Spendern" zur Samenproduktion Pornographie angeboten wird. Sicherlich werden sich dieser „Hilfe" auch private Spender bedienen. Weiterhin benutzen Lesben häufig Samen-

bänke und damit Hochtechnologie zur Samengefrierung und Samenauswahl; dies um der oft problematischen „Spender"-Suche und eventuell doch später auftretenden Ansprüchen des „Spenders" zu entgehen, aber auch, um garantiert „guten" Samen zu bekommen, wobei gut alles bedeuten kann von nicht-aidsinfiziert über Intelligenz versprechend (?) bis weiblich. Wir wissen, daß Lesben vor eugenisch-biologistischen Gedanken und Wünschen nicht gefeit sind.
AI, die ohne Technologie/Technologen als Selbst-Insemination durchgeführt wird, ist nicht deshalb autonom. Die Erfahrungen, die Lesben damit gemacht haben, zeigen deutlich, wie vielfältig die Abhängigkeiten sind, in die sie sich begeben: Von „Spendern", Ärzten, Kliniken, Gerichten, Politikern (s.u. und Saffron 1986).
Auch die Trennung von heterosexuellem Geschlechtsakt und Befruchtung bei der AI dient nicht der lesbischen Autonomie. Die patriarchale Medizin, Justiz und Gesetzgebung haben bereits vielfach bewiesen, daß sie dort, wo durch die Technologien eine mögliche Gefährdung des direkten Zusammenhangs Zwangsheterosexualität und Reproduktion droht, schnell und effektiv Abhilfe schaffen. Eine besonders scharfe Waffe, die auch Lesben trifft, ist die neue Stärkung der Vaterrechte (s.u.).
Die kanadischen Lesben der Gruppe „Amazones d'hier – Lesbiennes d'aujordhui" beurteilen AI bereits deshalb als heterosexuellen Akt, da sie die Nutzung der männlichen Samensubstanz erfordert (Amazones d'hier – Lesbiennes d'aujordhui 1988). Vielleicht ist diese Position überzogen, jedenfalls bringt sie klar auf den Punkt, daß der Samen eben nicht nur die Möglichkeit zur gewünschten Schwangerschaft, sondern auch die zahlloser unerwünschter Probleme enthält.

Janice Raymond, eine der wenigen, die die Technologien aus einer lesbisch-feministischen Sicht analysieren, fragt, warum Lesben gerade in einer Zeit, in der Frauen (in den westlichen Ländern) wieder auf Mutterschaft verpflichtet werden sollen, einen Akt der Rebellion darin sehen, Mutter zu werden (Raymond 1988). Mit Raymond denken wir, daß die „Institution Mutterschaft" Frauen mehr als alles andere an die heterosexistische Normalität bindet; eine Erfahrung, die gerade Lesben machen, die Kinder aus einer heterosexuellen Lebenszeit haben. So bekommen Lesben noch am ehesten das Sorgerecht für ihre Kinder zugesprochen, wenn sie entweder ihr Lesbischsein verleugnen oder ihre Lebensform den Strukturen einer heterosexuellen Ehe/Familie möglichst nahekommt. Auch die heterosexistische Sozialisation in Kindergarten und Schule beschreiben Lesben als ständige Bedrohung ihrer lesbischen Identität. Es existiert keine Nische lesbisch-autonomer Mutterschaft. Mutter *zu sein*, bedeutet für Lesben einen ungleich stärkeren Kampf um Unabhängigkeit von Männern und patriarchalen Strukturen, als ihn jede Lesbe ohnehin führen muß. Aber es ist ein Kampf, der notwendig ist. Als Lesbe Mutter *zu werden*, bedeutet, entweder, die Technologien zu nutzen und damit in ihrer Frauen- und Menschenverachtung zu legitimieren, und/oder die Abhängigkeit von Männern und heterosexistischen Institutionen zu stärken. Beides widerspricht einer lesbisch-feministischen Identität, wie wir sie entwickeln wollen.

Heterosexismus und biologistisches Gedankengut in der Bevölkerungspolitik

Die allgemeinübliche patriarchale Negierung lesbischer Existenz ist praktiziertes Grundprinzip nicht nur hiesiger Bevölkerungspolitik, vor allem, wenn wir letztere unter dem (primären) Aspekt von Gebär*ge*- und -*ver*botspolitik betrachten.
Die Definition von Frauen einerseits nach ihrer Gebärfunktion – diejenigen, die Kinder kriegen (sollen), und die anderen, die keine oder weniger kriegen sollen – und andererseits nach ihrer Zugehörigkeit zum Mann – die „*allein*stehenden Frauen" im Unterschied zu den verheirateten/in heterosexueller „Partnerschaft" lebenden Frauen – führen zum Paradox einer unsichtbaren Stigmatisierung.

Durchbrochen wird die Namenlosigkeit von Lesben nur dann, wenn sie selbst die Heteronormen offensichtlich in Frage stellen und angreifen. Wenn Lesben z.B. in den Niederlanden oder England offensiv Zugang zu den Technologien fordern, so müssen sie zwangsläufig beim Namen genannt werden, um – wie z.B. in England geschehen – ein gesetzliches Verbot von AI für Lesben durchzusetzen. In der BRD, wo Lesben bislang derartige Forderungen nicht öffentlich gestellt haben, reicht es noch, sie in den bisherigen Gesetzesdiskussionen gemeinsam mit den heterosexuellen Frauen ohne festen Mann, den „alleinstehenden Frauen" mitzumeinen (wenn auch nicht unbedingt mitzudenken), wenn es um das Verbot im Zugang zur IVF und zur „künstlichen" Befruchtung geht.

Lesbische Mutterschaft zu fördern, ist *nicht* das Ziel von Reproduktionstechnologien. Allenfalls werden noch Zugeständnisse gemacht, wenn z.B. – wie in Holland diskutiert wird – eine Lesbe sich dann „künstlich" befruchten lassen darf, wenn sie einem männlichen Freund die Vaterfunktion überträgt.
Daraus ziehen wir nicht etwa den Kurzschluß, daß wir jetzt den Zugang zu den R&G fordern müßten. Im Gegenteil! Eine weitergehende Analyse von Funktion und Zielen der Technologien offenbart ihren heterosexistischen Charakter: Es geht um eine Stärkung heterosexueller Kleinfamilienstrukturen, einer (Neu-)Bindung der Frauen an Männer (Zwangsheterosexualität) und an Kinder (Zwangsmutterschaft). Dies bedeutet eine Abwertung von Frauen, die sich Frauen zuwenden, und kommt damit einem direkten Angriff der Technologien auf uns Lesben gleich.

Auf der wissenschaftlichen Ebene ist dieser Angriff in der reaktionären Theoriebildung über „Homosexuelle" nachzuvollziehen. Klammern wir aus den Überlegungen des Humangenetikers Lenz über das „Paradox der genetisch bedingten Homosexualität" einmal aus, daß in patriarchaler Manier nur die Schwulen gemeint sind, und betrachten wir uns in ebenso patriarchaler Manier als möglicherweise mitgemeinte „sexuelle Minderheit": Dann will uns dieser renommierte Wissenschaftler seine Meinung über den Unwert Homosexueller nahebringen, indem er sich fragt, ob denn nicht, „wenn Homosexualität erblich wäre, durch die doppelte Fortpflanzungs- und Tötungsselektion" (sprich: politische Verfolgung) „homosexuelles Verhalten ganz ausgemerzt oder extrem selten geworden sein" müßte (Lenz 1978, S. 40).
Daß dies ganz offensichtlich nicht der Fall ist, führt Lenz nicht etwa dazu, seine Vererbungstheorie in Frage zu stellen, sondern fördert seine spekulative Suche nach den „multifaktoriellen genetischen Komponenten" jenes „Paradoxes".[4)]
Die Annahme einer Vererbung für eindeutig gesellschaftlich und damit durch die Machtverhältnisse bedingtes Verhalten und die in diesem Fall damit verbundene Minderbewertung („schlechtes" Erbgut) sind unverschleierter Biologismus. Sie soll hier als ein Beispiel dienen für das biologistische und deterministische Menschen-/Weltbild, auf dem die R&G basieren. Zu dessen Kernstücken gehören die „Naturgegebenheiten" von Ehe, Familie und Heterosexualität sowie eine biologisch angenommene Überlegenheit des Mannes über die Frau, von weiß über schwarz etc., allgemeiner die Annahme einer biologisch/genetisch gegebenen Wertigkeit von Menschen (vgl. Franklin 1988).

Die Fortpflanzungstechnologien stärken den heterosexistischen Kerngedanken, daß Frau Kinder haben muß und will, um wirklich Frau zu sein, um „Wert" zu erhalten. Ein hochrangiges Ziel ist die Herstellung der Identität von „Frau-Sein" mit „Mutter-Sein", entweder als tatsächliche oder potentielle Identität. Der materielle Wert der Frau als Mutter (im Sinne von „Material") führt – das zeigen die Reproduktions- und Gentechnologien überdeutlich – nie zur Wertschätzung der Frau, sondern geben ihr lediglich Existenzberechtigung. Die Kinder-losen sind wert-los und damit, wie Bevölkerungspolitik weltweit zeigt, grenzenloser Gewalt ausgesetzt, auf der un-

tersten Stufe „nur" noch als Sexualobjekt benutzt, als Hure, Prototyp der „wert-losen" Frau.
Lesbische Frauen, die beide Seiten der heterosexistischen Be-/Nutzung offensiv verweigern, sind daher prädestinierte Ziele männlichen Hasses.

Stärkung der Vater-/Männerrechte

In der Stärkung der Vater-/Männerrechte sehen wir einen weiteren Aspekt männlicher Machtsicherung, wie er mit den Technologien eine Neuauflage sowohl auf ideologischer als auch auf der gesetzlichen Ebene erfährt. Ist der Propagandafeldzug der Reproduktionstechnologen, sie wollten unfruchtbaren Frauen helfen, längst von feministischen Kritikerinnen durchschaut, so hebt lesbisch-feministische Kritik zunehmend die Bedeutung der Weitergabe männlichen (väterlichen) Erbgutes hervor, und zwar bezogen auf IVF wie auf AI und Leihmutterschaft. Janice Raymond vollzieht in ihrer Analyse des Baby-M-Urteils[5] die Verbindung einer „Rebiologisierung des Vaterrechts" mit einer „Debiologisierung des Mutterrechts". Es sind die beiden Seiten derselben Medaille: Der männliche „Trieb, sich fortzupflanzen" wird bei der Entscheidung um die Eigentumsrechte „am Produkt Kind" den genetisch weiblichen Zeugungsanteilen und der gesamten biologischen und sozialen Schwangerschaft der Frau übergeordnet, die hier als reines „Material" und „Gefäß" gesehen wird.

Reproduktionstechnologen und ihre Helfershelfer unternehmen zahlreiche Anstrengungen, um die heterosexuellen Keimzellen vor möglichen Erstickungsanfällen zu bewahren. Sie forschen intensiv zu Techniken der Samenaufbereitung und „-verbesserung", um dann mit den „besseren", „schnelleren" Spermien des (Ehe-)Mannes das Ei der (Ehe-)Frau im Reagenzglas (= homologe IVF) oder im hormonstimulierten Eierstock (= homologe AI) zu befruchten. Sie machen es machbar, daß solche Samenzellen in eine Eizelle „eindringen" und diese dann „befruchten" können, die von sich aus nicht dazu in der Lage wären.[6] Für die Fälle, in denen eine technologische „Lösung" für die Fortpflanzung des (ehe-)männlichen Samens zu teuer würde oder nicht klappt, ist eine gesetzliche Regelung vorgesehen, die die Befruchtung mit „Spender"samen für die Ehefrauen legalisiert. So funktioniert patriarchale Machtsicherung und soweit sind Frauen bereit, ihre körperliche und seelische Integrität zugunsten heterosexueller Privilegien zu zerstören/zerstören zu lassen.

Auch Lesben lassen sich in dieser Richtung funktionalisieren. Keine noch so kunstvolle Befruchtung läßt sich ohne Mann durchführen – Voraussetzung und Garantie für männliche Machtausübung. Dies haben Samen„spender" in der Vergangenheit genutzt, indem sie Vaterschaftsrechte eingeklagt und erhalten haben (vgl. Corea 1988). Daß einer Lesbe in den USA kürzlich die Besuchsrechte für das Kind ihrer ehemaligen Freundin eingeräumt wurden (Presseberichte vom Febr. '89), können wir in diesem Zusammenhang weder als Sieg gegen Lesbendiskriminierung noch als Anerkennung sozialer gegenüber biologischer Mutterschaft feiern. Ebensowenig zeugt ein jüngst bekanntgewordenes Gerichtsurteil aus den Niederlanden, das einem Samen„spender" die bereits gewonnenen Besuchsrechte beim Kind der lesbischen Mutter wieder abspricht, von neu gewonnenen lesbischen Freiheiten, wie wir sie meinen. Zu deutlich wird die Abhängigkeit von der willkürlichen Gnade patriarchaler Justiz, die zwar auch die Kräfteverhältnisse widerspiegelt, aber einem/unserem Ziel lesbischen Lebens widerspricht, nämlich weitestgehende Unabhängigkeit von Männern und patriarchalen Institutionen anzustreben.

Über den Zusammenhang zwischen weiblicher[7] Biologie und patriarchalem Biologismus

In der feministischen Kritik an den Reproduktions- und Gentechnologien spielen Gebärfähigkeit und weibliche Sexualität sowohl hinsichtlich ihrer zentralen Bedeutung für die Frauenunterdrückung als auch als „potentielle Bereiche weiblicher Macht" im Sinne ihrer Wiederaneignung eine wichtige Rolle (vgl. u.a. Tiefe Einblicke, 1988). In Diskussionen und Publikationen (von Frauen, versteht sich!) fällt immer wieder auf, wie extrem heterobezogen auch hier gedacht und geschlußfolgert wird, selbst von uns Lesben, und wie dringlich eine begriffliche Auseinandersetzung geworden ist, in der wir unser lesbisches Leben als politische Kategorie begreifen.
Wir wollen die Diskussion aus der Bewegung gegen die Reproduktions- und Gentechnologien um die Gebärfähigkeit – hier verstanden als die biologische *Möglich*keit zu gebären – so führen, daß Lesben nicht mit oft verständlicher Abwehr darauf reagieren. Geht doch für viele Lesben ein Leben in lesbischer Identität, eine Verweigerung der Heterosexualität, einher mit einer Ablehnung der Institution der Mutterschaft (zu unterscheiden von einer Entscheidung zur Mutterschaft, die in einem heterosexuellen Vorleben getroffen wurde). Was haben Lesben mit einer feministischen Perspektive zu tun, die sich Gebärfähigkeit als Quelle von Macht vorstellen kann?[8]

Dazu fragen wir nach dem Stellenwert, den wir als Lesben unserer weiblichen „Biologie" beimessen, und zwar sowohl wenn wir diese im Unterschied und als Abgrenzung zu Männern als auch zu heterosexuellen Frauen erleben. Unser zugrundeliegendes Anliegen ist es dabei, eine nicht-biologistische Antwort auf das Biologismusprinzip des Patriarchats zu finden.
Patriarchat ohne Biologismus ist undenkbar, wäre ein Widerspruch in sich. Unsere angebliche biologische Minderwertigkeit gegenüber dem männlichen Geschlecht dient ihm seit jeher als Rechtfertigung seiner Macht. Männer haben keine Probleme damit, gewaltsam(e) Werthierarchien aufzustellen und nach ihnen zu leben, die Frauen allein aufgrund ihres *weiblichen* Körpers ihrer Identität beraubt, eines Körpers mit Klitoris, Brüsten, Vagina, Gebärmutter, Eierstöcken, mit einem unterschiedlichen Körperbau, mit Menstruation und Hormonzyklus, mit der Möglichkeit, Kinder auszutragen und zu gebären, mit einer weiblichen Sexualität. Eine Frauenbefreiungsbewegung ohne das Patriarchat mit seinem biologistischen Legitimationsgebäude ist ebensowenig denkbar, wäre überflüssig, würde die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht in dieser Gesellschaft nicht diese Rolle spielen. Frauenbefreiungsbewegungen, die sich zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gegen die reduktionistische Funktionalisierung der Körper von Frauen im Sinne der Männer und damit auch der Funktionalisierung anderer Dimensionen ihres/unseres Lebens zur Wehr gesetzt haben und setzen. Lesben, die durch ihre bloße Existenz im Widerspruch gegen das zwangsheterosexuelle Primat des Patriarchats sind, sei es Widerspruch gegen die Annahme einer „(sexuellen) Triebhaftigkeit" des Mannes im Gegensatz zu einer weiblichen „Frigidität" oder Nicht-Sexualität, sei es gegen die Vorstellung, daß sich Vagina und Penis „natürlicherweise" entsprächen, sei es, daß Lesben der Beweis sind, daß ein Frauenleben auch ohne „natürliches Mutter(un-)glück" auf vielfältige Weise Verwirklichung findet.

Wir haben also bereits Antworten gefunden. Was beispielsweise die Forderung nach (Wieder-)Aneignung unseres Körpers gegen die unzähligen Formen männlicher Fremdbestimmung und Gewalt angeht, so ist diese selbstverständlich richtig und notwendig. Sehen wir uns genauer an, was heterosexuelle Feministinnen und Lesben mit dieser Forderung meinen, so stellen wir fest, daß wir uns als feministische Lesben an anderen Werten orientieren auf unserem Weg aus der Männerorientiertheit aller Lebensbereiche und daß es diese noch weiterzuentwickeln gilt auf unserem

Weg der SELBSTfindung (Raymond, 1986). Damit geraten wir – wie im ersten Teil ausgeführt – in Widerspruch zu Lesben, die durch Nutzung ihres Gebärpotentials einer heterosexistisch-biologistischen Vereinnahmung Tür und Tor öffnen. Und wir befinden uns damit im Widerspruch zu heterosexuellen Feministinnen, da unser Kampf gegen die (Zwangs-)Heterosexualität auf allen Ebenen für uns zwangsläufig verbunden ist mit der Verweigerung der Sexualität mit Männern und – weitestgehend – der Verweigerung der Reproduktion von Männern.
Wollen heterosexuelle Frauen ohne die Technologien der Pränataldiagnostik oder anderer Reproduktionstechnologien und mit der Erfahrung und dem Wissen von Frauen gebären, so bleibt der zwangsheterosexuelle und biologistische Kontext vor allem dann ungebrochen, wenn sie zu den bevölkerungspolitisch erwünschten Gebärenden gehören. Feministische Technologie- und Patriarchatskritik orientiert sich an der „normalen Frau", die nunmal Kinder kriegt. Dadurch tritt der Umstand, daß Kinderkriegen genausowenig „natürlich" ist wie Heterosexualität, oft so sehr in den Hintergrund, daß der Eindruck entsteht, „natürlich" sei, was die meisten Frauen tun und anscheinend wollen. Hängt dies u.U. damit zusammen, daß es für heterosexuelle Feministinnen feministische Perspektiven der Entinstitutionalisierung von Zwangsheterosexualität und Zwangsmutterschaft gibt („neue Mütterlichkeit"), die wir allerdings einem neuen Biologismus feministischer Prägung gefährlich nahe sehen?

In Abgrenzung zur biologischen Andersartigkeit der Männer können wir trotz interkultureller und historischer Unterschiede ein biologisches So-Sein von Frauen behaupten. In der lesbisch-feministischen Szene stoßen wir immer wieder auf Äußerungen, die die Andersartigkeit von Frauen betonen, wie z.B. „Frauen sind besser als Männer", „Frauen sind mehr wert". Wir sehen darin nicht notwendigerweise eine Umkehrung des Biologismusprinzips, halten es jedoch für wichtig, Klarheit über die Ebene solcher Aussagen/Argumente zu erreichen: Wenn wir Frauen bevorzugen, wenn wir uns mit anderen Frauen/Lesben zusammen organisieren, so tun wir dies im Bewußtsein unserer Unterdrückung als *weibliches* Geschlecht mit einem Körper, dessen „Weiblichkeit" Ergebnis der patriarchalen Lebensumstände dieses 20. Jahrhunderts ist. Wenn wir zu unseren Geschlechtsgenossinnen über alle kulturellen, sozialen und historischen Unterschiede hinaus eine besondere Vertrautheit, besonderes Vertrauen, eine besondere Verbundenheit empfinden, so gründen sich diese zum einen auf unsere gemeinsamen Erfahrungen als „Opfer" des Patriarchats, zum anderen in der Erfahrung des gegenseitigen Unterstützens und Stärkens. Dies geschieht im Bewußtsein einer weiblichen Biologie, die wir nie nur „für sich genommen" begreifen können, da jede biologische Erfahrung – sei es die Menstruation, seien es Schwangerschaft und Geburt – immer in einem Wechselverhältnis mit unseren allgemeinen und besonderen (weiblichen) Lebensbedingungen steht und sich darin gegenseitig beeinflußt. Ein biologisch weibliches „So-Sein", wie wir es im Unterschied zu einem biologisch männlichen „Anders-Sein" anfangs behauptet haben, wollen wir genau in diesem Sinne verstanden wissen: es heißt, Frau-Sein im Wechselverhältnis – und nur in diesem – der biologischen Merkmale, die wir im Unterschied zu Männern vorweisen können, mit den jeweiligen patriarchalen Lebensbedingungen zu begreifen. Wir wollen die biologischen Unterschiede in ihrer politischen, ökonomischen und sozialen Bedeutsamkeit erfassen und sie nicht – wie es unserer Meinung nach Monique Wittig tut[9] – hinter eben diesen politischen, ökonomischen und sozialen Kategorien verschwinden lassen.

Bewußtheit über und bewußtes Umgehen mit unserer Biologie wollen wir weder so verstehen, daß wir sie als „Schicksal" annehmen, noch daß wir sie als unsere „Natur" uns untertan machen. Ebensowenig wollen und können wir einem schwammigen Zurück-zur-Natur-Prinzip nacheifern, indem wir uns womöglich noch als der Natur näher begreifen als Männer.

Z.B. unser Hormonzyklus und unsere Menstruation: Vor allem letztere wurde als sichtbares biologisches Substrat durch Mythologisierungen jahrtausendelang benutzt, u.a. zur Spaltung von Frauen. Das sehr unterschiedliche Verhältnis von Frauen heute zu diesem kaum zu verdrängenden Zeichen unserer (biologischen) Weiblichkeit ist Widerspiegelung dieser patriarchalen Bedeutungszuweisungen. Was bedeutet es dann, als Lesbe ein „positives Verhältnis" zu Zyklus und Menstruation zu haben/haben zu wollen? Mißtrauisch, wie wir sind, könnte eine Anpassung an heterosexuelle Gebärnormalität dahinter stecken, ein Erheischen des heterosexistischen Privilegs des Immer-noch-Frau-Sein-und-potentiell-Mutter-Sein-Könnens. Oder steckt der berechtigte Versuch dahinter, Schmerzen und deren patriarchale Verursachungen zu ergründen?
Wir suchen und brauchen Wege, um gegen die patriarchale Zerstörtheit *auch* unserer Biologie, unseres Körpers, anzugehen, allerdings immer betrachtet im Prozeß wechselseitiger Beeinflussung mit gesellschaftlichen Gegebenheiten. Dabei können wir weder unsere Selbstzerstörungsmechanismen bei unseren Krankheiten, Süchten etc. außer Acht lassen noch die weiteren verursachenden Faktoren, die von außen kommen, wollen wir die Trennungen von Körper, Geist und aller übrigen materiellen und nicht-materiellen Bedingungen, die unsere (lesbische) Existenz ausmachen, aufzuheben versuchen.
Auf diesem Weg befinden wir uns nicht alleine. Gemeinsam denken und erfahren wir weiter in diese Richtung, die Janice Raymond folgendermaßen beschreibt: Macht kommt nicht aus einer biologischen Fähigkeit, sondern aus dem kollektiven Mut und der Stärke von Frauen, die als Frauen in dieser Welt handeln, sich dem Dienst an Männern entzogen haben und ihre Macht für andere Frauen wirklich gemacht haben (Raymond 1988, sinngemäße Übersetzung der Verf.innen).

Anmerkungen

1) *Unsere Gruppe „Frauen gegen Bevölkerungspolitik" haben wir seit einiger Zeit, wie wir denken folgerichtig, umbenannt in „Frauen/Lesben gegen Bevölkerungspolitik". Die Problematik der Doppelbenennung ist uns vertraut, dennoch sind wir als Lesben lieber Mißverständnisse/Ärger/Fragen provozierend als ungenannt.*

2) *Die Reihenfolge Reproduktions- und Gentechnologien ist nicht zufällig, da für uns die Reproduktionstechnologien die umfassenderen sind; auch Gentechnologien im tierischen, pflanzlichen und pharmazeutischen Bereich sind, die Fortpflanzung beeinflussen und kontrollieren, sei es auch die Fortpflanzung von Genen, Zellen, Bakterien, Pflanzen, Tieren usw. Unsere Analyse stellt menschliche Reproduktionstechnologien ins Zentrum, ist aber auf alle anderen übertragbar.*

3) *Künstliche Befruchtung ist bereits ein heterosexistischer Begriff, da er Zeugung durch Heterosexualität als „normal" und „natürlich" festschreibt. Da die Begriffe „alternative" und „autonome" Insemination uns zu eindeutig positiv sind, benutzen wir als wenig zufriedenstellende, aber immerhin praktische Lösung die Abkürzung AI für artifizielle Insemination.*

4) *„. . . oder es könnten spezifischer auf den Mann als Sexualpartner gerichtete Eigenschaften sein, die fast eine Vorbedingung der Fortpflanzung sind, wenn sie im weiblichen Geschlecht vorhanden sind, da es keine spezifisch weiblichen Gene oder Chromosomen gibt, so daß alle Anlagen gleich häufig an Söhne wie an Töchter weitergegeben werden. So könnte das, was beim Manne als homosexuelles Verhalten erscheint, bei der Frau durch die Fortpflanzungsauslese gefördert worden sein, bis sich ein Gleichgewicht zwischen biologischem Nachteil im männlichen und biologischem Vorteil im weiblichen Geschlecht einstellt." (Lenz 1978, S. 41)*
Wie wäre dann „homosexuelles Verhalten" bei Frauen zu erklären? Diese Frage stellt Lenz nicht. Wir vermuten multifaktorielle patriarchale Gründe.

5) *Anfang Februar 1988 sprach der Oberste Gerichtshof im US-Staat New Jersey dem genetischen Vater William Stern das Pflegerecht für „Baby M" zu. Mary Beth Whitehead hatte einen Vertrag als „Leihmutter" mit ihm abgeschlossen und sich mit seinem Samen künstlich befruchten lassen. Nach der Geburt wollte sie jedoch ihr (?) Kind behalten. Mit dem Urteil wurden ihr nur noch Besuchsrechte eingeräumt. Gleichzeitig verbot das Gericht in New Jersey die bezahlte Leihmutterschaft.*

6) *Hiermit ist der gesamte Bereich der Reproduktions- und Gentechnologien angesprochen, der sich mit der sog. Sterilitätsforschung befaßt. Daß insbesondere die männliche Sterilität mit ihren unterschiedlichsten Ursachen einen derartig hohen Stellenwert erhält, verdient unsere besondere Aufmerksam-*

keit, bietet doch die Reproduktionstechnologie selbst eine relativ einfache technische „Lösung" an: die Befruchtung mit sog. Spendersamen.

7) *Die Begriffe weiblich, Weiblichkeit benutzen wir hier und im folgenden als biologisch-gesellschaftliche Kategorie (s.u.), also mehr im Sinne von „gender". Benutzen wir „Weiblichkeit" im patriarchal-biologistischen Sinne, so ist dies durch Anführungszeichen kenntlich gemacht.*

8) *Daß es bei dieser Perspektive weder heterosexuellen noch lesbischen Feministinnen darum gehen sollte, daß damit auch w i r unseren Pflichtbeitrag zum Erhalt der Menschheit, geschweige denn der Deutschen leisten wollen, setzen wir an dieser Stelle als Selbstverständlichkeit voraus. Gleichwohl sollte dieser Aspekt Beachtung finden etwa in der Form, wie Christiane Schmerl den Wunsch nach einem eigenen Kind mit seiner dahintersteckenden Ideologie entlarvt: als „Erhalt von Selbstwert und Kultur nur durch die Verewigung in eigenen Kindern". (Schmerl 1989, S. 140)*

9) *"Thus is our historical task, and only ours, to define what we call oppression in materialist terms, to make it evident that women are a class, which is to say that the category 'women' as well as the category 'man' are political and economic categories not eternal ones." (Wittig 1981, S. 443) "Lesbian is the only concept I know of which is beyond the categories of sex (woman and man) . . ." (ebenda, S. 446) Damit soll nicht der Versuch von M. Wittig abgewertet werden, herauszufinden, was eine Lesbe im Unterschied zu einer (heterosexuellen) Frau ist. Wir sind jedoch der Meinung, daß die Geschlechtszugehörigkeit immer irgendeine Relevanz in einer Gesellschaft haben wird.*

Literatur

AMAZONES D'HIER – LESBIENNES D'AUJORD'HUI: Motherhood reviewed and rejected, Montreal 1988

BURGERT, Conny und ZÖLLER, Dagmar: Wenn sich Lesben Kinder wünschen . . . überarbeitete Fassung eines Vortrages von Marina Steinbach und Dagmar Zöller, in: Clio 30, Berlin 1989, S. 10–14

COREA, Gena: Muttermaschine, Frankfurt 1988

FRAUEN/LESBEN GEGEN BEVÖLKERUNGSPOLITIK, Bochum: Zwischen Zwangsheterosexualität, Institution Mutterschaft und (un-)heimlichen Wünschen, in: Dokumentation zum 2. bundesweiten Kongreß „Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologien", München 1989

FRANKLIN, Sarah B.: Essentialism. Which Essentialism: Some Implications of Reproductive and Genetic Techno-Science. Centre for Contemporary Cultural Studies, University of Birmingham, 1988

HOAGLAND, Sarah Lucia: Lesbian Ethics, Palo Alto 1988

KAPPELER, Susanne: Vom Opfer zur Freiheitskämpferin, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis Nr. 24, Köln 1989, S. 25–35, nachgedruckt in: Studienschwerpunkt „Frauenforschung" am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin (Hrsg.): Mittäterschaft und Entdeckungs-Lust, Berlin 1989, S. 200 ff.

LENZ, Widukind: Humangenetik in Psychologie und Psychiatrie, Stuttgart 1978

LEWONTIN, Richard/ROSE, Steven/KAMIN, Leon: Die Gene sind es nicht, München-Weinheim 1988

RAYMOND, Janice: Frauenfreundschaft, München 1987

dies.: The Spermatic Market: Surrogate stock and Liquid assets, in: Reproductive and Genetic Engineering-Journal of International Feminist Analysis, Volume 1, No. 1, 1988, S. 65 ff.

RICH, Adrienne: Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz, in: Dagmar Schultz (Hrsg.): Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich, Berlin 1983

SAFFRON, Lisa: Getting pregnant your own way, London 1986

SATZINGER, Helga: Wider die Ermordung der Nachtigall, in: Wechselwirkung, Jg. 10, 2. Quartal, Mai 88, S. 15 ff.

SCHMERL, Christiane: Die Frau ohne Schatten – der Kinderwunsch und „die Natur" der Frau, in: Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung: La Mamma! Beiträge zur sozialen Institution Mutterschaft, Köln 1989

THÜRMER-ROHR, Christina: Vagabundinnen, Berlin 1987

TIEFE EINBLICKE: Dokumentation und Hintergründe zu den Hausdurchsuchungen (18.12.87) und zu den Verhaftungen, Bochum 1988, Vorwort

WITTIG, Monique: One is Not Born a Women, 1981, in: Sarah Lucia Hoagland und Julia Penelope: For Lesbians Only, London 1988

Ruth Becker

Das „Frauen- und Lesben-Phänomen" – sprachliche Hilflosigkeit oder Symptom einer Ausgrenzung?

Schon vor mehr als 5 Jahren hat Luise Pusch in einer ihrer Sprachglossen in der Courage (Pusch 1983) dargelegt, daß die Formulierung „Frauen und Lesben" nicht nur absurd (wie „Südfrüchte und Apfelsinen"), sondern auch äußerst gefährlich ist, wie die vom Faschismus kreierte Begriffspaarung „Deutsche und Juden" schmerzlich gezeigt hat. Der Einwand blieb unbeachtet, „Frauen- und Lesbenreferate" schossen seitdem wie Pilze aus dem Boden.
Ich erinnere mich gut an die Gefühle, die ich bei der Lektüre der Glosse hatte: Die Argumentation war überzeugend, unwiderlegbar. Das deutsche „und" schließt aus, nicht ein. Aber war es nicht deutsche Prinzipienreiterei, statt dessen von „Freundinnen-", „Schwestern-" oder „feministischem Referat" zu sprechen (wie Luise Pusch vorschlug) und damit, der sprachlichen Korrektheit willen, auf die auch heute noch in manchen gesellschaftlichen Bereichen provokative explizite Nennung von Lesben zu verzichten? Denn daß die von Luise Pusch *auch* vorgeschlagene Alternative, nur von „Lesbenreferat" zu sprechen, „Lesbe" also zum Gattungsbegriff für Frauen zu erheben, sich nicht würde durchsetzen können, schien mir offensichtlich, schließlich sollten nicht nur die betreffenden Uni-Referate, sondern auch die gesamte Frauenbewegung auch für heterosexuelle Frauen offengehalten werden. Diesen mit dem Bekenntnis zum Feminismus auch noch die Bereitschaft abzuverlangen, die besondere Stigmatisierung als „Lesbe" auf sich zu nehmen, kam keiner in Sinn, auch nicht den Lesben.

Heute denke ich, wir hätten eben dies fordern sollen. Nicht im Stile jenes unerträglichen „Lesben-Hetera-Konflikts", in dem in völlig verquerer Anwendung eines feministischen Glaubenssatzes („das Private ist politisch") die jeweiligen Schlafgewohnheiten zum Maßstab feministischer Glaubwürdigkeit, die Demonstration einer „lesbischen" Lebensrealität zum Nachweis fortschrittlich-feministischer Gesinnung verkam, sondern in dem Sinn, den auch Luise Pusch mit ihrem Hinweis auf die Reaktion der Dänen auf den Judenstern andeutete: Als bewußte Übernahme eines Begriffs auch durch Nichtbetroffene, der zwar, im Gegensatz zum Judenstern, im strengen Sinn kein Stigma ist, aber in weiten Bereichen der Gesellschaft immer noch stigmatisierend wirkt. Eine solche Identifikation kann, das hat das dänische Beispiel gezeigt, dem Stigmatisierungssymbol die Wirksamkeit nehmen, Stigmatisierung erschweren, im besten Fall verhindern.
Der breiten Akzeptanz, die einzelne Thesen und Forderungen der Frauenbewegung inzwischen in der Gesellschaft erfahren haben (auch wenn sie dabei oft fast nicht wieder wiederzuerkennen sind), hätte dies sicherlich Abbruch getan. Nicht zufällig scheiterte die geplante Anzeige des Feministischen Frauengesundheitszentrums (FFGZ) in Berlin am Begriff „lesbisch" und nicht am Begriff „feministisch"[1], nicht zufällig haben wir zwar seit Jahren eine Frauenministerin, darf aber das Wort „Lesbe" in Drucksachen des Bundestages nicht erscheinen. Alle Frauen *politisch* zu Lesben zu machen, wäre taktisch unklug und sektiererisch gewesen. Da setzte Lesbe die Heteras lieber in internen Diskussionen mit der bekannten Jill-Johnston-These[2] unter Druck und vereinigte sich nach außen in „Frauen- (und Lesben)"-Zentren.
Manchmal allerdings ist auch das noch zu viel. Da stört sich eine Münchner Finanzbeamtin (!) daran, daß in den Frauenverein Kofra auch eine Lesbengruppe integriert ist und droht mit dem Entzug der Gemeinnützigkeit. Doch die kluge Strategin

weiß Rat: Wirf die Lesbengruppe raus, rette die Dame durch ein Bäuerinnen-Opfer.[3] So können die Lesben das Projekt wenigstens als *Frauen* weiternutzen – und schließlich können sie ihre Lesben-Gruppe auch unter dem Titel „alternative Lebensformen für Frauen" ankündigen.[4] Wer will denn schon nicht nur steuerliche Privilegien, sondern möglicherweise auch städtische Zuschüsse auf's Spiel setzen oder ihre Energien in aufreibenden und bürokratischen Auseinandersetzungen mit den Finanzbehörden verschleißen. Schließlich sind uns „noch andere Sachen politisch wichtig" (Inge Karle, zitiert nach taz).
So sehr ich weiß, wie wichtig öffentliche Mittel für Frauenprojekte sind, wie schwierig oder gar unmöglich eine „autonome" Finanzierung auf Dauer ist, der Vorgang läßt mich nicht nur an die „Clause 28"[5] denken (die übrigens der Anlaß zur Gründung der Lesbengruppe im Kofra war), sondern vor allem an das bekannte Gedicht von Niemöller (Als sie die Kommunisten holten . . .). Denn es war ja kein Zufall, daß sich damals die (noch) nicht bedrohten Christen nicht vor die Kommunisten stellten, als diese ins Lager abgeführt und ermordet wurden, und es war sicher nicht nur Feigheit. Sondern es gab gute Gründe: „Die Christen" mochten „die Kommunisten" nicht (und umgekehrt), die beiden Gruppen hatten nichts gemein, weder Theorie noch Ziel. Erst der Verfolger schuf die Gemeinsamkeit, die dann ja auch folgerichtig wieder zerfiel, als der gemeinsame Feind seiner Waffen ledig war.

Ist die Gemeinsamkeit von Heteras und Lesben größer? Gibt es das gemeinsame Ziel, die gemeinsame Theorie? Oder besteht die Gemeinsamkeit ausschließlich im gemeinsamen Feind, dem „Patriarchat" (worunter zudem jede was anderes versteht)? Ich will hier nicht versuchen, diese Frage systematisch oder umfassend zu beantworten. Es geht mir auch nicht darum, eines jener Plädoyers zu halten, die „Frauensolidarität" fordern, tatsächlich jedoch Tabuisierung und Denkverbote meinen und Abweichlerinnen mit dem Verdikt der Verräterin belegen. Ich will ausschließlich auf einige Aspekte der neueren Theorieentwicklung innerhalb des feministischen Diskurses eingehen, die meines Erachtens lesbische Existenz und Lebensform nicht nur nicht thematisieren und explizit einbeziehen (was nicht weiter schlimm wäre), sondern implizit, ohne sich freilich darüber im klaren zu sein oder dies auch nur eines Gedankens für würdig zu erachten, lesbisches Leben ausgrenzen.
Relativ unbedenklich finde ich dabei die Frontalangriffe der Müttermanifestlerinnen, die kinderlose Feministinnen als Karrierefrauen zu diffamieren versuchten (Müttermanifest, Abschnitt II) – zu offensichtlich ist die lobbyistische Funktion dieses Papiers. Auch mein Ärger über die „sozial impotenten Singles", als die Barbara Sichtermann kinderlose (Berufs-) Frauen identifizieren zu können glaubt, ist nach dem Umschlagen der Buchseite schon verraucht (Sichtermann 1984, S. 100), zu abgedroschen ist das hehre Lied der unbezahlbaren Mutterliebe, das in diesem Text gesungen wird.
Nachdenklicher stimmen mich schon die Thesen der Ökofeministinnen, deren *ökonomischer* Ansatz zwar relativ leicht als eine Mischung aus moralischem Appell und träumerischer Simplifizierung ökonomischer Zusammenhänge entlarvt werden kann[6], deren These von der Schaffung und Erhaltung des unmittelbaren Lebens als Inbegriff menschlichen Glücks, als Definition des Sinns menschlichen Lebens (Maria Mies 1988, S. 279) jedoch so gut zu der durch die patriarchale Naturzerstörung lebensnotwendigen Sensibilität gegenüber dem Ökosystem zu passen scheint. Wer wollte sich dagegen aussprechen. Zerstörung von Leben gehört zu keinem feministischen Programm. Doch was hier in wohlgesetzten, vielfältig interpretierbaren Worten gesagt wird, läuft, so meine Quintessenz aus der Lektüre der inzwischen vielseitigen ökofeministischen Literatur, auf das hinaus, was Christa Wichterich von den Kikuyu-Frauen in Kenia berichtet: „Zeugen und Gebären – das ist die ‚Produktion' schlechthin. Nicht zu ‚produzieren', kein Kind zu haben, können sich auch W. und N. nicht vorstellen" (Christa Wichterich, 1989).

Was hat das alles mit Lesben zu tun, mag manche Leserin jetzt fragen. Lesben und Kinder schließen sich doch nicht aus, schließlich gibt es doch genügend lesbische Mütter. Zweifellos: Frauenliebe und Mutter*sein* sind kein antagonistischer Widerspruch, Leben mit Frauen und Leben mit Kindern schließen sich nicht gegenseitig aus (auf die Tatsache, daß aus Kindern auch Söhne (Männer) werden, will ich hier nicht eingehen, obwohl das im praktischen Leben manchmal nicht ganz einfach ist, wie ich von Betroffenen höre). Daß „Schaffung und Erhaltung des unmittelbaren Lebens" in diesem unmittelbaren Sinn, im Sinne einer Beteiligung an der Reproduktion der Gattung, mit lesbischer Existenz gleichwohl im Widerspruch steht, erschließt sich am besten durch die Diskussion, die durch den (notwendigen) Kampf gegen den Gen- und Reproduktionstechnologien entstanden ist. Resultat der der Frauenbewegung durch die neuesten Errungenschaften männlichen Omnipotenz-Wahnsinns aufgezwungenen intensiven Beschäftigung mit Fruchtbarkeit, Schwangerschaft und Geburt[7] waren nicht nur kämpferische Parolen und fundierte Beiträge gegen diese frauen- und menschenfeindlichen Technologien, sondern auch Diskussionsansätze, die ich als feministische Variante der zeitgeistlichen „neuen Nachdenklichkeit" bezeichnen will.

Beispielhaft will ich dies an Anna Dorothea Brockmanns Beitrag im beiträge-Heft 24 (Brockmann 1989) exemplifizieren, nicht, weil dieser Beitrag die von mir kritisierten Positionen besonders radikal vertritt, sondern weil sie besonders sorgfältig bemüht ist, nicht zu so platten Formulierungen zu greifen, wie dies beispielsweise Sichtermann mit ihrem „Fortpflanzungsvorgänge sind in der menschlichen Triebstruktur verankert" tut (Sichtermann 1983, S. 32).

Ausgangspunkt von Dorothea Brockmann ist die These von Simone de Beauvoir, daß „die Konstituierung des Subjekts als historischer Kategorie menschlicher Identität und Individuation nur möglich ist durch die Gegenüberstellung bzw.-setzung eines Anderen" (S. 106 f). Als „Fallstrick" habe sich jedoch der Versuch von Teilen der Frauenbewegung erwiesen, dieses Andere, Fremde in der „Aneignung und zugleich Abspaltung des eigenen inneren und äußeren Körpers" zu suchen, worauf das „Selbstbestimmungstheorem" nach dem Motto „mein Bauch gehört mir" hinauslaufe (S. 107). Zu fragen sei vielmehr „welche Bedeutung, welchen Sinn . . . leibliche Fruchtbarkeit in der . . . weiblichen Subjektwerdung" habe (S. 108).

Diese selbstgestellte Frage wird in dem Beitrag, soweit ich ihn verstanden habe, nicht explizit beantwortet. Die vielfältigen Argumente gegen die „Instrumentalisierung" des weiblichen Körpers in der modernen Medizin und vor allem Gynäkologie, die immer wieder thematisierte Kritik am Subjektbegriff des „Selbstbestimmungskonzepts", das sie als „a-sozial", also ich-bezogen, egoistisch entlarvt (S. 114), legen jedoch den Schluß nahe, daß die Subjektwerdung von Frauen am ehesten durch die bewußte Annahme der „psychophysischen Äußerungen des fruchtbaren Leibes", also neben Menstruation und Menopause auch von „Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt" zu erreichen sei (S. 109). Auch für Dorothea Brockmann bedeutet dies allerdings nicht, das sei ausdrücklich betont, daß die *individuelle* Erfahrung von Schwangerschaft und Geburt für die individuelle Subjektwerdung konstitutiv sei. Konstitutiv aber soll offenbar sein, die „symbolische Bedeutung von Fruchtbarkeit" (jenes „menschlichen Potentials, etwas Neues entstehen zu lassen") nicht nur im „kollektiven" sondern auch im „individuell-psychischen" Sinn zu erfahren (S. 108) – unabhängig davon, ob aus dieser Erfahrung tatsächlich das mögliche „Neue", das Kind, resultiert oder nicht.

Nun hat lesbische Liebe, lesbische Sexualität, nichts mit der Instrumentalisierung des Körpers zu tun. Dieser Aspekt der Kritik am Selbstbestimmungskonzept, an den von D.B. kritisierten feministischen Subjektwerdungstheorem, trifft uns nicht. Aber auch das von D.B. formulierte Gegenteil der Instrumentalisierung, die persönliche Auseinandersetzung mit allen Körperprozessen einschließlich des „schöpferischen Potentials, etwas Neues entstehen zu lassen", trifft auf lesbische Liebe, lesbische Sexualität nicht zu. Lesbische Liebe mag ein schöpferisches Potential in sich

bergen, aber nicht im Brockmannschen Sinne, denn lesbische Liebe ist Sexualität ohne die Möglichkeit der Fortpflanzung, bringt nichts *eigenständiges* Neues, nichts außerhalb der Beziehung existierendes hervor, ist pure Lust, Selbstzweck, ein zutiefst egoistisches Unterfangen der Liebenden. Daran ändern auch alle Mystifizierungsversuche (wie z.B. der beliebte Hinweis auf die Parthenogenese) nichts.

Wenn es stimmt, daß Unfruchtbarkeit heterosexueller Frauen kein einfacher „medizinischer Defekt" ist, sondern Ursachen hat, die im Leben und Fühlen der jeweiligen Frau verwurzelt sind (D.B. empfiehlt diesen Frauen, „die Frage nach Antwort zuzulassen, warum nichts wachsen will", S. 115), dann ist auch das fehlende Fortpflanzungspotential kein (womöglich bedauerlicher) medizinisch-biologischer „Defekt" lesbischer Sexualität. Ist es denn denkbar, daß die psychische Konstellation, die zu lesbischen, auf Frauen gerichteten emotionalen, erotischen und sexuellen Empfindungen führt, von diesen Zusammenhängen „nichts weiß", daß lesbisches Fühlen und „Fortpflanzungstrieb" nebeneinander bestehen können? Zumindest, wer lesbische Liebe als Frauenliebe und nicht als Männerhaß (oder gar, wie Waltraud Schoppe und Gisela Wülffing als Abwechslung suchendes (Ver)„naschen" von Frauen[8]) versteht, kann die „Unfruchtbarkeit" lesbischer Liebe nicht als unwichtigen Nebenaspekt abtun, sondern muß sie als konstitutives Merkmal dieser Liebe begreifen. Zugegeben, ich habe mich nicht durch all die Theorien, die „Lesbischsein" zu erklären versuchen, hindurchgearbeitet (als sie mich interessierten, vor 25 Jahren, fand ich sie nicht, heute fehlt mir das Erklärungsbedürfnis), aber ich wage trotzdem die These: Eine Frau, die Frauen liebt, eine Frau, die Frauen an- und aufregend (und Männer bestenfalls überflüssig) findet, sucht in der Liebe etwas anderes, andere Potentiale als das Potential der Fortpflanzung. Ich will nicht ausschließen, daß das auch für manche Heteras gilt. Nicht jede denkt bei jedem „Geschlechtsakt" gleich ans Kind (und wenn, dann sicher mindestens genauso häufig angstbesetzt wie freudig). Und doch besteht ein Unterschied: Lesben *wissen*, daß aus ihren Beziehungen kein Kind hervorgehen *kann*. Sie wissen es nicht nur praktisch, sondern, wie ich glaube auch emotional, auf allen Bewußtseinsebenen, die die Psychologinnen noch entdecken mögen. Und da sie diese (und nur diese) Liebe wollen, bleibt für mich nur der Schluß: Lesben suchen die reine Lust, also genau das, was es nach Maria Mies für Frauen nicht geben kann.[9]

Das heißt aber auch: Lesbisches Leben schließt (eigene) Kinder aus, nimmt frau die Integrität der eigenen Person ernst. Denn wenn die Trennung von Sexualität und Fortpflanzung bei heterosexuellen Frauen eine Instrumentalisierung des Körpers bedeutet, wieviel größer ist die Instrumentalisierung des Körpers für Lesben, die sich zur Befriedigung eines (wie auch immer entstandenen) Kinderwunsches auf eine Fortpflanzung ohne Sexualität, auf einen ausschließlich auf Empfängnis ausgerichteten Geschlechtsverkehrs einlassen, ganz zu schweigen von der Inanspruchnahme der „feministischen (!) Samenbank"? Unabhängig von der Frage, ob Lesben in beiden Fällen genau das tun, was Gerburg Treusch-Dieter als die *zentrale Voraussetzung* für die Durchsetzung der Reproduktionstechnologien erkannt zu haben glaubt[10], eines ist zumindest sicher: Mit einer nicht willentlich gesteuerten, nicht manipulierten Körpererfahrung, die nach Dorothea Brockmann allein sinngebend sein soll, weil sie zumindest die „symbolische Bedeutung der Fruchtbarkeit" erfahrbar mache, hat weder der „zielgerichtete" Geschlechtsverkehr noch die Inanspruchnahme der Samenbank, durch die allein Lesbe zu einem Kind kommen kann, etwas zu tun.

Daraus folgt zwangsläufig, daß Lesben zu ihrer Subjektwerdung nicht auf das zurückgreifen können, was für die Vertreterinnen der „neuen feministischen Innerlichkeit" die Subjektwerdung der Frau allein ermöglicht. Ihre Position im Patriarchat ist also nicht nur äußerlich, durch ihre Diskriminierung und durch die ihnen verschlossene Möglichkeit, ohne Verleugnung ihrer zentralen Bedürfnisse zumindest partiell auf die nicht nur ökonomische Absicherung durch einen Mann zurückzugreifen (den

viele Feministinnen offenbar unbeschadet beschreiten) von heterosexuellen Frauen unterschieden, sondern auch in der Sinngebung für das eigene Leben.[11]
Ich denke, daß kaum eine heterosexuelle Feministin über diese Zusammenhänge nachgedacht hat. Lesben werden nicht mitgedacht, wenn es um Fortpflanzungsfragen geht. Je zentraler jedoch das „Potential des fruchtbaren Leibes" in der feministischen Diskussion wird, desto manifester wird, so fürchte ich, ein heute möglicherweise noch dumpfes Unbehagen gegenüber denjenigen, deren Leben und Fühlen die Nutzung dieses Potentials ausschließt. Zugegeben, noch wird dieses Unbehagen selten so deutlich artikuliert wie beispielsweise von Maria Mies, die bei einer Diskussion die Auffassung vertrat, in einer befreiten, nicht-patriarchalen Gesellschaft werde es keine Frauen geben, die keine Kinder wollten.[8] Aber ich halte diese Äußerung für symptomatisch, weit über den Kreis der Ökofeministinnen hinaus.

Lesbisch sein ein Ergebnis des Patriarchats? Das erinnert mich fatal an die Theorien, die weibliche (und männliche) Homosexualität als Krankheit definieren und sie folgerichtig therapieren wollen. Doch ich will nicht vom Lesbischsein therapiert werden. Weder durch Psychotechniken, noch durch die Schaffung eines post-patriarchalen Ökolandes. Und ich will mich auch weiterhin weigern, jenen von der stoischen Ethik verlangten Weg „per aspera ad astra" zu gehen, d.h. mühsam von den Mühen des heterosexuellen Geschlechtsverkehrs zu den Sternen der lesbischen Liebe zu schreiten, auch wenn mich dieser möglicherweise in den Augen der die weibliche Leib-Fruchtbarkeit reflektierenden Feministinnen rehabilitieren würde. Daß viel Lesben diesen Weg gegangen sind und noch gehen, soll hier nicht diskreditiert werden. Aber er ist für mich eher ein durch gesellschaftliche Mechanismen erzwungener Umweg (was sonst soll die These von der Zwangsheterosexualität bedeuten?) denn ein Modell befreiter lesbischer Existenz. Ich wünsche mir, daß immer mehr Lesben diese (und andere) Mühen erspart bleiben. Und dazu brauchen wir nicht nur das individuelle „Coming out", sondern auch Theorien, die eine Sinngebung weiblichen Lebens jenseits der leiblichen Fruchtbarkeit entwickeln. Die neuere Diskussion in der Frauenbewegung trägt dazu, trotz der relativen Überzahl der Lesben, wenig bei – im Gegenteil, sie scheint sich immer mehr auf die leibliche Fruchtbarkeit zu konzentrieren und damit lesbische Existenz, lesbisches Denken, Fühlen und Handeln auszugrenzen.
Sicherlich, noch findet diese Ausgrenzung nur in der Theoriebildung statt.[13] Praktisch dagegen sind Lesben noch in die Frauenbewegung integriert, dürfen mitdiskutieren und vor allem mitarbeiten – zumal ihr Ausscheiden manches Projekt in arge Bedrängnis bringen könnte. Was aber wird passieren, wenn beispielsweise das Arbeitsamt die Vergabe von ABM-Stellen an Lesben verweigert, wofür es ja, wenn auch bisher „nur" in Österreich, schon erste Ansätze gibt?[14] Werden die feministischen Heteras diese Diskriminierung dann wirklich als Angriff auf *alle* Frauen verstehen, so wie die Lesben den § 218 immer als Angriff auf *alle* Frauen, unabhängig von ihrer emotionalen und sexuellen Orientierung, verstanden haben? Oder werden die Beteiligten bei anhaltender Weigerung des Arbeitsamts es nicht vorziehen, die Stelle mit einer Hetera (oder allenfalls einer verdeckt lebenden Lesbe) zu besetzen, um wenigstens der Förderung nicht verlustig zu gehen? Ich fürchte, solange die feministische Theoriebildung Lesben und lesbische Lebensrealität nicht sieht, sie bestenfalls ignoriert, schlimmstenfalls ausgrenzt, steht die in solchen und anderen Fällen geforderte Frauensolidarität auf tönernen Füßen und läuft Gefahr, bei der kleinsten Belastung zu zerbrechen. Daran sollten Lesben, die sich der Frauenbewegung zugehörig fühlen, denken, insbesondere dann, wenn sie sich am feministischen Diskurs beteiligen. Wir sollten uns auch in diesem Diskurs viel mehr als bisher unserer spezifischen Interessen und Bedürfnisse bewußt sein und diese artikulieren, statt uns die Köpfe der Heteras zu zerbrechen und auf die scheinbar integrative Formel von den „Frauen und Lesben" zu vertrauen. Denn diese weist, sprachlich korrekt, auf unsere Ausgrenzung.

Anmerkungen

1) Das FFGZ Berlin wollte auf den Briefumschlägen der Telefonrechnungen eine Anzeige schalten, in der das Wort Lesbe vorkommt. Dies wurde von der „Deutschen Postreklame" abgelehnt, auch eine Klage gegen die Ablehnung blieb erfolglos. Die Begründung der Richterin ist lesenswert (siehe Lesbenstich 1/88, S. 1).

2) Für die, die sich nicht mehr erinnern: Alle Frauen sind Lesben außer denen, die es noch nicht wissen.

3) Vgl. taz vom 11.5.1989. Der Beschluß, die Lesbengruppe „auszugliedern", wurde übrigens laut taz einstimmig, also mit Zustimmung der Lesbengruppe gefaßt.

4) An alle mitlesenden Finanzbeamtinnen: Dies ist nur ein Vorschlag von mir, die Kofra-Frauen sind über den Verdacht solch mieser Tricks erhaben.

5) Die „Clause 28" ist ein Artikel eines Gesetzes, mit der die Thatcher-Regierung die kommunalen Verwaltungen Großbritanniens besser an die Kandare nehmen will. Die Clause 28 verbietet den Kommunalverwaltungen, Homosexualität in irgendeiner Weise direkt oder indirekt zu befürworten. Verboten ist insbesondere die Herausgabe entsprechender Materialien, die Unterstützung entsprechender Gruppen, die Darstellung der Homosexualität als annehmbarer Lebensform in staatlichen Schulen . . . (vgl. Lesbenstich 1/88, S. 26).

6) Ich bin darauf am Beispiel der Konsumverzichtsthese an anderer Stelle schon eingegangen (vgl. „Befreiung durch Konsumverzicht – konsequent zu Ende gedacht, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 21/22, Köln 1987, S. 153 ff sowie „Konsumverzicht – eine feministische Widerstandsform?" in: Dokumentation der Bremer Frauenwoche 1989).

7) Zwar haben sich Frauen (und auch Feministinnen) zu allen Zeiten auch mit Fruchtbarkeit, Schwangerschaft und Geburt beschäftigt – die derzeitige Konzentration auf diesen Themenbereich (keine Frauenwoche, keine Frauenzeitung, die nicht die Gen- und Reproduktionstechnologien an prominenter Stelle im Programm hat) scheint mir gleichwohl Ergebnis einer Bedrohung, also von außen aufgezwungen.

8) Das Zitat soll nicht unterschlagen werden: „Frauen, auch solche mit ‚festen' heterosexuellen Verhältnissen, naschen gern mal vom Erlebnis gleichgeschlechtlicher Freuden." (aus: Sein oder Nichtsein, Entwürfe für ein realpolitisches Manifest, Entwurf II: Grüne Frauenpolitik (!), S. 16)

9) „Wir Frauen wissen, daß es in unserem sterblichen Körper diese ‚reine Lust' nicht gibt. Immer tragen wir die Folgen." Das kann eigentlich nur heißen, daß es in ihren Augen lesbische Liebe und Lust nicht geben kann. Denn daß als Folgen das Kind (oder die technischen Eingriffe zur Vermeidung des Kindes) gemeint sind, geht aus dem Kontext des Satzes eindeutig hervor (vgl. Maria Mies, „Selbstbestimmung, das Ende einer Utopie? in: Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologien, Beiträge vom 2. bundesweiten Kongreß, Frankfurt 28. – 30.10.1988, München 1989)

10) „ . . . die Emanzipation der Frau von der Gebärmutter und Mutter . . . wird qua sexueller Rebellion, die die endgültige Entkopplung von Sexualität und Fortpflanzung bringt, zur Voraussetzung der ersten Möglichkeit (der Frau als „Zeugungsorgan", die durch die Gen- und Reproduktionstechnologie realisiert wird, R.B.) (Treusch-Dieter 1987, S. 17). Das soll wohl heißen, daß die „sexuelle Rebellion", die Entkopplung von Sexualität und Fortpflanzung die Voraussetzungen für die Durchsetzung der Gen- und Reproduktionstechnologien liefert.

11) Das gilt natürlich auch für Heteras, die keine Kinder wollen. Da sie aber jederzeit „umdisponieren" können, und da ihnen viele Gründe (persönliche und/oder soziale) für ihre ausbleibende Fruchtbarkeit unterstellt werden, unterscheidet sich ihre gesellschaftliche Position doch auch in dieser Beziehung von der von Lesben.

12) Tagung „Frauen und Ökologie. Gegen den Machbarkeitswahn", veranstaltet im Oktober 1986 vom Arbeitskreis Frauenpolitik der GRÜNEN im Bundestag. Die betreffende Diskussion ist im Tagungsbericht leider nicht wiedergegeben.

13) Die zunehmende Ausgrenzung von Lesben könnte auch an Hand anderer Themenbereiche, wie z.B. dem Diskurs über die Situation von Frauen am Erwerbsarbeitsmarkt aufgezeigt werden. Stand hier zunächst die strukturelle Diskriminierung von Frauen, die alle, Mütter und Nichtmütter, Lesben und Heteras trifft, im Vordergrund, woraus logischerweise die Forderung nach Quotierung von Frauenarbeitsplätzen entwickelt wurde, so beschränken sich die Analysen heute weitgehend (Ausnahmen bestätigen die Regel) auf die „Unvereinbarkeit von Familie und Beruf", die Diskriminierung von Müttern, Alleinerziehenden und wiedereinstiegswilligen Familienfrauen, denen durch Teilzeitarbeit für Mütter und Väter, Bereitstellung von Kinderbetreuungseinrichtungen, Förderprogrammen und ähnlichem zu begegnen sei. Daß es darüber hinaus auch noch eine strukturelle Diskriminierung von Frauen, also auch der (kinderlosen) Lesben gibt, scheint dagegen kein Thema mehr.

14) In Wien sperrte das Landesarbeitsamt zeitweise die Gelder für ein feministisches Mädchenprojekt, da Teilnehmerinnen gegen die Referentinnen den Vorwurf „gleichgeschlechtlicher Unzucht mit Minderjährigen" erhoben hätten. Dabei soll vom Arbeitsamt auch die Aussage gefallen sein, Projekte, in de-

nen Lesben beschäftigt seien, könnten nicht gefördert werden. Diese Aussage wurde allerdings später bestritten bzw. zurückgenommen, die Finanzierung fortgesetzt. Der Vorfall scheint mir trotzdem bedenklich.

Literatur

BROCKMANN, Anna Dorothea: „Gehört mein Bauch mir?" Die Herausforderung des Selbstbestimmungsbegriffs durch die neuen Reproduktionstechnologien, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 24, Köln 1989

MIES, Maria: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung, Zürich 1988

PUSCH, Luise F.: Frauen und Lesben, in: Courage 9/83

SICHTERMANN, Barbara: Ein Stück neuer Weltlichkeit: der Kinderwunsch, in: Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten, Berlin 1983

dies.: Gleicher Lohn – andere Arbeit. Überlegungen zu den Grenzen der alten Gleichberechtigungspolitik, in: Die Linke neu denken, Berlin 1984

TREUSCH-DIETER, Gerburg: Torte und Retorte. Das Müttermanifest in Relation zur Gen- und Reproduktionstechnologie, in: Niemandsland, 4/1987

Ohr

Dieses einst vernachlässigte Organ ist in der Gloriosen Zeit Gegenstand großer Aufmerksamkeit, in Anbetracht der Rolle, die es bei der Vermehrung der Liebesgefährtinnen spielt. Auf die Frage „wie werden sich die lesbischen Völker fortpflanzen?", die während einer großen Versammlung gestellt wurde, entfuhr einer der Roten Lesben, die sich aus purer Bescheidenheit so nannten, ganz zufällig die heute berühmte Antwort „durch das Ohr". So werden die kleinen Liebesgefährtinnen heute von Ohr zu Ohr geboren. Viele Liebesgefährtinnen sind der Meinung, daß die neuen Geburten nicht schlimmer sind als die alten. Diese Methode hat den Vorteil, den Neugeborenen als auch denen, die sie machen, unmittelbar Freude und Genuß zu stiften. Außerdem werden so die scheußlichen Verstümmelungen vermieden, die die Neugeborene einst erlitt, wenn Storchin aus Versehen zubiß.

Quelle: Monique Wittig, Sande Zeig, Lesbische Völker, München 1983, S. 110 (vergriffen)

M.A.F. Räderscheidt: **‚Das Raucherbein‘**

192 Kohle auf Pergament, 135 x 135, 1986

Sabine Braun

Feministische Erotik?

Sexueller Mißbrauch, freie kindliche Sexualität und lesbische Liebe

„Ich nehme sie in den Arm, reib meine Nase an ihrer, küsse sie vom Nacken bis zum Po. Sie liegt und genießt, dreht sich rum, küßt mich auf den Mund, leckt mir durchs Gesicht, lutscht an meiner Zunge. Ich schmelz dahin."[1]
Klingt erst mal sehr schön und erotisch. Eine Passage aus dem neuesten Lesbenroman? Leider nicht!
Weiter im Text: „Ach, leckt mich doch alle am Arsch! Meine Tochter und ich, wir machen, was wir schön finden!"[2]

Das ist es also! Dieses Schwein! Sexueller Mißbrauch eines Vaters an seiner Tochter. Das Mädchen ist vier Jahre alt. Die Sachlage ist eindeutig und klar, das Verhalten durch nichts zu entschuldigen. Hier werden die sexuellen Bedürfnisse eines Erwachsenen auf Kosten eines Kindes befriedigt. Das ist Ausbeutung, Machtausübung, sexueller Übergriff.
Oder kann es auch was anderes sein? Freie Kindersexualität vielleicht? Das sei natürlich und wichtig, steht in dem Text. Die Kleine fängt immer damit an, findet es schön, mag das. Wäre es nicht eine Behinderung ihrer Sexualitätsentwicklung sie zurückzuweisen? Sie würde es nicht verstehen.
Wir kennen diese Argumentation aus pädophilen Kreisen. Die Diskussion ist alt und langsam abgedroschen, die Scheinargumente der Pädophilen sind widerlegt.
Sexuelle Handlungen zwischen Erwachsenen und Kindern können nie freiwillig sein. Freiwilligkeit beinhaltet Unabhängigkeit, Informiertheit, Kenntnis über das Geschehen und mögliche Folgen, freie Entscheidungsmöglichkeit unter Abwägung verschiedener Handlungsalternativen und Berücksichtigung derer Konsequenzen. Nichts davon ist gegeben. Ein Kind ist aufgrund seines kognitiven und emotionalen Entwicklungsstandes nicht in der Lage, sexuelle Beziehungen zu Erwachsenen willentlich aufzubauen, Bedürfnis und Qualität von Erwachsenensexualität zu kennen, sowie die Auswirkungen auf seine weitere Entwicklung und sein weiteres Leben abzuschätzen.
Ein Kind sucht bei seinen Eltern Liebe, Geborgenheit, Schutz. Es ist emotional und existentiell abhängig und hat auch keine Möglichkeit, dieser Abhängigkeit zu entfliehen. Es ist die Aufgabe des Erwachsenen, dafür zu sorgen, daß dies nicht auf Kosten des Kindes ausgenutzt wird. Das Kind hat keine Möglichkeit, sich gegen Autoritäts- und Machtpositionen effektiv zur Wehr zu setzen. Das gilt ganz besonders für die traditionelle Kleinfamilie, die auf solche Unterdrückungsstrukturen aufbaut und gefestigt wird.
Aber das Mädchen hat ja selbst die Initiative ergriffen. Darf sie daran gehindert werden, ihre Erfahrungen zu sammeln? Wird dann nicht ihre freie Entwicklung gefährdet? Fühlt sie sich nicht zurückgestoßen, abgelehnt, ungeliebt?
Seltsam, daß solche Bedenken nur in punkto Sexualität öffentlich geäußert werden. Denkbar wären auch andere Bereiche, doch niemand kommt auf die Idee, diese ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Ein Beispiel: Ein Kind springt auf ein tiefes Gewässer zu. Es liebt Wasser, plantscht so gerne in der Badewanne und möchte unbedingt ins Wasser. Darf dieses Kind zurückgehalten und daran gehindert werden, seine eigenen Erfahrungen zu machen? Wäre es nicht notwendig, die freie Entscheidung dieses Kindes zu akzeptieren? Lassen wir es doch ein bißchen ertrinken, es findet das schön und mag es!
Das Mädchen im eingangs zitierten Text will auch Erfahrungen machen. Sie ist neugierig, erforscht ihren Körper, den von Erwachsenen. Vielleicht hat sie entdeckt,

was sie schön findet, wo sie sich gerne berührt. Sie sucht Nähe, Zärtlichkeit, genießt eine Liebkosung.
So wie das andere Kind gerne im Wasser spielt.
Doch ebensowenig wie dieses Kind ertrinken möchte, sucht das Mädchen knallharten Sex. Was sie sucht, ist kindliche Sexualität und diese unterscheidet sich von der der Erwachsenen grundlegend. Sie ist nicht auf Orgasmus und sexuelle Befriedigung innerhalb einer Liebesbeziehung angelegt. Sexuell erscheinende Bedürfnisse gegenüber geliebten Erwachsenen haben eher den Charakter von Phantasie oder Spiel. So der Wunsch eines Mädchens, den Vater zu heiraten oder den Weihnachtsmann. Die Entdeckung von Erregung und Lust wird nicht mit geliebten Menschen in Verbindung gebracht. Dies entspricht in keiner Weise kindlichen Bedürfnissen.[3)]
Die immer wieder betonte „Eigeninitiative" des Mädchens wird vom Erwachsenen falsch interpretiert, egoistisch und verantwortungslos umgedeutet. „Freie Entfaltung" wird gewährt, das Mädchen darf sich ungehemmt entwickeln.
Verantwortlicher Umgang mit Kindern beinhaltet jedoch auch Schutz, Grenzsetzung zur Verhinderung von Verletzung und Gefahr. Beinhaltet also immer auch eine gewisse Machtkomponente: die Macht, ein hilfloses Kind beschützen zu können und Entscheidungen zum Wohle des Kindes, aber gegen dessen Willen zu treffen. In einer Beziehung, die auf Macht aufbaut, kann aber auch Sexualität nicht machtlos und frei sein. Die Folgen solcher angeblich freien und freiwilligen Beziehungen sind verheerend und oft lebenslänglich: Schuld- und Schamgefühle, Zerstörung des Selbstwerts, Depressionen, Ängste, psychosomatische Störungen und vieles mehr.

Sexualität zwischen Erwachsenen und Kindern ist zerstörerisch, sie ist weder frei noch natürlich, weder nützlich noch gut. Die beginnende Enttabuisierung dieses Themas durch die feministische Literatur der letzten Jahre, Erfahrungsberichte betroffener Frauen sowie wissenschaftliche Untersuchungen haben dies in aller Deutlichkeit bewiesen.
Doch der Text am Anfang dieses Artikels scheint auf eine neue Qualität in der Auseinandersetzung mit sexuellem Mißbrauch hinzuweisen. Dieser Text wurde von einer Frau geschrieben, einer Mutter, die ihre Tochter liebt: körperlich, lustvoll, erotisch, sexuell. Zwei Standpunkte sollen hier wohl vermittelt werden:

1. Es liegt kein sexueller Mißbrauch vor, wenn eine Frau ihre sexuellen Bedürfnisse mit einem Mädchen befriedigt. Zwischen weiblichen Erwachsenen und Kindern ist freie Sexualität möglich und nicht schädlich.
2. Es handelt sich hier um lesbische Liebe.

Beides ist entschieden zurückzuweisen. Jegliche sexuelle Handlung eines Erwachsenen, egal ob Mann oder Frau, mit einem Kind basiert auf einem Abhängigkeitsverhältnis und ist Ausdruck von Macht. Auch eine Frau kann die grundsätzlichen Unterschiede in Alter, Entwicklungsstand, sexueller Reife und Bedürfnissen nicht einfach als nichtig erklären und mißachten.
Sexuelle Übergriffe von Frauen auf Mädchen sind wesentlich seltener als die von männlichen Tätern. Doch es gibt sie. Und die Erfahrungen von Frauen, die dies erlebt haben, zeigen deutlich, daß die Folgen gravierend, die Erlebnisse schädigend sind. Das Geschlecht des Täters spielt dabei keine Rolle.
Ist Sexualität zwischen Mutter und Tochter lesbische Liebe? Oder zumindest eine mögliche Form der lesbischen Liebe? Diese Mutter suggeriert, daß sie lesbisch ist, weil sie Sex mit ihrer 4-jährigen Tochter macht. Und sie hat auch noch Gewissensbisse dabei, sie hat Angst vor Diskriminierungen.
„Und wenn die Kleine das jetzt mit jedem macht . . . sich ausbeuten läßt . . . sich mißbrauchen läßt . . . nur weil ich . . unvorstellbar!"[4)]
„Ich bin eine sogenannte Alleinerziehende und wahrscheinlich lesbisch und wenn das alles rauskommt und Kontrollen vom Jugendamt, und ihr Vater wollte schon immer das Sorgerecht haben. Oh, Scheiße!"[5)]
Ein taktisch kluger Zug von ihr.

Die gesellschaftliche Diskriminierung von Lesben ist massiv. Lesben bekommen dies tagtäglich zu spüren, werden beschimpft, als pervers oder krank abgestempelt, lächerlich gemacht, nicht ernst genommen, tätlich angegriffen und angemacht. Lesbische Lebensformen werden vor dem Gesetz nicht anerkannt, usw. Kürzlich erst sollte dem Münchner Frauenprojekt KOFRA die Gemeinnützigkeit aberkannt werden, da sich ein Arbeitskreis Lesbenpolitik gebildet hatte. Der Arbeitskreis löste sich auf, die Gemeinnützigkeit wurde gerettet. Nur ein Beispiel von vielen. Auf diesem Hintergrund ist es natürlich besonders schwierig, die Handlungen einer Frau zu verurteilen, die diese als lesbisch definiert. Frau und Lesbe könnte Gefahr laufen, lesbische Liebe zu diskriminieren.
Doch betrachten wir das Ganze mal wieder unter dem Gesichtspunkt des sexuellen Mißbrauchs, so wie er meist vorliegt, bei dem wir keine Schwierigkeiten haben, hart, eindeutig und konsequent zu reagieren: Ein Vater macht Sex mit seiner 4-jährigen Tochter. Angenommen, für ihn ist das ein Zeichen seiner heterosexuellen Veranlagung. Sex mit einem Mädchen als Indikator für Heterosexualität? Der Gedanke ist absurd und jeder Mann würde sich wohl entrüstet dagegen wehren. Es ist eindeutig sexueller Mißbrauch und Machtausübung und sonst gar nichts!
Dabei wäre der Gedanke, daß sexueller Mißbrauch eine übliche Form männlicher Heterosexualität ist, gar nicht so abwegig. Neueren Studien zufolge wird jedes 2. bis 3. Mädchen im Laufe ihrer Kindheit von einem Mann sexuell mißbraucht.[6] Scheint für Männer also nichts besonders Unnormales oder Außergewöhnliches zu sein.
Anders jedoch bei Frauen. Täterinnen sind sehr selten, der Anteil „lesbischen" sexuellen Mißbrauchs wird auf etwa 5 % geschätzt. Das heißt also, in 95 % der Fälle ist der Täter ein Mann.[7]
Von sexuellen Mutter-Tochter-Beziehungen als Form lesbischer Liebe kann also keine Rede sein. Warum also wird so ein Bericht wie der dieser Mutter einfach so hingenommen? Warum kann sie ihre sexuelle Ausbeutung als lesbisch definieren, ohne daß es einen entsetzten Aufschrei in der Lesbenszene gibt?
Schlimmer noch, dieser Artikel im autonomen Frauen-Kalender ist kein Einzelfall. Weibliche Pädophile treten in letzter Zeit immer mehr in die Öffentlichkeit und fordern das Recht auf Sexualität mit Mächen. Sie verstehen sich als fortschrittlichen Teil der Linken, der Frauen- und Lesbenbewegung. Die Kanalratten, eine Gruppierung weiblicher Pädophiler, gehören zum Teil schon zum festen Programmpunkt von Lesbenwochen und -treffen. Sie werden also als Lesben akzeptiert, weil sie Sex mit Mädchen wollen. Erschreckend!
Doch so langsam tut sich was in der Lesbenszene. Die Veranstalterinnen des Lesben-Pfingsttreffens 1989 in Frankfurt verweigerten den Kanalratten Räumlichkeiten für deren Selbstdarstellung und auch jegliche Diskussion darüber.[8] Dickes Lob! Teile der feministischen Presse wie z.B. Primadonna, die Stellungnahmen und Interviews der Kanalratten veröffentlichen, sollten sich ein Beispiel daran nehmen.[9]
Auch das oben mehrfach zitierte Plädoyer für Sex zwischen Mutter und Tochter wurde in einem feministischen Werk, im autonomen Frauenkalender „Tag für Tag" 1989 unter der Überschrift „Zwischen Angst und Lust", illustriert mit einer entsprechenden Zeichnung, abgedruckt. Kommentarlos abgedruckt! Was denken sich die Herausgeberinnen des Kalenders, die sich als feministisch bezeichnen, dabei? Finden sie das gut? Nachahmenswert? Haben sie keine Meinung dazu? Oder drucken sie einfach alles ab, was ihnen zugeschickt wird? Vielleicht müssen wir ja nächstes Jahr mit männlichen Wichsphantasien im autonomen Frauenkalender rechnen. Doch es sind nicht nur die Kalenderfrauen, die sich in diesem Punkt jeglicher politischer Auseinandersetzung und Stellungnahme entziehen.[10] Es sind auch die Frauenbuchläden. Obwohl sie von Wildwasser Wiesbaden über diesen Artikel informiert wurden, verkauften sie den Kalender weiterhin bedenkenlos.[11] (Oder gibt es rühmliche Ausnahmen? Ich hoffe es ja sehr.) Ist den Frauenbuchläden der Profit wichtiger als der Kampf gegen Unterdrückung, Ausbeutung, körperliche und sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Frauen?

Und noch ein Gedanke drängt sich mir auf:
Warum wird dieser Artikel wie selbstverständlich hingenommen? Hat lesbische Liebe in den Augen heterosexueller Feministinnen vielleicht einen Touch von Perversion, Abartigkeit und Verwerflichkeit, vergleichbar mit sexuellem Mißbrauch an Mädchen?

Anmerkungen

1) *Zitat aus dem Beitrag „zwischen Angst und Lust", autonomer Frauen-Kalender 1989 Tag für Tag, S. 155*

2) *wie Anmerkung 1)*

3) *vgl. HIRSCH, Mathias 1989. Hier findet sich eine ausführlichere Darstellung der kindlichen Sexualitätsentwicklung sowie der grundsätzlichen Unterschiede zwischen kindlicher und erwachsener Sexualität.*

4) *wie Anmerkung 1)*

5) *wie Anmerkung 1)*

6) *vgl. z. B. RUSSEL, Diana 1986. Russel führte Interview mit 930 Frauen in San Francisco durch. 54 % aller Frauen berichteten über mindestens ein sexuelles Mißbrauchserlebnis in der Kindheit. Selbst bei einer sehr engen Definition von sexuellem Mißbrauch – Exhibitionismus ausgeklammert – waren 38 % der Frauen davon betroffen.*

7) *Der Anteil weiblicher Täter bei sexuellem Mißbrauch insgesamt wird auf etwa 7 % geschätzt. Jungen werden in etwa 12 % der Fälle von Frauen, in 88 % der Fälle von Männern sexuell mißbraucht. Die Angaben basieren auf einer Analyse verschiedener Studien zum weiblichen Täteranteil. Vgl. Russel, Diana 1984*

8) *In einem Flugblatt begründeten sie ihre Entscheidung folgendermaßen: „Die Kanalratten plädieren bei jeder sich bietenden Gelegenheit für ‚gleiche Rechte' für Kinder. Der gedankliche Zusammenhang wird dabei folgendermaßen konstruiert: gleiche Rechte für Kinder ist die Basis für eine gleichberechtigte (Liebes-)Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern; diese wiederum ist die einzige Möglichkeit nicht zerstörerisch zu leben, denn die ‚tote Erwachsenensexualität' heißt Zerstörung von Lebendigkeit und Umwelt. Der Zerstörung der Umwelt geht die Zerstörung der Kindersexualität voraus." (Kanalratten Programm 4. LW) Pädophile also als revolutionäre Kraft?? Wohl kaum, wir als LWVG lehnen diesen angeblich politischen Ansatz ab und behaupten, daß die Kanalratten nur deshalb gleiche Rechte für Kinder fordern, um ihre eigenen sexuellen Gelüste ungehindert und straffrei an ihnen auslassen zu können.*
Hat beispielsweise ein achtjähriges Mädchen „das Recht", mit einer 30-jährigen Frau eine sexuelle Beziehung zu haben, so wird es absolut unmöglich, der Erwachsenen ggf. einen sexuellen Mißbrauch nachzuweisen, denn welcher Erwachsenen sollte es nicht gelingen, ein Kind soweit einzuschüchtern, daß es den Willen der Erwachsenen als seinen eigenen ausgibt.
Gleichberechtigung in diesem Zusammenhang zu fordern, ist also nicht nur völlig schwachsinnig, sondern auch zynisch, wenn frau an die schrecklichen Situationen denkt, denen so viele Kinder ausgesetzt sind.
Stellungnahme der Lesbenwochevorbereitungsgruppe (LWVG) zu den Kanalratten, Mai 1989

9) *Eine kritische Auseinandersetzung mit weiblicher Pädophilie leistet Barbara Kavemann in der Zeitschrift Blattgold. Sie kritisiert das diesbezügliche Fehlen einer politischen Haltung auf feministischer Seite und definiert sexuelle Beziehungen zwischen Mädchen und Frauen eindeutig als sexuellen Mißbrauch.*

10) *Die Frauen vom Tag für Tag-Kalender wurden von Wildwasser Wiesbaden zu einem LAG-Treffen (Treffen aller hessischen Initiativen zu sexuellem Mißbrauch) eingeladen. Die Diskussion führte jedoch zu keiner inhaltlichen Annäherung.*

11) *in Blattgold 3/89 kritisierte Barbara Kavemann (Mitautorin des Buches „Väter als Täter") den unkommentierten Abdruck des Artikels im Kalender Tag für Tag. Sie weist auf einen Brief von Vienna Botens, Wildwasser Wiesbaden, an ein Treffen von Buchladenfrauen und an die Kalenderfrauen hin.*

Literatur

AUTONOMER FRAUENKALENDER, Tag für Tag, 1989, 6200 Wiesbaden

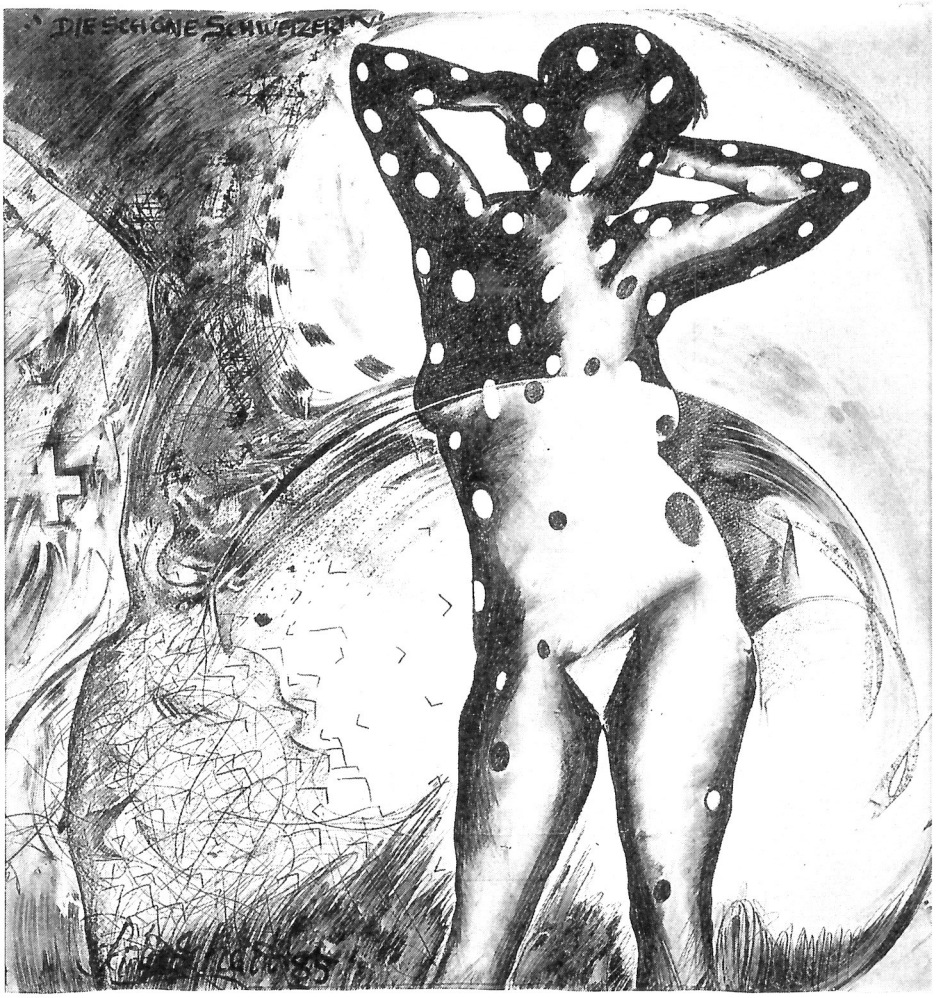
HIRSCH, Mathias: Inzest: Sexueller Mißbrauch in der Familie, Pathogenetische Wirkungsmechanismen, in: Pro familia Magazin 2/89

KAVEMANN, Barbara: Was heißt hier radikal? – Die Lesben und die Pädophilie, in: Blattgold 3/89, Berlin

LWVG: Stellungnahme der Lesbenwochenvorbereitungsgruppe zu den Kanalratten, Frankfurt, Mai 1989

RUSSEL, Diana: Women as Perpetrators: Review of the Evidence, in: Finkelhor D., Child Sexual Abuse – New Theory and Research, New York 1984

DIES.: The Secret Trauma. Incest in the Lives of Girls and Women, New York 1986



M.A.F. Räderscheidt: **‚Die schöne Schweizerin'**

Kohle auf Pergament, 135 x 135, 1986

Nicht „zum allgemeinen Besten"

Eine Münchner Finanzbeamtin, Frau Oberregierungsrätin Dr. Dettmer, weiß offensichtlich, was der „Nutzen zum allgemeinen Besten" ist und den Stempel „gemeinnützig" bekommen kann. Das Kommunikationszentrum für Frauen zur Arbeitssituation e.V. (KOFRA) in München hatte diese Möglichkeit verspielt, seit der AK Lesbenpolitik „Uferlos" sich dem KOFRA angeschlossen hatte. Die Gruppe „Uferlos" beschäftigt sich mit dem Abbau bestehender Diskriminierungen gegen Lesben und unterstützt u.a. den Forderungskatalog des bundesweit agierenden Lesbenrings. Frau Dr. Dettmer schrieb im Februar 1989 an KOFRA:

„M.E. überschreitet die politische Forderung nach Gleichstellung aller Lebensgemeinschaften den Rahmen dessen, was im Einkommensteuergesetz mit Gleichberechtigung von Männern und Frauen bezeichnet ist. . . . Auch mit einer Satzungserweiterung kann dem Verein diesbezüglich nicht die Gemeinnützigkeit zuerkannt werden, weil die Gleichstellung aller Lebensgemeinschaften von der Zielsetzung her keine Förderung der Allgemeinheit bedeutet. Ob der Verein die Allgemeinheit fördert, hängt insbesondere davon ab, wie sich die Allgemeinheit dem Zweck gegenüber verhält. . . ."

Und mit dem scharfen bayerischen Blick hat Frau Dr. Dettmer erkannt, daß – zumindest in Bayern – die sogenannte Allgemeinheit gegen eine Vielfalt von Lebensgemeinschaften ist. Dagegen hat die bayerische Allgemeinheit keine Probleme mit Hundezucht-Vereinen, Schachspiel-Vereinen oder Vereinen zur Soldaten- und Reservisten-Betreuung.

Die Folge dieser die Lesben diskriminierenden Behördenaktion: „Uferlos" gliederte sich gezwungenermaßen aus dem Verein KOFRA aus, um die Existenz dieses Projektes durch den Verlust der Gemeinnützigkeit nicht zu gefährden Als Dank dafür erhielt KOFRA die Anerkennung als gemeinnützig nur für ein Jahr, statt wie bisher für drei Jahre.

„Die Frauen des AK Lesbenpolitik" – so ist einer Presseerklärung von „Uferlos" vom 13.6.1989 zu entnehmen – „entschieden sich für den politischen Weg zur Durchsetzung ihrer Interessen. Sie starteten eine Briefaktion an den zuständigen Finanzausschuß und an alle weiblichen Bundestagsabgeordneten. Der AK Lesbenpolitik forderte darin, die Novellierung des Vereinsförderungsgesetzes (die derzeit im Bundestag beraten wird, CM.) zu ergänzen. Mit aufgenommen werden soll in § 52, Absatz 2 eine Nr. 5 mit folgendem Wortlaut: „Die Förderung von Bestrebungen, die geeignet sind, Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Lebensformen abzubauen." Die Reaktionen aus den Parteien auf diese Intervention waren unterschiedlich. CDU/CSU reagierte – wenn überhaupt – ablehnend. Renate Schmidt von der SPD versicherte, daß sich ihre Partei für diese Forderung einsetzen würde. Die GRÜNEN wollen einen entsprechenden Antrag einbringen, während die FDP noch nachdenkt (vgl. ausführliche Darstellung und politische Einschätzung zur aktuellen Entwicklung von Anita Heiliger, Gemeinnützigkeit als politische Kontrolle?, in: Kofra, Informtionsdienst, Nr. 43, 1989).

Bedrohung eines Projekts

BAZILLA war ein Berufsorientierungskurs für erwerbslose und erwerbssuchende Mädchen zwischen 15–19 Jahren im Raum Wien-Neustadt, genehmigt im Frühjahr 1989, angesetzt auf 4 Monate, finanziert vom dortigen Landesarbeitsamt.
Nach einem zweitätigen geplanten Selbstverteidigungsseminar überbrachten zwei Bedienstete der Projektleitung kommentarlos einen Brief des Arbeitsamtes Wien-Neustadt, in dem die sofortige Einstellung des Kurses angeordnet wurde, ohne Gründe hierfür zu benennen. Es wurde über Vorwürfe geschrieben, die untersucht werden müßten, ohne diese inhaltlich zu benennen. Die Mädchen wurden von den Männern sofort nach Hause geschickt.
Nur aus informellen Gesprächen wurde deutlich, daß zwei Bücher, die während des Wen-Do-Kurses auslagen, Stein des Anstoßes waren. Es handelte sich um A. Meulenbelt „Für uns selbst" und um das im Orlanda-Verlag erschienene Buch „Frauenkörper neu gesehen". Beide wurden als pornographische Literatur bezeichnet. In einem Telefongespräch wurde ein Bediensteter dann deutlicher: „Die AMV kann offiziell keine Projekte fördern, in denen Lesben beschäftigt sind."
Die Projektfrauen gingen zusammen mit den Mädchen zum Arbeitsamt und forderten eine schriftliche Begründung der Einstellung und die schriftliche Benennung der Vorwürfe. In einer zweiseitigen Stellungnahme informierten sie alle österreichischen Frauenprojekte, Frauenzeitungen und die zuständigen Ministerien über den Vorfall und forderten u.a.:
– kein Berufsverbot für Lesben
– Autonomie für alle Frauenprojekte, d.h. kein Eingriff in die Konzepterstellung und -ausführung;
– nicht nur die Förderung von Frauenprojekten, sondern auch die Schulung des AMV-Personals aus feministischer Sicht;
– keine Kursmaßnahme für Mädchen kürzer als ein Jahr.

Inzwischen wurde die Finanzierung für das Projekt durch das Arbeitsamt fortgesetzt. Eine schriftliche Benennung der Vorwürfe hat es nie gegeben.

Clause 28

In Großbritannien trat am 25.5.1988 ein neues Gesetz, die Clause 28, in Kraft. Es lautet:
„(1) Die Kommunalbehörden sind dazu angehalten:
a) Homosexualität weder vorsätzlich zu fördern, noch Material zu veröffentlichen, das Homosexualität befürwortet;
b) nicht das Lehren der Anerkennung von Homosexualität als eine der Familie gleichberechtigte Lebensform in Schulen zu fördern.
(2) Nichts des in Unterabschnitt (1) Vorgesehenen ist so zu verstehen, daß es Maßnahmen zum Zweck der Behandlung oder der Verbreitung der Ausbreitung von Krankheiten verbietet."

Kommunale Verwaltungen haben in Großbritannien umfassendere Zuständigkeiten als bei uns. Sie haben die Entscheidung über Sozialleistungen, Schule, Bildung, Wohnungs- und Gesundheitswesen, über Lizenzvergabe an Kinos, Theater, Kneipen etc. Deshalb hat die Klausel 28, mit der Frau Thatcher Kommunalbehörden an die kurze Leine legt, so große Bedeutung.
Claudia Siewert, Claudia Lutz und Anja Kossak schreiben zu den Auswirkungen dieser Anweisung: „Obwohl bis heute die Gerichte nicht mit dem Verstoß gegen die Klausel befaßt sind, werden die Auswirkungen des Gesetzes bereits sichtbar und – besonders in England – spürbar.
Die ideologischen Implikationen des Passus, unterstützt durch die Art und Weise seiner Behandlung durch die Medien, haben das Klima von Ablehnung und Haß gegenüber Lesben und Schwulen, aber auch Minderheiten überhaupt, verschärft" (aus: Hamburger Frauenzeitung, Nr. 21, 1989, S. 40).
Die Gleichstellungsstellen für Lesben und Schwule bei den kommunalen Behörden sind so gut wie abgeschafft, die Selbstzensur in den Behörden und Zeitungen nimmt zu, finanzielle Unterstützungen, die seit den 70er Jahren auch für lesbische (Kultur)-Projekte gegeben wurden, werden gestrichen, Beratungsangebote entfallen, lesbischen Müttern wird die Erziehungskompetenz abgesprochen. Die Autorinnen nennen als weitere zu erwartende, zum Teil schon praktizierte Repressionen:
– keine Vermietung öffentlicher Räume und Gebäude für homosexuelle Veranstaltungen und Initiativen,
– keine Vergabe von Lizenzen für Kneipen, Bars und Cafés, die offen Schwule und Lesben als Publikum ansprechen,
– Verbannung von Büchern, Filmen und Theaterstücken aus öffentlichen Bibliotheken, Galerien, Kinos und Theatern,
– Totschweigen von Homosexualität im gesamten Erziehungs- und Bildungsbereich bzw. Konsequenzen für Pädagoginnen, die Homosexualität gleichberechtigt neben Heterosexualität darstellen" (S. 42).
Inwieweit sich solche Repressionen konkret durchsetzen, ist wesentlich vom jeweiligen politischen Klima abhängig, das zeigen auch parallele Entwicklungen in der BRD. Der Zeitgeist in Bayern gleicht dem von Frau Thatcher sehr. So fordert beispielsweise Peter Gauweiler im Zusammenhang mit AIDS ein „Programm gegen die nationale Dekadenz und zur Ausdünnung von Randgruppen, wie es Margret Thatcher formuliert hat" (Esquiere 4/88). Gleich nach Inkrafttreten der „clause 28", so schreiben die drei Autorinnen, „wies die bayerische Landesregierung die Regierung von Mittelfranken an, Zuwendungen an die Schwulenvereine „Flieder-lich", „Rosa Flieder" und den Prostituierten-Selbsthilfeverein „Kassandra" zu untersagen. Begründet wurde diese Entscheidung damit, daß es nicht zur Aufgabe von Gemeinden gehöre, Vereine zu fördern, „deren Ziele von der Bevölkerung als anstößig empfunden und daher abgelehnt werden". Der bayerische Innenminister August Lang bezeichnete die Unterstützung dieser Vereine als „Förderung von Schweinereien" (S. 45).

Jutta Oesterle-Schwerin

Zwei Jahre Lesben-Politik im Bundestag – Wie alles anfing und wie es weitergehen könnte

Früher war das Private für mich nicht politisch. Jedenfalls nicht sehr. Mit A. führte ich acht Jahre lang ein „normales Familienleben". Zwei Kinder waren da, Parterrewohnung im Hochhaus, sieben Eingänge à 30 Parteien. Stadtnah. Niemand nahm Anstoß daran, daß da zwei Frauen mit Hund, mehreren Katzen und zwei Kindern zusammenlebten. Für die meisten war A. ganz einfach „die Studentin, die bei Frau O. wohnt, jetzt, wo der Mann ausgezogen ist . . .". Dann heirateten Rainer und Margit, damit Margit, wenn sie ins „PJ" kommt, einen Platz an der örtlichen Uni bekommt. Da wurde uns zum ersten Mal klar, daß bei uns etwas nicht geht, was bei anderen selbstverständlich ist. Steht bei uns gegen Ende von A.s Studium eine räumliche Trennung bevor? A.: „Ich werde sagen, ich lebe mit Frau und zwei Kindern zusammen, die dringend auf mich angewiesen sind . . .". Das wurde dann schließlich nicht nötig. Die Plätze an der Uniklinik waren doch nicht so begehrt. Auch unverheiratete Studentinnen konnten sie bekommen.

Der GRÜNE Kreisverband stellte mich weder „wegen" noch „trotz" der Tatsache als Bundestagskandidatin auf, daß ich Lesbe war. Sie spielte überhaupt keine Rolle. Was anstand, war ein Wahlkampf mit Schwerpunkt Friedenspolitik und Atom, und das traute man mir zu. Ich hatte ja auch schon Erfahrungen aus der Arbeit im Kommunalparlament. Dort wurde das Lesbischsein ebenfalls in keiner Weise registriert.
Als gegen Mitte der Legislaturperiode ein männliches Mitglied unserer Gemeinderatsfraktion zurücktrat, enthielt sich seine Angetraute, die ebenfalls für die GRÜNEN im Gemeinderat saß, bei der Abstimmung über die Genehmigung seines Rücktrittes der Stimme. Meine Freundin A. stand als Nachrückerin auf der GRÜNEN Liste. Da sie aber nicht in den Gemeinderat wollte, mußte über ihre Befreiung ebenfalls abgestimmt werden. Spontan enthielt in diesem Fall auch ich mich der Stimme, was allerdings auffiel, denn *alle* anderen Gemeinderatsmitglieder stimmten dafür. Es war ja nur eine Formsache. Der Ratsschreiber, ein freundlicher älterer Herr, fragte eine GRÜNE Kollegin dann diskret, warum Frau O.-S. sich denn enthalten hat. „Ja, wissen Sie", sagte die Kollegin, „die zwei sind *sehr* gut befreundet."
Ein paar Jahre später ging es dann auseinander mit A. (weil lesbische Beziehungen eben auch nicht stabiler sind als andere), und ich dachte immer noch nicht daran, mein Privatleben zu politisieren. Bei der Landesnominierungsversammlung lernte ich Volker Beck kennen. Es war, als Dora Flinner bei ihrer Kandidatinnenbefragung sagte, „Homosexuelle müssen geheilt werden vom Pfarrer oder vom Psychiater". Als „Schwuler vom Dienst" ging Volker zum Redepult und konterte offensiv und mutig. Ich ging dann auf ihn zu und solidarisierte mich. Es war wenige Stunden *nach* meiner eigenen Nominierung, und es war der Beginn einer guten Lesben- und Schwulen-Zusammenarbeit. Dora Flinner wurde trotz ihrer einfältigen Äußerung nominiert. Die Landesarbeitsgemeinschaft Schwule bat sie anschließend zu einem Gesprächstermin, bei dem sie folgendes zum besten gab: Sie habe nicht speziell etwas gegen Homosexuelle. Sie sei gegen *jeden* außerehelichen Geschlechtsverkehr . . . Ob sie wohl nominiert worden wäre, wenn sie *das* bei der Landesversammlung gesagt hätte?
Kurz darauf kam die Geschichte mit Udo Tischer. Er war mein Wahlkreisvorgänger im Bundestag und wurde sehr bald zum enfant terrible der Fraktion. Man wollte ihn loswerden und er wollte gehen. Als Begründung für seinen Parteiaustritt wandte er sich gegen unsere programmatische Forderung, die besagt, daß auch Lesben und Schwule die Möglichkeit haben müssen, Kinder zu adoptieren. Damals wurde ich

zum ersten Mal lesben- und schwulenpolitisch aktiv: In einer Presseerklärung für unseren Kreisverband, aus dem er ja stammte, formulierte ich folgendes: „Die GRÜNEN sind die einzige Partei, die sich für die Belange von Lesben und Schwulen einsetzt. Darauf sind wir stolz und fordern alle Lesben und Schwule dazu auf, GRÜN zu wählen." Ich war schon damals der Meinung, daß Lesben- und Schwulenpolitik von den GRÜNEN nicht nur freundlicherweise geduldet wird, sondern daß sie GRÜNEN durchaus auch was bringt. Mindestens fünf Prozent der Bevölkerung sind lesbisch oder schwul.
Selbst, wenn nur die Hälfte dieses WählerInnen-Potentials den GRÜNEN zugutekommt (wovon auszugehen ist), so macht das die Hälfte derjenigen Stimmen aus, die die GRÜNEN brauchen, um immer im Bundestag vertreten zu sein. Wenn die GRÜNEN die Zehn-Prozent-Grenze erreicht haben werden, wird mindestens ein Viertel ihrer Stimmen von Menschen stammen, die unseren Programmteil „Lesben und Schwule" (als Untertitel im Kapitel „Demokratie und Recht") und das offene Auftreten von lesbischen und schwulen Abgeordneten im Parlament zu schätzen wissen.

Reaktionen in Fraktion und Partei

In Bonn ging dann bald das übliche Hick-Hack los. Der Kampf um die Themen, der Kampf um die MitarbeiterInnenstellen. Daß Schwulenpolitik ein GRÜNES Thema ist, war unumstritten. Ein sehr renommiertes Fraktionsmitglied wollte es sogleich unter die Fittiche nehmen, „damit diese Menschen gut betreut sind . . .". Es stand fest, daß neben dem AusländerInnen- und dem Behindertenreferat ein Schwulenreferat mit einem wissenschaftlichen Mitarbeiter eingerichtet wird. Mit meiner Argumentation, daß das natürlich ein Lesben- und Schwulenreferat werden müsse, war ich jedoch ziemlich allein. Waltraud Schoppe sagte, „Lesbenpolitik, das müssen wir Frauen machen", wozu mir heute einfällt, daß das Wort „Lesbe" auf 65 Seiten Frauen-ADG damals noch kein einziges Mal vorkam. Thomas Ebermann sagte, seine Freundin habe eine Schwester, die sei Lesbe und die ist dagegen, daß Lesben und Schwule zusammenarbeiten . . . Außer Regula Bott, Verena Krieger und mir stimmte die ganze Fraktion für das „Schwulenreferat" und gegen das Lesben- und Schwulenreferat. Heute macht der Schwulenreferent Volker Beck die wissenschaftliche Vorarbeit für die Schwulen und Lesbenpolitik, während ich Lesben- und Schwulenpolitik im Bundestag vertrete.

Im Dezember 1987 gab ich meine Kandidatur für den Fraktionsvorstand bekannt und sagte: „. . . ich kandidiere als unabhängige Linke, als Frauenpolitikerin und nicht zuletzt als offen-lesbisch lebende Frau". Als das in der Zeitung stand, gab es zum ersten Mal Ärger in der Partei und in ihr nahestehenden Kreisen. Elmar Braun vom baden-württembergischen Landesvorstand sagte: „Es ist gut, daß Du kandidierst, aber warum um Gottes willen als Lesbe?" Und der Altlinke Heinz Kopp schrieb sehr erbost: „(. . .) nachdem ich die Schlagzeile über Deine Kandidatur gelesen hatte, war meine Reaktion: ‚Es darf nicht wahr sein, das Mädchen übernimmt sich.' Als ich Deine Begründung Deiner Kandidatur auch noch eingezogen hatte, kamen Wut und Empörung auf, (. . .). Es kann Dir doch wohl kaum entgangen sein, daß eine ganze Region (ich meine das Ruhrgebiet) sozial, wirtschaftlich am Absaufen ist, und dies in einem Ausmaß, welches wir ohne zu übertreiben mit Verelendung umschreiben müssen. Dortmund zählt 35.000 Sozialhilfeempfänger, in Duisburg wird es die doppelte Zahl sein. Hochgerechnet auf das gesamte Ruhrgebiet kommen wir wohl auf 800.000 bis 1 Million Menschen, die bitterste Armut, soziale Verelendung mit all' ihren Erscheinungsformen erleben. (. . .) Die Innenarchitektur der Mittelstandslesben, violette Bettvorleger und Vorhänge zu entwerfen, ist aktuell nicht gefragt. Es mag meiner chauvinistischen Blindheit vorbehalten sein, nicht zu

erkennen, wo die sozialen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten von Lesben liegen. Auch in der Güterabwägung mit den angesprochenen Revierproblemen fallen mir keine zwingenden gesellschaftlichen Zwänge ein, welche vergleichbar wären. Deine Profilierungsargumente entspringen einem Mittelstandsdenken und -bewußtsein, aus dem ich Dir keinen Vorwurf machen will. Schlimm für die GRÜNEN ist es bestellt, solltest Du mit dieser Profilierung gewählt werden. Es wäre eine Wahl gegen die soziale und politische Wirklichkeit in ‚diesem unseren Vaterland' und das Ende von konzeptionellem Denken, die Aufgabe von auch nur reformistischem Umgestaltungswillen. Bitte, liebe Jutta, was soll denn an dieser Argumentation links sein? (. . .)"
Darauf schrieb ich: „Lieber Heinz, (. . .) Deiner Annahme zufolge gibt es im Ruhrgebiet rund 800.000 Menschen, die in bitterster Armut leben. 56 % der SozialhilfeempfängerInnen sind allerdings Frauen, von denen wiederum mindestens fünf Prozent, d.h. 22.400 Lesben sind. Diesen geht es normalerweise noch etwas schlechter als anderen armen Frauen, z.B. deswegen, weil sie als Paar keine Sozialwohnung bekommen, und auf dem sogenannten ‚freien' Markt eine durch den ‚Diskriminierungszuschlag' erhöhte Miete bezahlen müssen.
Zu allen Zeiten wurden die Probleme von Frauen, Juden oder Homosexuellen von den ‚normalen' Linken als Nebenwiderspruch abqualifiziert, der mit der Lösung des Hauptwiderspruches ganz von selber verschwinden würde. Wie Du weißt, kam es aber ganz anders. Außerdem hat keine von uns mehr Lust, solange zu warten . . .
Ehrlicherweise gibst Du zu, daß Du nicht weißt, wo die sozialen Probleme von Lesben liegen. Dazu sage ich Dir, daß eines der Hauptprobleme von Lesben das ist, daß sie Angst davor haben, als solche erkannt zu werden und deswegen einem ständigen Versteckspiel oder Doppelleben ausgesetzt sind. Die Vorurteile gegen Lesben sind offenbar auch innerhalb der Linken keine Ausnahme. Oder hättest Du Deinen Brief an mich so geschrieben, wenn ich gesagt hätte, ich möchte als Türkin in den Fraktionsvorstand gewählt werden? Ich fürchte nein. (. . .) Übrigens, ich bin für Dich nicht das ‚Mädchen', das sich übernimmt. Genausowenig, wie Du für mich das Bübchen bist, das sich aufplustert . . ."

Der Widerwille, den mein offen-lesbisches Auftreten in der Partei mitunter auslöst, trägt dazu bei, unsere Lebensform in Kreisverbänden zu thematisieren, die sich sonst nie damit beschäftigt hätten. In der kleinen Stadt S. war man aus verschiedenen Gründen sehr unzufrieden mit der zuständigen GRÜNEN Abgeordneten. Man beschloß, mich dorthin zu bitten, um mal so richtig Dampf abzulassen. Nachdem die Themen „Gewalt" und „§ 218" abgehakt waren, brach peinliches Schweigen aus. Ich merkte genau, daß die Leute noch etwas auf dem Herzen hatten und wußte auch, was. Niemand wollte jedoch so richtig raus mit der Sprache. „Habt Ihr noch mehr Probleme mit Eurer MdB, vielleicht mit Lesben- und Schwulenpolitik?" fragte ich. Das Eis schien gebrochen. Die Beschwerden, von denen ich vorher wußte, daß es sie massiv gab, kamen dennoch nur zögerlich. Eine Mitarbeiterin des Kreisbüros berichtete, seit ich im Bundestag sei, fragen sie die Leute häufig, „seid Ihr jetzt alle lesbisch?" Ein Kollege von „Christen bei den GRÜNEN" versteht überhaupt nicht, warum es nötig ist, das Privatleben zu politisieren, während die anderen meist schweigen. „Fünf Prozent der weiblichen Bevölkerung sind Lesben", sage ich und hole meinen elektronischen Taschenrechner heraus. „Das macht in S., bei einer EinwohnerInnenzahl von 50.000 und einem Frauenanteil von 51 % 1.275 Lesben. Und wieviele davon sind Euch als solche bekannt?" Die meisten haben keine Lesbe im Bekanntenkreis, jedenfalls meinen sie das.
Die Frau, die mich am späten Abend zu meiner Schlafstelle fährt und die sich an der Diskussion in der Kneipe nicht beteiligt hatte, erzählt mir während der Fahrt, sie würde S. demnächst verlassen und nach München ziehen. „Warum?" frage ich erstaunt. „Wegen meiner Freundin . . .", lautet die Antwort. „Hier geht das doch nicht." Vielleicht leben in S. in Wirklichkeit doch nicht 1275, sondern nur noch ca. 50

Lesben, weil der Rest längst nach München, Köln oder Berlin abgewandert ist, denke ich beim Einschlafen.

Im Bundestag

Im August 1987 mußte ich erstmalig im Plenum des Bundestages lesbenpolitisch aktiv werden.
Die Deutsche Postreklame GmbH weigerte sich, eine Anzeige des Berliner Feministischen Frauengesundheitszentrums (FFGZ) auf der Rückseite von Postumschlägen zu placieren, weil darin das Wort „Lesbe" vorkam. Der Geschäftsführer der Postreklame Lallie erklärte, eine solche Werbung verstoße gegen die „guten Sitten". Die Werbung „könne von Kindern gelesen werden, oder Professoren könnten Anstoß nehmen". Der für die Postreklame zuständige Referent im Postministerium Ihle empfahl einer Mitarbeiterin des FFGZ, das Wort Lesbe durch AIDS zu ersetzen, da sie damit „im Trend der Bundesregierung" liegen würde. Damit ging ich in die mündliche Fragestunde des Bundestages. Staatssekretär Dr. Florian vom Postministerium drückte sich um die Frage, ob das Wort „Lesbe" in einer Postreklame einen Verstoß gegen die guten Sitten darstelle jedoch herum und verwies lediglich auf den anhängenden Rechtsstreit. Das FFGZ hatte beim Amtsgericht Klage gegen die Deutsche Postreklame GmbH wegen der Ablehnung des Wortes „Lesbe" erhoben. Mit dem Argument, Millionen „Lesbierinnen" könnten sich beleidigt fühlen, entschied die Amtsrichterin mittlerweile gegen das FFGZ bzw. gegen das Wort „Lesbe".
Im Mai 1988 beschwerte sich der CSU-Abgeordnete Fritz Wittmann beim damaligen Parlamentspräsidenten Philipp Jenninger über die „Verwilderung der Sprachkultur" im Bundestag. Er verlangte, daß „der Gosse zugehörige" Vokabeln wie „Lesbe" und „schwul" nicht in den offiziellen Publikationen des Hohen Hauses wiedergegeben werden dürften. Jenninger versprach Abhilfe und verfaßte bei nächster Gelegenheit folgenden Brief an mich: „(. . .) Ich bitte Sie um Verständnis dafür, daß ich den Antrag ‚Beeinträchtigung der Menschen- und Bürgerrechte von Schwulen und Lesben durch die ‚Clause 28' in Großbritannien sowie vergleichbare Angriffe auf die Emanzipation von Schwulen und Lesben in Bayern' nur in einer etwas geänderten Fassung zulassen kann. In der Überschrift muß die Wendung ‚Schwulen und Lesben' jeweils durch die Wendung ‚Homosexuellen und Lesbierinnen' ersetzt werden. Nach ständiger Übung des Bundestages sind Überschriften und Themen, die wie die Überschrift dieses Antrages in die Tagesordnung des Plenums übernommen und damit dem ganzen Parlament zugerechnet werden können, so zu fassen, daß sie von allen Mitgliedern des Hauses akzeptiert werden können. Mir ist bekannt, daß die Begriffe ‚Schwule' und Lesben' von nicht wenigen Kolleginnen und Kollegen nicht als Bestandteile der Hochsprache, in der die Tagesordnung des Plenums abgefaßt wird, anerkannt werden." Worauf ich folgendermaßen antwortete: „Die Worte ‚Lesbe' und ‚schwul' sind Bezeichnungen, unter denen sich der größte Teil der homosexuellen Frauen und Männer in der Bundesrepublik selbst definiert. Der Dachverband der homosexuellen Frauen mit Sitz in Würzburg heißt nicht ‚Lesbierinnenring' sondern ‚Lesbenring'. (. . .) Ihr Vorschlag, anstelle der Wendung ‚Schwulen und Lesben' die Wendung ‚Homosexuellen und Lesbierinnen' zu verwenden, ist völlig unakzeptabel. Das Wort ‚homosexuell' umfaßt sowohl Lesben wie auch Schwule – unser Antrag würde Ihrem Vorschlag entsprechend sinngemäß heißen ‚Beeinträchtigung der Menschen- und Bürgerrechte von Schwulen und Lesben und Lesbierinnen durch die Clause 28 in Großbritannien sowie vergleichbare Angriffe auf die Emanzipation von Schwulen und Lesben und Lesbierinnen in Bayern' (. . .) Die Abneigung gegen die Worte ‚Lesbe' und ‚schwul', die Sie bei einem Teil der Mitglieder des Bundestages vermuten, beruht darauf, daß diese Begriffe mitunter als Schimpfwörter gelten und zur Beleidigung betroffener oder auch nichtbetroffener

Personen verwendet werden. Es gehört jedoch zu der Politik von Lesben- und Schwulenorganisationen, die negative Befrachtung dieser Begriffe abzulegen und sie als Bestandteil der Emanzipation von Lesben und Schwulen offensiv und stolz zu verwenden.
Ihr Verbot, die Worte ‚Lesbe' und ‚schwul' in den Überschriften unserer Anträge erscheinen zu lassen, empfinde ich als Teil einer permanenten Diskriminierung von Lesben und Schwulen. Wenn die Bezeichnungen ‚schwul' und ‚Lesbe' für die Bundestagsdrucksachen nicht gut genug sind, wie ungemein schlecht muß es dann erst sein, als Schwuler oder als Lesbe zu leben.
Bitte erlauben Sie mir in diesem Zusammenhang noch folgende Bemerkung: Als ich 1962 aus Israel in die Bundesrepublik kam, um hier mein Studium zu beginnen, trauten sich die meisten Menschen hier nicht, das Wort ‚Jude' auch nur über ihre Lippen zu bringen. ‚Sind Sie Israelitin?', wurde ich vorsichtig gefragt. Viele jüdische Gemeinden, die nach 1945 hier gegründet wurden, nannten sich schamhaft ‚israelitische Religionsgemeinschaft', weil man das Wort ‚Jude' zur Zeit ihrer Gründung lieber vermieden hat. Ein paar Jahre später sprach man dann gern von ‚unseren jüdischen Mitbürgern', um nicht von Jüdinnen und Juden sprechen zu müssen. Die Nazis verwendeten den Begriff ‚Jude' als den Inbegriff des Bösen und ihre Propaganda wirkte noch viele Jahre nach. Die Vermeidung des Wortes ‚Jude' ist Ausdruck eines verkappten, nicht überwundenen Antisemitismus. Soweit dies von Juden selbst so gehandhabt wird, ist es die Verinnerlichung dieses Tatbestandes.
Mit den Worten ‚Lesbe' und ‚schwul' verhält es sich ebenso: Es sind nicht die Worte, an denen Sie und ein Teil der Kollegen sich stören, sondern eine bestimmte Lebensform, die abgelehnt wird und die an ihren offensiven Emanzipationsbestrebungen gehindert werden soll. Die Parlamentarische Geschäftsführung und das Justitiariat unserer Fraktion werden prüfen, inwieweit Ihre Anordnung, die Worte ‚Lesbe' und ‚schwul' in den Überschriften unserer Anträge nicht erscheinen zu lassen, haltbar ist. Eines werden Sie aber auf jeden Fall nicht erreichen: Ich werde im Hohen Haus weiterhin von Lesben und Schwulen und nicht von ‚homosexuellen Mitbürgern und Mitbürgerinnen' reden."
Unser Antrag „Beeinträchtigung der Menschen- und Bürgerrechte von Schwulen und Lesben durch die Clause 28 . . ." durfte die Schwelle der Bundestagsdruckerei dennoch nicht passieren. Daraufhin fielen Volker Beck die „Urninge" und die „Urninden" ein. Ein antiquierter Begriff, gegen den das Hohe Haus offenbar nichts einzuwenden hat.

Manchmal hat es aber auch große Vorteile, wenn ein Antrag nicht zum Druck zugelassen wird. Er muß dann nämlich nach § 82 Abs. 1 der Geschäftsordnung des Bundestages vorgelesen werden und bekommt dadurch unter Umständen mehr öffentliche Aufmerksamkeit, als wenn er mit hundert anderen Papieren gedruckt vorliegt. So geschehen mit unseren Haushaltsanträgen 1988. Sie wären ungeachtet niedergestimmt worden. Kein Pressehahn hätte nach ihnen gekräht. So mußte ich sie aber vorlesen. Es gab Streit darüber, ob sie überhaupt zugelassen werden dürfen, wobei die Mehrheit der SPD-Fraktion immerhin gegen die von ihr nominierte Präsidentin, Frau Renger, d.h. für die Zulassung unserer Anträge gestimmt hat. Hier ein Originalauszug aus der Debatte im Plenum:
„Vizepräsident Frau Renger: Meine Damen und Herren, nach § 82 Abs. 1 der Geschäftsordnung hat Frau Kollegin Oesterle-Schwerin das Wort. Ein Antrag wird begründet. Frau Oesterle-Schwerin (GRÜNE): Kolleginnen und Kollegen! Ich möchte hier zwei Anträge verlesen, die leider noch nicht schriftlich vorliegen. Erster Antrag: In der Abteilung ‚Familie und Soziales' des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit soll eine Dienststelle ‚Schwulenreferat' eingerichtet werden. (Zuruf von der CDU/CSU: Was ist denn das?)
Im Arbeitsstab ‚Frauenpolitik' soll eine Dienststelle ‚Lesbenreferat' eingerichtet werden. (Dr. Hoffacker, CDU/CSU: Das ist ja wohl nicht wahr!)

Jede dieser Dienststellen soll durch die Schaffung zwei zusätzlicher Planstellen A16 und durch die Umgruppierung von MitarbeiterInnen des Ministeriums personell ausgestattet werden. Mehrkosten: 340.000 DM. Begründung: Im Bereich Lesben- und Schwulenpolitik zeichnet sich die Bundesregierung durch völlige Untätigkeit aus. (Heiterkeit und Beifall bei der CDU/CSU, Dr. Rose: Gott sei Dank!)
Das Verhältnis der Gesellschaft zu homosexuellen Menschen ist aber eine Frage, die alle angeht. Die Lebenssituation der Schwulen und der Lesben zu verbessern, ist daher eine staatliche Aufgabe. Im Vergleich zu den skandinavischen Ländern, zu den Niederlanden und Frankreich hinkt die Politik der Bundesregierung in diesem Bereich der europäischen Entwicklung hinterher. Auch die Stellungnahme der Bundesregierung in der letzten Wahlperiode (Link, CDU/CSU: Man kann der Präsidentin nur danken, daß sie das abgelehnt hat) zu den Belangen von Homosexuellen hat wiederholt gezeigt, daß die Bundesregierung in diesem Bereich weder Kompetenz noch Willen zum Einsatz für gleiche Menschen- und Bürgerrechte für Lesben und Schwule zeigt. Um diesem Mißstand abzuhelfen, ist es erforderlich, daß sich zwei Dienststellen in der Bundesregierung für die Belange der Schwulen und der Lesben zuständig fühlen. (. . .)

Zweiter Antrag:
Im Kapitel 1502 wird ein neuer Titel – Zuwendung an zentrale Organisationen und für überregionale Maßnahmen der Lesben- und Schwulenbewegung – mit einem Baransatz von 2 Millionen DM eingestellt.
Begründung: 5 bis 15 % der Bevölkerung sind Lesben oder Schwule. Homophobie, die Angst vor der Homosexualität, ist jedoch in der Bundesrepublik immer noch ein weit verbreitetes Phänomen. Schwule und Lesben haben insbesondere vor und in der Phase des coming out mit negativen Selbst- und Fremdbildern über Homosexualität zu kämpfen. Eine wichtige Funktion für die positive Identifizierung mit der eigenen sexuellen Orientierung bieten die Einrichtungen schwuler und lesbischer Subkultur. Die Herausbildung einer schwulen bzw. lesbischen kulturellen Identität, die sich in kulturellen und wissenschaftlichen Initiativen niederschlägt, ist eine wichtige Bereicherung der kulturellen Vielfalt der Bundesrepublik und kann dazu beitragen, gesellschaftliche Vorurteile über Lesben und Schwule abzubauen, um ein Klima der Akzeptanz unterschiedlicher Lebensformen zu fördern. (Beifall der Abgeordneten Frau Schoppe, GRÜNE)
Bundesweiten Organisationen und den beiden Dachverbänden ‚Lesbenring' und ‚Bundesverband Homosexualität' kommt bei der Koordinierung und dem Informationsaustausch der regionalen Initiativen eine wichtige Funktion zu. (. . .)
Es wäre gar nicht notwendig gewesen, daß hier zu verlesen, wenn das Präsidium diesen Antrag wegen der kleinen Wörtchen ‚Lesbe' und ‚schwul' nicht abgelehnt hätte. Aber ich mache das ja gerne. Wie Herr Wittmann von der CSU ja schon sagte: Die Wörter ‚Lesbe' und ‚schwul' werden von mir gerade in diesem Hause immer wieder genüßlich ausgewalzt. (Beifall bei den GRÜNEN)
Vizepräsident Frau Renger: Meine Damen und Herren, ich darf dazu vielleicht eine Bemerkung machen, die die Angelegenheit dann klärt. In den Anträgen, die eben begründet wurden, werden Begriffe verwendet, die sprachlich von der überwiegenden Mehrheit der Mitglieder dieses Hauses nicht akzeptiert werden können. (Beifall bei der CDU/CSU) Die Anträge sind deshalb nach ständiger Parlamentspraxis unzulässig. Würden sie angenommen, würde ihr Text in den Einzelplan 15 übernommen und damit nicht nur der Fraktion DIE GRÜNEN, sondern dem ganzen Deutschen Bundestag zugerechnet werden. (Frau Schoppe, GRÜNE: Das ist doch mittelalterlich, was sich hier abspielt!) Ich darf daran erinnern, daß sich der Ältestenrat am 29. September 1988 mit breiter Mehrheit dagegen ausgesprochen hat, die Verwendung derartiger Begriffe zuzulassen. Das Präsidium hat vor kurzem in einem vergleichbaren Fall dieselbe Haltung eingenommen. Selbstverständlich werden die Anträge zugelassen, wenn statt der von den Antragstellern verwendeten Begriffe die Begriffe

‚Homosexuellenbewegung' und ‚Homosexuellenreferat' verwendet werden. Kann sich der Antragsteller damit einverstanden erklären?
Frau Oesterle-Schwerin, GRÜNE: Nein, natürlich nicht!" (Wohlgemerkt, bei dieser Diskussion drehte es sich nicht um Annahme oder Ablehnung unserer Anträge, sondern lediglich um ihre Zulassung zur Abstimmung.)
Ende Mai 1989 war ich bei der jetzigen Bundestagspräsidentin, Frau Professor Süssmuth. Sie hat persönlich nichts gegen den Gebrauch der „schlimmen" Wörter in den Drucksachen des Bundestages. Als ersten Schritt zur eventuellen Änderung der Gepflogenheiten des Bundestages forderte sie einen Bericht vom Europäischen Parlament in Straßburg über die Frage an, wie dort mit dem „Problem" umgegangen wird. Das läßt in naher Zukunft eine Änderung zu unseren Gunsten erwarten.

Perspektiven

Letzten Endes geht es um mehr als um diese Wortklauberei: Falls es irgendwann einmal zu rot/grünen Verhandlungen kommen sollte, die uns eine größere Durchsetzungschance für unsere Forderungen geben würden, werden GRÜNE Lesbenpolitikerinnen nicht mit leeren Händen zum Verhandlungstisch kommen. Hierbei kann frau keineswegs davon ausgehen, daß das, was für uns längst selbstverständlich ist, vom Verhandlungspartner auch nur schon im Ansatz begriffen wurde. Die Unverheirateten-Politik der SPD schließt Lesben und Schwule explizit aus. Erst vor kurzem wurde im Ausschuß für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau unser Antrag „Öffnung des sozialen Wohnungsbaus für unverheiratete Paare, homosexuelle Lebensgemeinschaften und Wohngemeinschaften" mit den Stimmen der SPD abgelehnt. Als Alternative schlugen die Sozialdemokraten vor, den sozialen Wohnungsbau nur für Unverheiratete mit Kindern zu öffnen, während er für Verheiratete ohne Kinder natürlich ebenfalls offenbleiben soll . . .
Noch in diesem Jahr werden die GRÜNEN ein Antidiskriminierungsgesetz für Lesben und Schwule ins Parlament einbringen, das folgende Punkt enthalten wird:

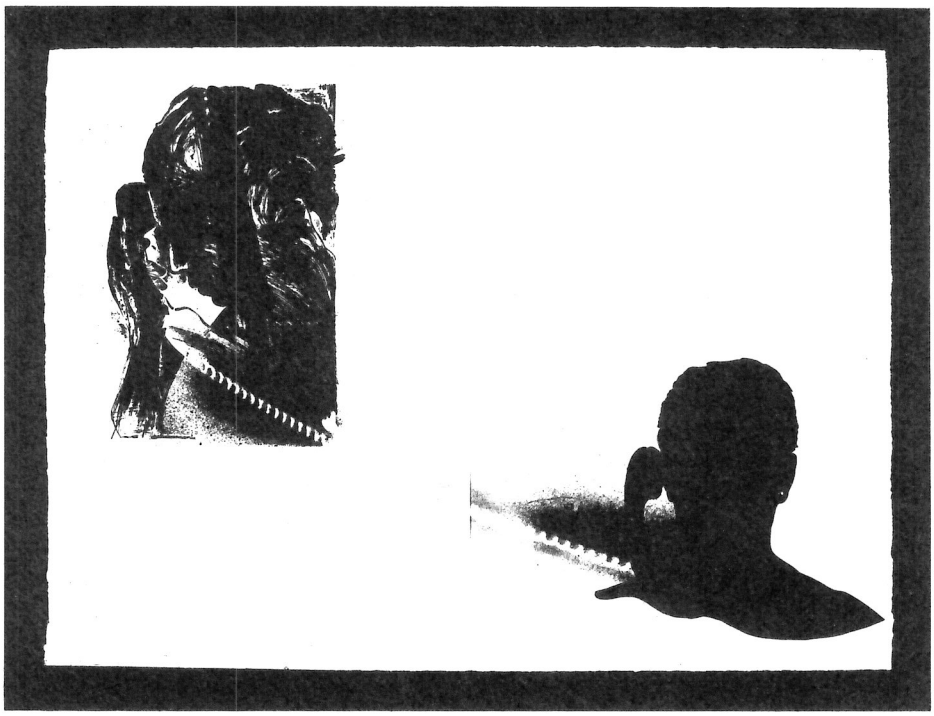
– die Ungleichbehandlung oder Diskriminierung einer Person aufgrund ihrer sexuellen Orientierung, ihres Familienstandes oder ihrer Lebensform muß durch die Generalklausel dieses Gesetzes grundsätzlich verboten werden.
– Im Art. 3 Abs. 3 des Grundgesetzes wird in die Aufzählung der Diskriminierungsschutz-Tatbestände die „sexuelle Orientierung", die „Lebensform" und der „Familienstand" aufgenommen.
– Im gesamten Arbeits- und öffentlichen Dienstrecht sollen Lesben und Schwule vor Benachteiligungen wie Nichtbeförderung, Kündigung oder Nichteinstellung oder der Bedrohung mit einer dieser Benachteiligungen durch Änderung der entsprechenden Gesetze geschützt werden.
– Ganz dringend muß von uns das Problem lesbischer Mütter angegangen werden, daß ausgerechnet durch zwei schwule Pflegeväter öffentlich aktualisiert wurde, denen ein Pflegekind trotz gegenteiligem Gerichtsbeschluß vom Berliner Jugendamt (vor Rot/Grün) buchstäblich gekidnappt wurde. Die GRÜNEN stellten daraufhin mehrere Kleine Anfragen zum Problem des Sorgerechtes, der Pflegeerlaubnis und des Adoptionsrechtes, deren Antwort Grundlage für unser weiteres Vorgehen sein wird. Die Angst davor, durch offen-lesbisches Leben Kinder zu verlieren, ist sicher eine der massivsten Bedrohungen, durch die Frauen von ihrem coming out abgehalten werden.
– Lesben und Schwule, die im Ausland aufgrund ihrer sexuellen Orientierung verfolgt werden, müssen in der Bundesrepublik Asyl nach Art. 6 Grundgesetz erhalten. Verfolgung aufgrund der sexuellen Orientierung muß als politische Verfolgung anerkannt werden.

Dies ist allerdings nur ein Teil der Probleme, die durch das Antidiskriminierungsgesetz für Lesben und Schwule angegangen werden müssen. Das AusländerInnenrecht, das Zeugnisverweigerungsrecht, das Erbrecht und der Begriff der Angehörigen sind Probleme, für die ebenfalls Lösungen gesucht werden. Z.B.:

– Was passiert mit AusländerInnen aus Nicht-EG-Ländern, die aufgrund einer Beziehung mit einer Bundesbürgerin hier leben und arbeiten wollen? Heterosexuelle PartnerInnen können in solchen Fällen durch Heirat vor der Ausweisung geschützt werden. Welche Möglichkeiten haben wir?

– Wie soll das Erbrecht unter Lesben geregelt bzw. wie soll verhindert werden, daß die gesetzlichen Erben (Eltern, Kinder etc.) einer Verstorbenen deren Partnerin gemeinsam angeschaffte oder bislang gemeinsam benutzte Haushaltsgegenstände wegnehmen wenn, wie häufig, kein Testament besteht?

Darüber und über einiges mehr wird sich die GRÜNE BAG Lesbenpolitik, die 1987 in Berlin gegründet und 1988 von der Partei offiziell als BAG anerkannt wurde, den Kopf zerbrechen müssen.



M.A.F. Räderscheidt: **„Telefonterror . . .“**

Mischtechnik: Lithographie auf Stein/Graffiti/Zinkobjekt, aus dem Buch ‚Die Eifersucht‘, Bonn 1989, Verlag Jacques Raymond

Sorgerecht für Lesben: Russisches Roulette vor Gericht

Die Eltern des Sohnes sind geschieden. Die antragstellende Mutter (ASt.) beantragte gemäß § 1671 II BGB das Sorgerecht für ihr Kind. Der Vater, Antragsgegner (AGg.), leitete seine Bedenken hiergegen daraus ab, daß die Mutter mit ihrer gleichgeschlechtlichen Partnerin zusammenlebt. Das Amtsgericht Mettmann sprach der Mutter das Sorgerecht zu (Urteil vom 16.11. 1984 – 41 F 62/84) und begründete dies unter anderem wie folgt:

„. . . insbesondere läßt sich ein solcher Grund nicht daraus herleiten, daß die gleichgeschlechtlich veranlagte Mutter mit ihrer Freundin eine Haushaltsgemeinschaft bildet. Das Gericht ist entgegen der Ansicht des AGg. der Auffassung, daß die gleichgeschlechtliche Veranlagung eines Elternteils und die Tatsache, daß dieser Elternteil mit seinem gleichgeschlechtlichen Lebensgefährten zusammenlebt, für sich allein diesen Elternteil nicht als Sorgerechtsinhaber disqualifiziert. Eine solche mit Blick auf das Kindeswohl zu treffende Aussage wäre nur dann gerechtfertigt, wenn die gleichgeschlechtliche Veranlagung eines Elternteils einen Mangel an persönlicher, erzieherischer oder allgemein sozialer Qualifikation darstellen würde. Eine derartige Qualifikation läßt sich aber auch nach dem heutigen Erkenntnisstand der Sexualwissenschaft aus der homosexuellen oder heterosexuellen Orientierung eines Menschen nicht herleiten. Vielmehr haben eine Reihe von Forschern bei homosexuell orientierten Frauen wie Männern zum Teil sogar geringere Werte für Neurotizismus und ein höheres Ausmaß interpersonaler, pädagogischer und sozialer Kompetenz festgestellt (vgl. z.B. Bell und Weinberg, Der Kinsey-Institut-Report über männliche und weibliche Homosexualität, München 1978).

Das mit Blick auf das Kindeswohl entscheidende Kriterium kann daher nicht die sexuelle Orientierung des Elternteils sein, sondern allein die Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit des Elternteils sowie die Beziehung des Kindes zu diesem Elternteil und dessen Lebenspartner. In diesem Zusammenhang läßt sich im vorliegenden Falle feststellen, daß die Mutter sich jetzt wie schon in der Vergangenheit auch nach außen hin zu ihrer gleichgeschlechtlichen Veranlagung bekennt und dazu steht. Die Beziehung zu ihrer Lebensgefährtin hat sich seit April d.J. als tragbar erwiesen. Beide Frauen betreuen das Kind anstandslos in wechselseitiger Abstimmung. Der Minderjährige hat – was auch aus dem Jugendamtsbericht deutlich wird – eine gute emotionale Beziehung zu beiden Frauen. Aufgrund der Normalität, in der die Mutter und deren Lebensgefährtin ihre Lebensgemeinschaft unterhalten und dem Kind vorleben, steht nicht zu befürchten, daß das Kind in eine soziale Außenseiterrolle gedrängt wird. . . .“

Das Landgericht München dagegen kommt 1983 in einem ähnlichen Fall zu einem gegenteiligen Urteil. Obgleich Vater und Mutter gleichermaßen als „grundsätzlich geeignet“ bezeichnet werden, das Sorgerecht über die 7-jährige Tochter zu übernehmen, wird es dem antragstellenden Vater übertragen. Begründung: Die weitere Entwicklung des Kindes dürfe bei dem Vater, bei dessen Leben im Rahmen der üblichen gesellschaftlichen Normen, überschaubarer und ruhiger verlaufen als bei der Mutter. Die Umorientierung der Mutter schiene noch nicht abgeschlossen zu sein. Gericht und Sachverständige halten nicht die Tatsache der lesbischen Beziehung der Mutter für bedenklich, sondern die Politisierung dieses Verhaltens. Die Politisierung und das Engagement im Umfeld der Mutter bewirke die Gefahr der Verunsicherung des Kindes, das in eine Außenseiterrolle gedrängt werden könne. (Über dieses unveröffentlichte Urteil wird in „Lesbenstich“, 2/84, S. 26 berichtet.)

M.A.F. Räderscheidt: **‚Dem Andenken eines Engels'**

210 Kohlezeichnung 1984

Heidrun Ehrhardt

So trennt mann Mutter und Tochter[1)] Sexuelle Gewalt in der Familie

Egal, was Dein Vater Dir angetan hat, an Deiner Mutter beißt Du Dich fest. Dein Vater hat etwas getan, aber was Deine Mutter *nicht getan* hat, das scheint das Schmerzhafteste zu sein.
Das Rätselraten – hat sie es gewußt? Konnte sie es wissen? Hat sie tatsächlich nichts bemerkt? Hat sie sich selbst blind gemacht? – bindet Dich an sie.
Sie war immer da, und Du kennst sie nicht.
Welcher Art kann die Beziehung zwischen Mutter und Tochter sein, wenn der Vater die Tochter sexuell benutzt? Der Titel benennt zugleich meine zentrale These: die Chancenlosigkeit von Mutter und Tochter, zueinander zu kommen, wenn der Vater sexuelle Gewalt auf die Tochter ausübt.
Die Mutter steht, auch wenn sie nichts wußte, im Mittelpunkt der Auseinandersetzung, die die Tochter mit ihrer Schreckenskindheit führt. Das hat zweierlei Folgerungen: 1. die Mutter trifft die volle Schuldzuweisung (das entspricht der patriarchalen Ideologie), 2. die echte Auseinandersetzung mit der Mutter (inklusive der Frage nach ihrer Schuld) kann erst sehr spät im Verlauf des Verarbeitungsprozesses beginnen.[2)]
Ich erzähle im folgenden die Geschichte (m)einer Mutter-Tochter-Beziehung, ich tue das mit Hilfe verschiedener Arten von Texten. Die Texte sind z.T. literarisch-assoziativ, z.T. „wissenschaftlich"-reflektierend. Ich wechsle die Perspektiven: Manchmal schreibe ich in der Ich-Form, manchmal von „der Tochter", „dem Mädchen". Ich habe das jeweils emotional entschieden; ich versuche damit dem Selbstvorwurf des Exhibitionismus zu entgehen, Distanz zu gewinnen, und manchmal will ich mich auch einfach schützen.
Was ich hier auf die Mutter-Tochter-Beziehung eingrenze, wird in Wirklichkeit durch Geschwisterbeziehungen und sonstige Verwandtschaft noch verkompliziert, z.T. verstärkt, abgemildert kaum.
Der Rahmen der Geschichte: Ein Mädchen wird von ihrem Vater sexuell benutzt, seit sie 6-8 Wochen alt ist, bis sie 17jährig das Elternhaus verläßt. 17 Jahre – das war 1968: Aufbruchszeit.
Die Mutter ist 1981 gestorben, der Vater 1987, die Tochter lebt.

Verantwortung

Je jünger seine Tochter ist, desto bessere Chancen hat der Vater, daß er sie sexuell benutzen kann. Je weniger sie in der Lage ist, sich zu äußern, je weniger ihr Gehirn entwickelt ist, Erinnerungen zu speichern und zuordnen zu können, desto geschützter ist der Vater vor Entdeckung. Noch nicht einmal seine Tochter, sein Opfer, wird später in der Lage sein, sich klar daran zu erinnern, daß er ihr etwas angetan hat. Er legt je früher desto besser hier den Grund für ihre späteren Verdrängungskünste.
Je früher er ihr Leben in die Hand nimmt, desto sicherer ist seine Machtbasis in ihrem Leben. Die Legende vom aufreizenden kleinen Mädchen ist spätestens hier vom Tisch. Das schreiende Baby ist das brauchbarste Objekt. Das ist eine Realität, die noch viel zu selten ausgesprochen wird. Eine häufige Realität.
Der Vater, der sich um das Baby kümmert, verschafft sich zugleich eine gute Tar-

nung: Er gilt als wirklich rührende Gestalt und ist in den 50er Jahren auch eine Seltenheit. Glücklich die Frau, die sowas zum Gatten hat! Soweit, so zynisch. Die Wahrheit ist:
Sie, die Mutter, wird betrogen, sie hat – ohne es zu wissen – keine Chance, eine Beziehung zu ihrer Tochter aufzubauen, die nicht von Anfang an vergiftet wäre. Und wie soll die Tochter jemals das Gefühl loswerden, von ihrer Mutter nicht geschützt, also verlassen worden zu sein, obwohl die Mutter eigentlich da ist? Mutter und Tochter sehen sich an, aber sie sehen sich nicht. Sie können, dürfen, sollen sich nicht sehen.
Die Tochter, von den ersten Lebenswochen an in sexuellen Gewaltverhältnissen aufgewachsen, ist völlig chancenlos, ein Unrecht als solches zu benennen. Obwohl sie sicher weiß, spürt, daß ihr Vater etwas Schreckliches tut, ist nicht in der Lage zu sagen: „Du, Mutti, der Vati tut da was mit mir..."
Zunächst kann sie das nicht mangels Sprachbeherrschung, zweitens aus Selbsterhaltung (sie ist absolut abhängig) und zuletzt wegen väterlicher Ermahnungen. Als sie nämlich der Sprache soweit mächtig ist, daß Gefahr im Verzug ist, handelt der Vater-Täter. Er spricht den Satz: „Das erzählen wir aber nicht der Mutti."
Bevor also die Tochter eine andere Verhaltensweise aus*denken* kann, bekommt sie schon vom Vater-Täter die Verantwortung für die Mutter aufgebrummt. Sie liebt ihre Mutter. Und. Sie gibt ihr Kinderleben. Sie ist fünf Jahre alt, sie wird schon fünf Jahre lang mißbraucht. Sie gibt ihr Kinderleben – für ihre Mutter – denkt sie. Aber der *Vater* nimmt es. Ihr Opfer – (die Mutter zu schonen) – für ihre Mutter dient ihrem Vater. Das bedeutet: Ab jetzt denkt sie bei jedem neuen Übergriff des Vaters an die Mutter. Für sie duldet sie das alles, um ihr nicht wehzutun, schweigt sie. Das ist wie eine riesengroße, sie ausfüllende Vision. So verstärkt jede weitere Schändung das Gefühl der Verantwortung für ihre Mutter. Verantwortung und Schweigegebot gehören zusammen, d.h. der Vater ist vor Entdeckung und dem Haß der Tochter geschützt. Durch einen Satz „Das sagen wir aber nicht der Mutti" sind sexuelle Gewalt und Verantwortung für die Mutter in der Tochter unlösbar verknüpft. Das ist wirklich pervers. So ausgetrickst zu werden! Und es funktioniert! Mit tödlicher Sicherheit.
ist die Art, wie ein Vater-Täter dafür sorgen kann, daß ihm nichts geschieht.
Andere Väter, andere Täter nuancieren anders. Je nachdem, was mann bei seiner Ehefrau vorfindet, an Kindheitserlebnissen z.B., kann mann die Frau auch anders funktionalisieren, sie stärker als Beihelferin einbinden, oder sie durch körperliche Gewalt einschüchtern.
Wie auch immer: Der Tochter erscheint die *Mutter* als schuldig. Zumindest steht sie im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen, die die Tochter mit ihrer Vergangenheit führt. Trotz der derzeitigen Publizität des Themas „sexueller Mißbrauch" bin ich auch für die Zukunft der Mutter-Tochter-Beziehungen pessimistisch: Wahrscheinlich wird auch die Idealmutter, die ihren Mann verläßt, weil er sich an der Tochter vergreift, um den Groll der Tochter nicht herumkommen. Denn immer ist ihrem Kind in ihrem Haus, in ihrer Familie, in ihrer Obhut schon etwas geschehen, *bevor* sie es merken kann, *bevor* sie sie schützen kann.

Rätsel Tochter

Ich wehre mich nicht so sehr dagegen, Mütter zur Verantwortung zu ziehen, bei ihren – wie auch immer gearteten – Anteilen an der sexuellen Gewalt gegen ihre Töchter. Aber wenn ich sehen, daß immer wieder die Mütter als die eigentlich Schuldigen hingestellt werden, kommt mir die Wut.
Ich halte es in der Tat für wichtig, daß Frauen, die die sexuellen Gewalttaten ihrer Väter an ihnen aufarbeiten wollen, sich mit ihrer Mutterbeziehung auseinandersetzen. Dazu müssen wir unsere Mütter ernstnehmen in allem, was sie tun. Ob sie Bei-

hilfe leisten zur Tat des Vaters oder ob sie – wie in meiner Geschichte – verzweifelt und mit untauglichen Mitteln versuchen, der Wahrheit auf den Grund zu gehen:
Die Mutter – was stimmt nicht in ihrer Familie? Sie nimmt die Tochter mit zu Ärzten, damit diese feststellen, was nicht stimmt an Leibe und Seele dieses Mädchens.
Die Ärzte haben immer eine Diagnose, und immer wimmeln sie die Mutter ab mit dem Hinweis, das wachse sich noch zurecht, sie solle sich keinen Sorgen machen. Von den Patriarchen-Ärzten erfährt sie, daß *ihre* Sorgen sinnlos sind, nicht angemessen. Und doch erscheint ihr die Tochter als krank.
Was der Mutter einer mißbrauchten Tochter hier geschieht, kommt einer gesellschaftlichen Aufforderung zum Nicht-Hinsehen gleich, und es ist planvolles Verrücktgemachtwerden. Alle beteiligen sich daran: der Vater, die Nachbarn mit den gesunden Kindern, die LehrerInnen der Tochter, auch die Tochter selber.
Ich finde es begreiflich, daß die Mutter, der alle Beschwichtigungen und die reichlich verschriebenen Tabletten nicht helfen, den Makel der Krankheit und später der Verrücktheit auf die Tochter wirft. Denn die Mutter weiß trotz aller Versuche, sie zu beruhigen, ihre Sorgen lächerlich zu machen, zu bagatellisieren, daß sie selbst *nicht* verrückt ist, daß etwas in ihrer Familie nicht stimmt.
Die Tochter aber hat ihr Leben lang schon reichlich Symptome gezeigt: dünn und blaß trotz der fetten fünfziger Jahre; kränklich; melancholisch trotz glücklicher Kindheit; abwesende Luftguckerin; abweisend; eine schlechte Lügnerin; ein Abgrund an Phantasie – ein Rätsel, das die Mutter nicht lösen kann.
Die Tochter ist rätselhaft, verrückt, nicht normal, etwas stimmt nicht. Und die Mutter hat keine Chance, die Tochter zu verstehen, alle Wege sind verstellt, es gibt keine Erklärung für den Zustand ihrer Tochter, ein irgendwie nicht normaler Zustand, unfaßbar – eben krank. Sie hätte schon *wissen* müssen, vor jeder Frage, daß der Vater die Tochter mißbraucht. Sie hätte es schon wissen müssen und aussprechen. Im Zustand der Unsicherheit, des Suchens und der Fragen hatte sie keine Chance.
Und sie mußte die Antwort in der Tochter suchen, denn die Tochter zeigt, signalisiert etwas. Der Mann zeigt nichts. Er ist, wie er ist. Er hat, was er hat. Er nimmt, was er nimmt. Er ist normal, selbstverständlich. Die Tochter ist ein Rätsel. Der Mann ist eine Sicherheit, ein Mittelpunkt für die Familie.
So ist der Zusammenbruch der Tochter mit 16 Jahren für die Mutter eine Erleichterung, denn jetzt „weiß" sie, daß das Kind seine Kindheit lang wegen Verrücktheit verrückt war. Die Tochter ist sich selbst ein Rätsel, weiß nicht, was geschieht. Sie weiß nicht, daß sie Signale setzt.
Die Tochter hat schon früh eine phantastische Erfindung gemacht, die ihr noch oft das Leben retten wird: Verdrängung. Denn um zu überleben, verdrängt sie. Jede Mißbrauchssituation, jeder Übergriff, jede Demütigung ist nach ca. fünf Minuten nicht mehr wahr. Schon währenddessen tut sie alles, um es nicht wahrzunehmen. Wenn es vorbei ist, ist es buchstäblich nicht mehr da. Erleichterung = Verdrängung. Nur ein dumpfes Gefühl bleibt. Dumpf, klebrig, zu. Körperliche Schmerzen, die nicht zum Bewußtsein „Da ist nichts" passen, müssen irgendwie ignoriert werden.
Hier ein kurzer Sprung in die Gegenwart: Die Schmerzen machen sich selbständig, tauchen noch nach Jahrzehnten wieder auf, wenn wirklich „nichts ist". Phantomschmerzen, die in einem vergangenen Körper wüten, in dem längst erneuerten Körper eigentlich nichts mehr zu suchen haben. Schmerzen, die in einer anderen Zeitebene geschehen, nämlich in der Vergangenheit, und dennoch in der Gegenwart spürbar sind. Science-fiction-Geschichten über Zeitreisen sind ein phantasieloser Witz gegenüber dem, was sich in einem Körper abspielt. Haut, die sich ohne Hilfe des Gehirns an vergangene Schmerzen erinnert.
Der Körper, heißt es, spielt verrückt. Aber das stimmt nicht. Der Körper erinnert sich. Zurück in die Vergangenheit: Dieser schwierige Zusammenhang von Erleben, Wahrheit, Verdrängen, Vorzeigen des Verdrängten ist ein fast unentwirrbares Knäuel (sozusagen ein gordischer Knoten).
Die Tochter weiß nicht, was geschieht. Sie setzt Signale, weiß nicht wofür, noch

nichtmal, daß sie es tut. Würde sie direkt auf sexuelle Gewalt angesprochen, wäre die Erinnerung schlagartig da, der gordische Knoten begänne sich zu lösen.
Aber *wer* soll sie direkt ansprechen? Wer soll wissen, was möglich ist an Verbrechen und Zerstörung in einer (anständigen deutschen) Familie?
Ausgerechnet die Mutter, die alles für Wohlbefinden und Bestand der Familie tut, die Familie gar nicht in Frage stellen kann, weil sie ihre emotionale und ökonomische Existenz bedeutet, ihr Lebenszweck ist? Und soll die Mutter ausgerechnet den Mann, den Vater, der an der Familienfestung baut, verdächtigen, diese von innen her zu unterhöhlen? Den Mann, der sie in ihrer Stellung bestärkt, bestätigt, festhält? Den Mann, der *sie* braucht?

Wie vorhin beschrieben begründet die Verantwortungslosigkeit des Vaters die ständige Überverantwortung der Tochter für ihre Mutter, ja für die ganze Familie.
Dadurch, daß die Tochter die Verantwortung für die Mutter übernimmt, verhindert sie – ungewollt – jeden Dialog. Nicht nur durch ihr Schweigen, sondern auch durch einen „Platztausch". Die Tochter erhebt sich mit der Verantwortung über die Mutter, wird ihr, von der sie eigentlich dringend Hilfe braucht, überlegen.
Die Mutter weiß das nicht und spürt wahrscheinlich das alles doch als Überheblichkeit der Tochter, versucht, die Tochter auf ein kleineres Maß zurückzudrücken. Sie muß das tun, denn ihr Bild von Mutterschaft beinhaltet selbstverständlich die mütterliche Überlegenheit. Aus dem Versuch, Verantwortung für die ihr entgleitende, ihr entfremdete Tochter zu übernehmen, wird Kontrolle. Die Tochter darf keinen Schritt mehr unbeobachtet, unbemerkt, unkontrolliert tun.
Außer – das ist das Makabre – wenn die Tochter in der Obhut des Vaters ist. In der Obhut des Vaters erneuert dieser immer wieder die Unterwerfung der Tochter unter sein Gesetz. Kontrolle: Das bedeutet eine Wohnung, in der alle Türen offenstehen müssen; geschlossene Türen werden ohne Anklopfen aufgerissen; Kleidung wird von der Mutter gekauft und weitgehend täglich vorgeschrieben; es gibt kein Taschengeld, die Tochter muß den Kauf jedes Schulheftes beantragen; die Mutter liest die Briefe der Tochter, „damit ich sehe, ob ich Dir vertrauen kann"; die Mutter analysiert die Freundschaften der Tochter und bespricht nötigenfalls „vernünftig" mit ihr, welche Freundin wegen nicht so günstigen Einflusses aufzugeben ist; jede Lebensäußerung der Tochter wird begutachtet; kein Satz, keine Handlung bleibt ohne Kommentar. Und wenn die Tochter schließlich gar nichts mehr tut, sagt die Mutter: „Träum nicht! Woran denkst Du? Guck doch nicht schon wieder so elegisch! Heul nicht schon wieder." Beide Eltern ziehen (scheinbar) an einem Strang: Als die Tochter (ist das ein Wunder?) ihre Stimme verliert, macht der Vater sich über die therapeutischen Stimmübungen lustig, die daraufhin unterbleiben.
Des Vaters Ironie ist unangreifbar. Aber wenn die Tochter gegen die absolute Kontrolle der Mutter rebelliert, wenn beide sich wieder mal zerfleischen, spricht der Vater ein Machtwort und nimmt schon mal Partei für die Tochter. Wenn die Mutter mit Schweigen auf ein ihr von der Tochter angetanes Unrecht reagiert, bricht der Vater das Schweigen der Mutter, verteidigt die Tochter. Er weiß ja, daß die Tochter Gründe hat für ihr grausames Verhalten der Mutter gegenüber. Er kann gerecht sein, denn er allein hat das Wissen. Und er spricht Recht, das Recht, das er gemacht hat.
Und er weiß, daß es sinnvoll ist, hier – der Mutter gegenüber – dem töchterlichen Zorn ein Ventil zuzugestehen. So erlaubt er der Tochter – in Maßen – die Rebellion gegen die Mutter. Er gestattet ihr, die Mutter zu verachten. Der Vater vergibt die Freiheiten, die die Mutter in *seinem* Namen untersagt.
Die Chancenlosigkeit der Frauen, zueinander zu kommen, besteht in der ständigen unsichtbaren Anwesenheit des Vater-Täters. Überall hat er Verbote errichtet, unübersteigbare Mauern. In den Frauen selbst und zwischen ihnen ist er. Ohne ihn ist zwischen ihnen keine Sprache.
In ihrer Suche nacheinander sind Mutter und Tochter ineinander verstrickt, anein-

ander gebunden. Der Vater-Täter hält die Enden der Ketten in der Hand. Er ist der Schlüssel. Alle Kräfte sind gebunden. Aller Haß gilt der Mutter. Der Vater ist geschützt vor jedem Gefühl, das ihn erreichen könnte.

Haß

Der Vater gestattet der Tochter, die Mutter zu verachten. Die Mutter steht als Modell für Weiblichkeit: *So* soll ich werden. In eine Geschlechtsidentität eingebunden, die ich nicht will. Denn sie ist verbunden – das weiß ich ja schon aus eigener Erfahrung – mit Schmerz, Benutztwerden, Demütigung.
Mein Stolz bäumt sich auf gegen meine Weiblichkeit. Eine andere Form von Weiblichkeit kenne ich nicht. Eine, auf die ich stolz sein könnte. Die Verachtung, da Weiblichkeit offensichtlich Unterwerfung bedeutet, richtet sich gegen meine Mutter.
Was ich zwangsweise erlebe, scheint meine Mutter freiwillig zu tun bzw. meine starke Mutter läßt sich unterwerfen, dafür verachte ich sie.
Sie ist eifersüchtig, weil ihr Mann sich nicht scheut, in aller Öffentlichkeit sein hübsches Töchterchen zu bewundern. Und: Töchterchen blüht auf unter den Schmeicheleien – eben weil sie in der *Öffentlichkeit* geschehen. Auf offener Bühne ist es sicher, da kann ihr nichts geschehen, kein Übergriff, alles sehen zu. Also spielt sie ihre Rolle: die hold errötende Prinzessin und manchmal auch: das kleine Biest.

Wenige Momente gab es, da war ich mit einem jungen Mädchen konfrontiert, das die Rolle, meine Mutter zu sein, abstreifte:
Während des geheiligten Mittagsschlafes des Vater-Täters ist die Wohnung in Grabesstille getaucht. Unter dem Vorwand, bei einem ganz bestimmten Bäcker in einem ganz bestimmten Dorf ein ganz bestimmtes Gebäck zu holen, entkamen wir auf unseren Fahrrädern.
Das hatte nichts von Familienausflug und Sonntagsspaziergang, nichts von ausweglosem Marsch durch öde Idyllen. Wir kamen auch ohne den kompaßgeführten Vater voran, ohne Wanderkarte und generalstabsmäßige Vorbereitung. Ein spontaner Einfall nach dem Mittagessen: Wir fahren nach Wienhausen, um Marzipanhörnchen zu holen.
Die Illusion von Freiheit: Eine halbe Stunde Hinweg, eine halbe Stunde Rückweg, eine halbe Stunde zum Vertun: das macht anderthalb Stunden ohne Aufsicht. Anderthalb Stunden, in denen meine Mutter keine inquisitorischen Fragen stellt, anderthalb Stunden ohne den Versuch, sich in meine Seele zu drängen und die Melancholie mit eisernem Besen auszukehren, anderthalb Stunden ernsthafter Nähe ohne Anspruch.
Im Klosterpark in Wienhausen, wo die Grillen den Ton angeben, stellen wir uns vor, wie damals vor der Reformation, hier die Nonnen gelebt haben. Wir sitzen unter den Bäumen und denken: sie hatten es sicher gut. Sie erholten sich hier von ihrer anstrengenden Stickarbeit, von ihren riesigen Teppichen, die sie berühmt machten. Und wir sind sicher, daß auch Karoline Mathilde, die verstoßene dänische Königin, hier lustwandelte, wenn der Wagen aus der Stadt sie hergebracht hatte. Hier an der Aller hat sie sich in der Verbannung frei gefühlt. Wir phantasieren gemeinsam.
Nach anderthalb Stunden kehren wir zurück zum Tisch des schon wartenden, ausgeschlafenen Hausherrn.
Eines der Mädchen verwandelt sich grauenhaft schnell in die verantwortungsvolle Kaffeekocherin, Ehefrau und Erfüllungsgehilfin, die andere versucht als Tochter noch ein wenig Übermut, ist aber spätestens zum Ende des Nachmittagskaffees wieder verstummt, ausgelaugt, weil die Anderthalb-Stunden-Freiheit schon wieder in Seinem Dienst versickert ist. Sklavisch werden die Erlebnisse der Fahrt ihm berichtet. So enteignen wir uns, ohne daß eine Aufforderung dazu nötig wäre, zollen wir ihm seinen Tribut in Form unterwegs erlebter Geschichten, die im Erzählen unwirklich werden.

Zwei Frauen sind anderthalb Stunden lang fast Freundinnen gewesen; durch seine Anwesenheit, durch den Erzählzwang gegen sie alles wieder fort.
Immer sind ihm die Geschichten nicht genug; für seine Gier schmücken sie sie aus; aus einer stillen, friedlichen, gelösten Fahrt über Landstraßen, durch Felder, werden monströse Spektakel. Sie berichten ihm, was sie nie erlebt haben, um die Form der Geschichte einzuhalten, höhlen sie ihre Wahrheit aus. Nebeneinander lügen sie ihm eine Wirklichkeit zusammen. Während sie lügen, vergessen sie das Lügen, denn es geht hier nicht um ihr eigenes Leben, um ihre Wirklichkeit, sondern um seine Wirklichkeit. Seine Wirklichkeit ist die herrschende. Und in ihr müssen die Erlebnisse der Frauen unwirklich werden.
Wenn Frauen ihre erlebten Gefühle in eine für Männer konsumierbare Form bringen, so ist das Prostitution. Prostituierte haben für interessierte Freier immer eine ganz bestimmte Version ihrer Lebensgeschichte parat. Der Freier hält dann sein Zuhören für soziales Engagement. Aber die wahre Geschichte der Frau erfährt er nie.
Leider geschieht es dabei allzuoft, daß die Prostituierte irgendwann ihre Lebensgeschichte in der „Freierversion" nicht mehr von der wirklich erlebten unterscheiden kann. Dasselbe geschieht den beiden Frauen, sobald sie am Kaffeetisch ihre Plätze als Mutter und Tochter wieder eingenommen haben.
Ein Restbewußtsein ihrer Lügen führt zur gegenseitigen Verachtung. Die eine wie die andere läßt die Ausbeutung der eigenen, der gemeinsamen Geschichte zu. Die eine wie die andere spürt das Unrecht, die Demütigung. Und sie verachten und hassen sich.
Der Vater-Täter ist zufrieden. Sein Gesetz hat funktioniert. Ihn trifft ihn keine Verachtung, kein Haß. Das machen die Frauen unter sich aus.
Auch in späteren Jahren, als die Tochter nicht mehr zu Hause lebt, gibt es wenige Momente Ehrlichkeit, die sie versucht auszudehnen, aber die Mutter nimmt die Gemeinsamkeit immer wieder zurück. Kein Wunder: Sie lebt im Haus des Vaters.

Tod

Meinen ersten mit literarischem Anspruch verfaßten Text, ein Märchen, hatte ich meiner Mutter gewidmet, als ich mit Mitte Zwanzig meine erste lesbische Beziehung lebte.
Die Tochter schreibt ein Märchen. Während des Schreibens kommt ihr die Idee, es der Mutter zu schicken. Zugleich mit dem Gefühl großer Liebe für die Mutter fühlt sie einen Drang, ihr etwas mitteilen zu müssen. Das Märchen ist also so etwas wie eine Botschaft an die Mutter, obwohl die Tochter das Gefühl hat, daß das Märchen für sich steht, daß ihr Schreiben für sich steht. Eigentlich ist es gerade das Gefühl einer errungenen Eigenständigkeit, das die Tochter der Mutter mitteilen will.
Das Märchen heißt:

Die Prinzessin und die Empirie

Es war einmal eine Königin, die lebte mit ihrer Tochter, der Prinzessin, in einem prächtigen Schloß inmitten eines Landes, das sie regierte.
Die Prinzessin war klein und niedlich und kurzsichtig.
Es gab ein ungeschriebenes Gesetz, das geschrieben gelautet hätte: „Bei der unbezweifelbaren Unfehlbar- wie auch Fehlerlosigkeit von Personen königlichen Geblüts ist das Brillentragen in eben diesem hochverehrlichen Personenkreis eine Unmöglichweil Unnötigkeit."
Um die vielerlei kleinen Arbeiten und Handreichungen zu besorgen, die Personen von Stand nicht zuzumuten sind, liefen im Schloß Pagen in vielfarbenen seidenen Gewändern umher: für die Prinzessin aus Gründen der Staatsraison ein Gewirr bunter, umrißloser Gestalten.

Weil alle Pagen gut erzogen waren – sollte sich Gegenteiliges erweisen, hätten sie den Verlust der bunten Livree, wenn nicht gar ihres Kopfes zu erwarten gehabt – getraute sich keiner, der Prinzessin zu nahe zu kommen: Die Prinzessin setzte sich an den Tisch – den Pagen, der ihr den Stuhl zurechtrückte, sah sie nicht, den, der ihr die Speisen vorlegte, sah sie nicht; den, der ihr den Wein einschenkte, sah sie nicht. Sie sah nicht, wer ihr den Mantel reichte, ihr Pferd vorführte, ihr in den Sattel half, neben ihr ritt.
Die Prinzessin spürte den Frühling: Die Fenster des Schlosses standen weit offen, die Sonne schien warm hinein, es duftete nach Gras und Blüten. Die Prinzessin wollte nicht in ihren Gemächern bleiben. Sie lief durch hohe Flügeltüren, stuckverzierte Gänge entlang, die weit geschwungene Treppe hinab. Ungeduldig.
Die Königin zog an der Klingelschnur. Weil alle Pagen gut erzogen waren, rannte sofort einer von ihnen los, der Königin schnell zu Diensten zu sein. Er stolperte die enge Bedienstetentreppe hinauf, stieß sich im Dunkeln den Kopf am niedrigen Türrahmen, hastete blind ins Helle. Diensteifrig.
So kam es, daß die Prinzessin und der Page mitten in der großen Eingangshalle des Schlosses zusammenstießen.
Die Prinzessin riß die Augen auf: Es war das erste Mal, daß sie einen Pagen so nahe sah, also auch das erste Mal, daß sie einen von ihnen wirklich sehen konnte. Deshalb verliebte sie sich sofort in ihn, denn daß er auch der Schönste war, wußte die Prinzessin nicht, weil sie damals noch nicht vergleichen konnte.
Über's Jahr gebar sie eine Tochter, deren ererbte Kurzsichtigkeit sich bereits vom ersten Lebenstag an nicht leugnen ließ.
Als die Mutter der Prinzessin starb, war sie nun selbst Königin und durfte befehlen. Das erste Gesetz, das sie erließ, bestimmte, daß der Lieblingspage der Königin – und nur er – stets eine leuchtend himmelblaue Livree zu tragen hatte.
So erkannte sie ihn unter allen anderen an seiner Farbe und lächelte, sobald unter rot, grün, gelb, violett diese eine himmelblaue Gestalt erschien. Sie lächelte ins Blaue.
Es kam eine Zeit, da ihr dies Lächeln schwerfiel und, je mehr ihr Glück verblaßte, schließlich mißlang. Als ein anderer Page an den Stufen ihres Thrones stolperte und ihr in den Schoß fiel, da hielt sie ihn fest, sah ihn lange an und fühlte ihr Herz schlagen. So erhob sie ihn zu ihrem Lieblingspagen und gebot ihm das Tragen der blauen Livree.

Einen nach dem anderen gab es im Laufe der Jahre noch viele himmelblaue Pagen. Die Königin liebte diese Farbe.
Sie verließ sich nicht mehr auf den Zufall, der sie jemanden sehen ließ. Sobald sie ihr Glück vergehen fühlte und Überdruß verspürte, befahl sie einen der grünen, gelben, roten Schatten zu sich, ganz nah, war wütend, wenn er ihr mißfiel, und glücklich, wenn er schön und der blauen Livree würdig war.
Die Königin spazierte im Park umher. Alles um sie war grün. Hätte sie sich auf die Knie niedergelassen und das Gesicht tief nach unten gebeugt, so hätte sie einzelne Grashalme unterscheiden können. Ein Griff nach oben hätte sie Zweige erfassen, zu sich herabziehen, die Blätter betrachten lassen und die Käfer, die darauf herumkrabbelten.
Aber sie liebte die Welt der verschwimmenden Formen. Schmetterlinge waren vorüberflatternde Farben ohne Konturen. Selbst die Schloßmauern schienen weich und ohne Konturen. Sie wünschte nicht zu genau zu sehen.
Sie spürte eine Bewegung im Rücken, wandte sich um und sah verschwommen eine himmelbaue Gestalt. Sie hörte leichte Schritte, das Blau entfernte sich ein wenig. Sie näherte sich ihm, es zog sich zurück. Sie ging weiter, es lief davon. Sie folgte, es wurde schneller, immer schneller.
Schließlich rannte sie ihrem himmelblauen Glück hinterher. Sie war lange nicht gelaufen. Sie fühlte sich jung, stark und zuversichtlich.
Es schien, daß der blaue Schatten einen Augenblick verweilte, dann entfernte er sich wieder, langsamer jetzt, ruhig, gleichmäßig. Sie merkte nicht, daß ihre Füße nicht

mehr das weiche Gras berührten, sondern Sand und harte Holzplanken, schließlich keinen Halt mehr fanden.
Das Wasser, das an diesem Tag die Farbe des Sommerhimmels hatte, drang in ihre atemlosen Lungen und umgab sie warm und weich. Sie war sehr zufrieden, eingehüllt in ihr himmelblaues Glück.
Die Tochter jenes ersten Pagen stieg am anderen Seeufer aus dem Kahn, zog im Schilf das himmelbaue Kleid aus und das rote an.
Nun, da ihre Mutter ertrunken war, war sie Königin und durfte befehlen.
Zu allererst erließ sie ein Gesetz, das besagte, daß Kurzsichtigkeit bei Personen von königlichem Geblüt als Zeichen besonderer Weisheit gelten müsse, wie das Vorhandensein dieser Eigenschaft bei der Staatsbetrauerten bewiesen habe, somit das Brillentragen ein Privileg dieses verehrlichen Personenkreises sei.

Ich wiederhole: Die Tochter schreibt das Märchen im Gefühl großer Liebe für die Mutter. Sie fühlt einen Drang, ihr etwas mitteilen zu müssen. Das Märchen ist also vielleicht (auch) eine Botschaft an die Mutter.
Das Märchen bietet – das hat sich im Laufe der Jahre herausgestellt – viele Möglichkeiten, es zu lesen.
Ich will mich hier auf eine beschränken: die Botschaft.

Die Tochter schenkt der Mutter das Märchen. Ohne zu begreifen.
Das Märchen ist ein unbewußter, aber verzweifelter Versuch, auszudrücken: sieh hin!
Obwohl die Tochter zur Zeit des Märchens die Last ihrer Kindheit, die Verbrechen des Vaters, nicht mehr vollständig verdrängt, auch mit anderen Frauen schon mal darüber spricht, ist der Gedanke, ihre Mutter aufzuklären, völlig absurd.
Die Tochter hat zu der Zeit die feste Überzeugung, sie habe ihre schrecklichen Kindheitserlebnisse überwunden. Sie hält unbeirrt an ihrer Verantwortung für die Mutter fest. Sie ist sicher, daß sie sie schonen wird.
Und dennoch schickt sie der Mutter das Märchen. Ohne zu begreifen, was sie damit tut. Sie kommt nicht auf die Idee, mit der kurzsichtigen Mutter im Märchen sei ihre eigene Mutter gemeint. Ihr ist nicht klar, daß die Prinzessin, die ihre Mutter ins Wasser lockt, sie selbst sein könnte.
Sie weiß nur, daß sie aus eigener Kenntnis den Zustand der Kurzsichtigkeit gut beschreiben kann, und darauf ist sie stolz.
Die Mutter äußert sich nicht über das Märchen.

Daß meine Mutter die kurzsichtige Königin des Märchen ist, wurde mir erst Jahre später bewußt, und zwar in folgender Situation:
Ich reagierte mit großer Abwehr und Aggression auf zwei Frauen, die in Zülpich an einem Augentraining teilgenommen hatten und nun meinten, ohne Brille auskommen zu können. Ich war völlig aufgewühlt, daß eine kurzsichtige Frau in meiner Gegenwart meint, auf die Brille verzichten zu können, während ich doch merkte, daß sie mich nicht richtig sah!
Durch die Heftigkeit meiner Gefühle und die schnell sich klärende Assoziation an meine Mutter, die ebenfalls – aus Schönheitsgründen – auf ihre Brille verzichtete, kam ich auf die doppeldeutige Funktion der „Kurzsichtigkeit" meiner Mutter in meinem Leben. *Nicht sehen*, was geschieht, *blind sein* gegenüber dem Leben ihrer Tochter, ihren Mann nicht zu *durchschauen*.

Exkurs

Ich fing an, mich auch mit der Rolle der Brille in meinem Leben zu beschäftigen, mit
 der Rolle meiner Kurzsichtigkeit. Die beginnende Kurzsichtigkeit, das war, als ich

noch zu Hause war. Aber da „brauchte" und wollte ich keine Brille. Ich weiß noch, daß ich mich unbehaglich fühlte, weil die Brille so scharf zeichnete. Auch ich liebte, wie die Königin im Märchen, meine Umwelt eher in der Art eines impressionistischen Bildes zu sehen. Als ich ein, zwei Monate von zu Hause fort war, begann ich die Brille regelmäßig zu tragen. Das war damals ein Entschluß: Jetzt setz ich sie auf, *ich will sehen.*
Inzwischen weiß ich, daß mein Vater die Finger nicht von mir gelassen hat, solange ich noch zu Hause war. Diesen Teil der Verdrängung aufzulösen, hat merkwürdigerweise am längsten gedauert.
Aber so merkwürdig ist es wieder gar nicht, wenn ich meine Geschichte vom Blindwerden chronologisch aufrolle und dabei die Parallelität von physischem und psychischem Sehen beachte: Solange ich zu Hause war, durfte ich nicht sehen, was mir geschah. Was hätte also näher gelegen, als mir ganz konkret einen kleinen Augenfehler zuzulegen (neben dem niedrigen Blutdruck natürlich, der dafür sorgte, daß mir zeitweise ganz leicht schwarz vor Augen wurde)? Als die Situation aber nicht mehr tragbar war, wurde die Kursichtigkeit langsam zur Behinderung. Ich mußte etwas gegen mein Nicht-sehen-Können tun. Aber es gelang mir erst, als ich meinem Vater entronnen war, mich für das Sehen zu entscheiden.
Später, bei der Aufarbeitung meiner Kindheit, ging es darum, mein inneres Auge sehfähig zu machen: Mich zu er-innern. Ich begann meine Erinnerungen mit einem Kindheitsausschnitt im Alter von fünf bis zehn Jahren (als ich physisch problemlos sehen konnte), dehnte sie bis zu meiner Geburt aus, als ich das Licht der Welt erblickte, also zu sehen begann. Aber erst ganz zum Schluß gelang es mir, die Zeit zu entschleiern, in der ich auch physisch am wenigsten gesehen hatte, das war mit 16 oder 17. Die Zeit, in der bewußtes Sehen zu gefährlich gewesen wäre.
Zusammengefaßt: Es gibt einen Zusammenhang zwischen physischer und psychischer Dimension des Sehens; das kann bis zur hysterischen Blindheit gehen.
Der psychischen Dimension des Nicht-sehen-Wollens bzw. -Könnens entspricht die Verdrängung.
So gesehen wundert es mich nicht, daß der letzte blinde Fleck in meiner Erinnerung dem Zeitraum entspricht, in dem ich am wenigsten sehen konnte und wollte bzw. durfte.

Eine Erziehung zum Nicht-Sehen hat meine Mutter auch durchgemacht. Ich kenne die Details nicht, weiß aber, daß ihr Vater das junge Mädchen mit Brille häßlich fand, meine Mutter sich schämte und daß sie in den dreißiger Jahren (als Teenager, nein, als Backfisch) eine Sehschule besuchte. Auch sie meinte dann, keine Brille zu brauchen. Obwohl sie wirklich kurzsichtig war. Das permanente Gefühl, sie sieht mich nicht, begleitete meine Kindheit. Heute denke ich, daß ich damals unter beiden Arten ihres Nicht-Sehen-Könnens gelitten habe: unter ihrer physischen und psychischen Kurzsichtigkeit.
Ihre Erziehung zum Nicht-Sehen-Können, Nicht-Sehen-Wollen geschah in den dreißiger Jahren. Natürlich läßt sich auch der BDM als Trainingscamp für (politische) Kurzsichtigkeit begreifen. Und hier entsteht für mich das Dilemma:
Ihr Unwissen bezüglich der Judenverfolgung glaube ich ihr ja auch nicht. Warum hat sie nicht nachgefragt, als die Familie ihrer jüdischen Klassenkameradin plötzlich „wegzog"? In bezug auf den Nationalsozialismus teile ich den Unglauben vieler Kinder meiner Generation gegen ihre Eltern.
Demgegenüber ist es merkwürdig, daß ich ihr ihr Unwissen in bezug auf mich glaube, obwohl ich mir wiederum eigentlich gar nicht vorstellen kann, wie sie *nicht* hat sehen können, was mit mir geschah.
Bis heute bleibt also das Bild meiner Mutter von extremen Widersprüchen geprägt. Hat sie es nicht doch bemerkt? Aber ich weiß eben selbst, wie es ist, zum Wegsehen erzogen zu werden. Das hat bei mir lange genug funktioniert. Dieses Wissen, diese Erfahrung muß ich zu ihren Gunsten in die Waagschale werfen.

Ich habe andere Lebensbezüge gewählt, ich habe keine Tochter riskiert, wie ich glaube, auch aus der Angst heraus, ihr gegenüber blind zu sein.
Wer das, was ich hier über Kurzsichtigkeit – physische und psychische – gesagt habe, für zu speziell hält: Wie blind sind so viele Frauen gegenüber ihrer eigenen Unterdrückung!

Zurück zu meiner Geschichte. Ein, zwei Jahre nach der Entstehungszeit des Märchens wird die Tochter wegen lesbischen Lebens vom Vater des Hauses verwiesen und die Mutter macht sich auf die Suche nach der Wahrheit. Diesen Teil der Geschichte kann ich nicht erzählen. Nur soviel, daß die Mutter sich mit bewundernswerter Energie auf die Wahrheitssuche begibt. Und sie erfährt zwar nicht alles, aber genug, um den ungeheuren Betrug, das Unrecht an ihr und ihrer Tochter zu begreifen.
Ich weiß nicht, wie es ihr damit ergangen ist. Wie geht es einer Frau, wenn sie nach fast 40 Jahren Ehe erfährt, daß ihr Mann sich an ihrer Tochter vergriffen hat? Wenn plötzlich klar wird, warum so vieles verkehrt, verrückt, krank war in ihrer Familie?
Wie geht es ihr, wenn sie sich ihrer Blindheit bewußt wird? Wie lebt sie damit? Ich weiß es nicht, ich kann es mir nicht vorstellen.
Aber ich weiß, was sie getan hat: Sie hat aufgehört Tabletten zu nehmen, und sie hat versucht, mit ihrer Tochter ins Gespräch zu kommen. Das Thema Vater, sexuelle Gewalt haben beide vermieden. Sie haben sich vorsichtig behandelt und versucht, irgendwie weiterzuleben.
Sie hat versucht, die verstoßene Tochter zurück in die Familie zu holen. Das entsprach ihrer Vorstellung von Gerechtigkeit. Die Familie war ja für sie das Forum, auf dem Recht gesprochen wurde. Natürlich war es immer noch das Vater-Recht. Deshalb war auch alles Falsche, die Lüge nach wie vor da zwischen Mutter und Tochter. Wie hätte es anders sein sollen: Der Vater war ja auch noch da.
Verdrängung funktionierte nun nicht mehr, aber Wegschieben, das kann man noch versuchen.
Wenige Monate nach dieser „Familienzusammenführung" ist die Mutter gestorben. Ich war nicht da, als sie zusammenbrach, aber sie dachte, ich wäre es. Sie fühlte sich bei mir und damit in Sicherheit. Ihr Tod – Gehirnblutung und Nierenversagen – sie stirbt in ihren inneren Fluten, ertrinkt in sich. (Es ist selbstverständlich meine Interpretation, daß sie ihren Tod so „gemeint" hat.)
Hat sie den vorgeschriebenen Märchentod nachvollzogen? Die Frage erscheint mir anmaßend. Aber – so locker mir die Schuldgefühle sonst auch sitzen – ich fühle mich nicht schuldig. Obwohl ich jetzt begreife, daß ich ihr in meinem Märchen als Konsequenz des Nicht-Sehens den Tod durch Ertrinken angedroht habe. Oder habe ich versucht, sie zu warnen? Aber dieses Blau des Wassers und der Seide im Märchen bedeutete nicht nur Tod, sondern zunächst Liebe, Sehnsucht, das Schöne eben.

Die Tochter fährt, als sie ein Jahr später – endlich – krank zusammenbricht, ans Meer und beginnt dort das jahrelange Gesundwerden. Die Tochter fühlt im Meer ihre Mutter, angesichts von Ebbe und Flut schließt sie immer wieder Frieden mit ihr. In ihren Träumen trifft sie die Mutter am Meer. Glückliche Träume.

Der Tod der Mutter ist für die Tochter eine Erleichterung, denn jetzt braucht sie niemand mehr zu schonen.
Meine Mutter hat mit ihrem Tod den Weg freigemacht für meine Auseinandersetzung mit meinem Vater. Denn zu ihren Lebzeiten habe ich sie verschont, versucht, ihr Leben unbehelligt zu lassen – und das wußte sie schließlich.
Sie hatte das Rätsel gelöst, wer ihre Tochter war. Natürlich hat sie (eine Ebene) ihr Leben nicht mehr ertragen, aber (zweite Ebene) sie hat mein Opfer für sie mir zurückgegeben: mein Leben.
Die Mutter überläßt der Tochter das Feld. Und die Tochter gestattet sich, nach und

nach, schließlich mit großer Konsequenz den Haß auf den Vater. Endlich trifft *ihn* der Haß. Endlich weiß ihr Haß, wohin. Endlich kann die Tochter ungehindert ihren Erinnerungen folgen. Endlich kann sie – frei von Verantwortung für die Mutter – für sich selbst verantwortlich sein.

Auch ohne die Verbrechen des Vaters hätten die beiden Frauen es miteinander nicht leicht gehabt. Stark, dickköpfig, kreativ alle beide. Aber ihre Bindung und ihre Kräche hätten zu anderem führen können als zur Befreiung der Tochter *nach* dem Tod der Mutter.
Erst nach ihrem Tod war es möglich, auch ihre Liebe zu spüren, nicht als Projektion, Wunsch, Illusion, sondern fern von ihrem alltäglichen Verhalten (Kontrolle, Inquisition) ihre Liebe zu fühlen, die sie nicht ausdrücken konnte. Das wäre zu ihren Lebzeiten nicht möglich gewesen! Zu viel stand zwischen uns: Ein ganzes Leben voller Lüge, Verrat, Zerstörung, Gewalt. Ein falsch gelebtes, falsch verstandenes Leben. Eine Nähe, in der jede Wahrheit verborgen blieb.

Ich hätte hier gerne eine Geschichte erzählt, in der der Tod der Mutter nicht so zentral für das Weiterleben der Tochter gewesen wäre. Muß denn tatsächlich eine sterben, für das bißchen Freiheit (das im Patriarchat möglich ist) der anderen?
Wir sind die erste Töchter-Generation, die das Erlebnis sexueller Gewalt in der Kindheit „massenhaft" aufarbeitet. Die Erfahrungen im Umgang mit diesem Mutter-Tochter-Konflikt haben wir noch kaum zusammengetragen, geschweige denn analysiert. Wie sollen Mutter und Tochter nach der Aufdeckung der väterlichen Untaten das alles gemeinsam bearbeiten, ohne sich gegenseitig einzuschränken und zu behindern. Wie sollte eine Beziehung lebbar sein, die von Anfang an durch den Vater gezielt zerstört wurde, eine Beziehung, die also ohne Lüge, ohne Abgründe falscher Gefühle nicht denkbar ist? Wie sollen beide die Wahrheit der anderen ertragen können?
Eine gemeinsame Bewältigung halte ich (bei erwachsenen Frauen) für unmöglich. (Etwas anderes ist es sicherlich, wenn die Tochter klein ist und die Mutter sich für sie entschieden hat.)
Ich halte es für möglich, daß eine lebenslange Trennung von Mutter und Tochter eine lebbare Lösung wäre – gegenüber der Lösung Tod, die meine Mutter gewählt hat.
Ich möchte als konstruktive Denkmöglichkeit die „Scheidung" von Mutter und Tochter vorschlagen. Damit beide ohne Rücksichtnahme aufeinander ihrem Leben eine andere Wendung geben können.
Diese Trennung von Mutter und Tochter entspräche nicht der vom Vater-Täter betriebenen, gewollten: Ich meine vielmehr eine Trennung, bei der zwei selbständige Frauen übrigbleiben. Oder gehe ich mit diesem Vorschlag doch dem Patriarchat auf den Leim?

Im folgenden Text finden ein häufiger Traum und eine einmalige Kindheitserinnerung zueinander.

Trennung

ich träume von treppen
wochenlang stehe ich im traum oben an der treppe,
menschen gehen hinunter
ich erreiche die treppe nicht
die treppe entzieht sich mir
klappt unter mir weg
ich finde den weg auf die treppe nicht
ich sehe hinunter, sehe die anderen hinuntersteigen
ich finde den weg nicht

oben in der wohnung hat eine der großen schwestern ein schild gemalt mit der aufschrift „vorsicht, krabbelnde kinder". damit ist sie gemeint. aber manchmal zieht sie sich schon versuchsweise hoch und fällt um, laufen kann sie noch nicht.

ein staubiger sonnenstrahl von schräg oben links, steil ins dunkle treppenhaus
da, nach unten geht die treppe
die treppe ist steil
leute gehen hinauf und hinunter
das hat sie schon oft gesehen
warum nicht sie?

sie macht sich auf den weg
sie fällt nicht, sie überschlägt sich nicht, sie kommt irgendwie hinunter
sie ist unten
ohne erinnerung ist sie unten angekommen
selbstverständlich

und sie findet sich wieder: eine alte frau, nachbarin hält sie auf den armen, spricht ihr
in einer wunderbaren weichen sprache ins ohr
sie legt den kopf auf die schulter
ihr ohr schmiegt sich in die stimme in die wärme
noch nie war sie so geborgen
der sonnenstrahl im dunklen treppenhaus

oben an der treppe steht ihre mutter
von ihr kommt ein blick hinunter
von hoch oben die beiden augen ihrer mutter
schreck verletzung enttäuschung beleidigtsein
die augen sagen: das tust du mir an
und sie weiß: sie hat ihre mutter verraten
weil sie sie verlassen hat
weil sie sich aufgemacht hat
eine treppe hinab, zuviel für ein kleines kind
was hätte passieren können!

wo die mutter ist, ist das leben unerträglich
was kann die mutter dafür?

gelernt? ja, das:
das darf ich nie mehr tun: meine mutter verlassen
an diesem gefühl scheitern später alle selbstmordpläne
ich darf sie nicht verlassen.
jeder eigene impuls ist verrat an der mutter
gelernt:
ich tu nichts mehr, von dem ich nicht vorher sicher weiß,
daß ich's kann.
der sonnenstrahl im dunklen treppenhaus
den ersten schritt zu tun, ohne laufen zu können.

Anmerkungen

1) *Vortrag, zuerst gehalten am 18.5.1989 bei der Offenen Frauenhochschule in Wuppertal*
2) *Die vorigen Schritte in diesem Prozeß habe ich ansatzweise aufgezeichnet in: Heidrun Ehrhardt, Elisabeth Verbeet: Den Feind beim Namen nennen. Sexuelle Gewalt gegen Mädchen, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 20; Heidrun Ehrhardt: Die Wiedergeburt des Opfer als politisches Subjekt, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 24*

Brigitte Rauschenbach

Freiheit, Gleichheit, Schwesterlichkeit

200 Jahre danach

Auf den ersten Blick ist das Thema aus historischen Gründen gewählt. Warum sollten nicht auch Frauen ihr besonderes kritisches Resümee einer Geschichte ziehen, die den Grundstein für die Verwirklichung der Menschenrechte gelegt und Frauen dabei umstandslos ausgespart hat? Gerade die Vergegenwärtigung von 200 Jahren Nachrevolutionsgeschichte legt den Kern patriarchaler und bürgerlicher Geschichtsmächtigkeit frei, die Frauen im Fußvolk der Rebellion miteinschließt, um sie aus den politischen Errungenschaften der Revolution umso entschiedener auszugrenzen. Andererseits ist im Eingedenken an Stationen des verspäteten Eintritts von Frauen in die politische Ära das historische Kontinuum der Frauendiskriminierung bereits in zahlreichen Analysen thematisiert, das Klagelied also gesungen und fast schon Litanei, neben der ungehört kritische Stimmen verhallen, ob die Einforderung des revolutionären Programms Frauen heute nicht ungewollt zur Angleichung an Verhältnisse treibt, die sie im Prinzip vehement verurteilt haben.

Auf eine Diskussion dieser Frage steuere ich zu, wenn ich in absichtsvoller Abwandlung der historischen Programmatik von 1789 von Freiheit, Gleichheit und Schwesterlichkeit spreche. Benannt ist damit zunächst in Form eines utopisch gewendeten Gedankenspiels die Idee einer historischen Alternative zu dem, was keine der von Frankreich ausgehenden Revolutionen als Forderung formuliert oder angedacht hat. Dennoch zielt das Spiel mit diesem Gedanken mehr noch auf die Reflexion eines aktuellen Utopieverlusts, wie er sich auch in der Frauenbewegung programmatisch breit macht. Weder die Gleichberechtigung von Männern und Frauen vor dem Gesetz, noch die Karrierevorzeigefrauen realisieren die Idee einer sozialen Transformation.

Meilensteine der Frauenbewegung – der 6. Oktober 1789 und 200 Jahre Fortschritt

Am 6. Oktober 1789 haben die Frauen von Paris, ihnen voran Marktweiber, Hauswartsfrauen, Händlerinnen und Dirnen, die tags zuvor zu Tausenden an den Hof von Versailles marschiert waren, den König von Frankreich gezwungen, dem Sitz absolutistischer Macht den Rücken zu kehren. Rückblickend läßt sich sagen, daß sie damit der Monarchie Frankreichs ihr Ende wiesen. „Die Männer", urteilt der große französische Historiker des 19. Jahrhunderts, Jules Michelet, „haben die königliche Bastille eingenommen, die Frauen haben das Königtum selbst überwunden, haben es in die Hände von Paris, das heißt der Revolution gebracht" (Michelet 1984, S. 24). Dort wird Ludwig XVI. im Januar 1793 hingerichtet.
Im Sturm der Entrüstung, der die Frauen antrieb, waren indessen nicht programmatische Forderungen nach Freiheit und Gleichheit, sondern der Hunger die Triebkraft. „Brot" ist der gemeinsame Schlachtruf. Während im Geist der Männer die Idee der Freiheit in Gestalt einer mit entblößten Brüsten voraneilenden Frau das revolutionäre Handeln beflügeln wird[1], sind „Bedürfnisse des Tages", wie Michelet es nennt, die Handlungsimperative derer, deren ganze Existenz auf die Erfüllung dieser Bedürfnisse ausgerichtet ist. Daß die Revolte der Frauen ohne ideologischen Vorsatz am „Bauch von Paris", den Hallen, ihren Ausgangspunkt nimmt, weist auf die besondere Logik der Lebensnähe, der die Frauen verbunden und zu folgen bereit sind. In einem weiten Verständnis lassen sich die Interessen dieser Frauen dem

Bereich der Ökonomie zuschlagen. Andererseits wurzeln ihre Motive in der Ökonomie des Alltags und der Familiensubsistenz, die in den Theorien zur politischen Ökonomie der Warengesellschaft nicht oder nur am Rande Beachtung findet[2]. Daraus resultiert die Spontaneität und Vehemenz der Wut im Bauch, die sich in den Augen männlicher Zeitgenossen zum „Wahnsinn" steigert (Geitner 1985, S. 198). Es geht diesen Frauen nicht um abstrakte Formeln der politischen Gleichheit, sondern darum, etwas zum Leben für sich und die ihren abzubekommen. Schon gar nicht tritt, weder jetzt noch im weiteren Verlauf der Französischen Revolution, die Frage einer förmlichen Präzisierung der Menschenrechte im Sinne gleicher Rechte für Männer und Frauen, ins Bewußtsein einer Mehrheit derer, die vom Fanal der égalité erfaßt, für das Recht auf Existenz hier und heute streiten.
Gegen eine Politik, die sich von der Lebenserfahrung und den Sorgen der breiten Massen weit entfernt hat, klagen diese Frauen Lebensnähe als politischen Maßstab ein. „Wenn unsere Kinder Milch verlangen, können wir nicht bis übermorgen warten" (Ferrari 1985, S. 262). Der Zeitplan der Lebensökonomie gestattet keine Utopien. Um sich vor Fehleinschätzungen zu hüten, ist es wichtig, sich diesen sozialen Motivkern, den die Revolution in der Folge zurückdrängen wird, vor Augen zu halten. Mit der Hintansetzung dieses Motivkerns geht die Maßregelung der „Mannweiber" und das Verbot der Frauenclubs seit 1793 einher.

Mit demselben Motiv der Lebensnähe, das die Frauen am Beginn der Revolution zum politischen Handeln veranlaßt hat, werden sie jetzt wieder in den Schoß der Privatheit zurückkatapultiert. Die „Sorgen um den Haushalt" werden vom Recht auf Politik abgekoppelt[3]. Dieses Recht behalten sich Männer vor. Die kurze Phase einer aktiven Einmischung von Frauen in die Politik, die erst jetzt ins Rampenlicht der Geschichtsschreibung rückt, findet damit ihr Ende. Die politische Erfahrungsproduktion von Frauen wird damit mit weitreichenden Folgen erstickt.

Nur wenige Frauen und Männer aus dem Adel und den gebildeten Schichten des Bürgertums setzen sich für eine förmliche Gleichberechtigung der Geschlechter ein. Condorcet, einer der wenigen männlichen Verfechter der égalité der Geschlechter, entrüstet sich, das Prinzip der Rechtsgleichheit sei verletzt, wenn die „Hälfte des Menschengeschlechts" bei der Gesetzgebung ausgeschlossen werde (Petersen 1987, S. 97 ff.). 1791 veröffentlicht Olympe de Gouges in Anlehnung an die Menschenrechtserklärung eine „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin", deren erster Artikel die Gleichheit der Frau mit dem Mann in allen Rechten verlangt[4]. Doch selbst Olympe de Gouges, im Versuch nach oben zu streben, überwindet nicht die Argumentationsfigur, die Ungleichheit zum allgemeinen Wohle ständisch legitimiert. Wenn aber, wie es im Nachsatz des ersten Artikels der „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin" heißt, soziale Unterschiede im allgemeinen Nutzen eine Rechtfertigung finden, haben gerade Frauen es schwer, sich diesem Argument zu entziehen. Auch Olympe de Gouges wird in den Zeiten der Schreckensherrschaft der königlichen Gesinnung bezichtigt und ein Opfer der Guillotine. Aufklärerische Ideen und die Lebensbedürfnisse der Massen, die Motive des Kopfs und des Bauchs, Handlungsimpulse von Frauen und Männern bleiben weitgehend entkoppelt. Die verschiedenartigen Beweggründe für eine Revolution kommen so nicht zusammen.

Frauen werden von der Französischen Revolution doppelt geächtet. Ihr öffentliches Engagement wird diskriminiert, weil es vom Frauenbild abweicht, das das männliche Bildungsbürgertum zeichnet. Darin wird der Frau in Enklaven der Privatheit die Sorge für die Menschlichkeit aufgebürdet. Sie verwaltet das Andere dieser Gesellschaft, sofern und wenn sie sich raushält aus dem, was die schlechte Welt der männlichen Politik und Geschäfte ausmacht[5]. Damit werden Frauen für die weitere Zukunft der Möglichkeit beraubt, die politische Stoßrichtung ihrer materialen Motive

selbst zu bestimmen. Bis heute resultiert daraus der Widerspruch, daß Frauen sich an die von Männern formulierten universellen Proklamationen klammern und egalitäre Versprechen einfordern, die die Revolution nur zur Hälfte gehalten hat. Die Frage wird dabei verdrängt, ob nicht bereits das historische Ausgangsmodell der Gleichheit und Freiheit der einen die Ungleichheit und Abhängigkeit der anderen einschließt. Marx hat diese Frage aus der Warte des Proletariats formuliert. Wir müssen sie heute aus der Perspektive von Frauen wiederholen. Können Frauen an der Programmatik der Französischen Revolution und der Aufklärung anknüpfen, so als wüßten sie nichts von den theoretischen Aporien eines politischen Programms, das in der Verbindung von abstrakter Gleichheit und privater Freiheit den freiwilligen Schritt in die Abhängigkeit und materielle Ungleichheit der jeweils anderen immer mitgemeint hat?

Forderungen der Französischen Revolution nach Freiheit und Gleichheit haben in den 200 Jahren Nachrevolutionsgeschichte für die Frauenbewegung eine zentrale Bedeutung erlangt. So wie das Bürgertum gegen den Feudalismus und die Ständestruktur des Ancien régime, haben Frauen gegen die Herrschaft des Patriarchats im bürgerlichen Staat Freiheit und Gleichheit zu ihren besonderen politischen Zielen gemacht. Wie die Arbeiterbewegung bzw. als Bestandteil der sozialen Bewegung hat auch die Frauenbewegung die Halbheiten der bürgerlichen Revolution zur Sprache gebracht und im Kampf um Gleichberechtigung und Emanzipation die Unteilbarkeit der Menschenrechte reklamiert. Die einzelnen Schritte allein bis zum Wahlrecht der Frauen, bis zur Gleichheit von Mann und Frau vor dem Gesetz, wie sie das Grundgesetz garantiert, sind langwierig und mühsam gewesen. Bis 1945 wurde den Revolutionärinnen der ersten Stunde, den Französinnen, das Wahlrecht vorenthalten. So wie in Deutschland, wo die Frauen nach dem ersten Weltkrieg das Wahlrecht erhalten haben, ist auch in Frankreich eine allgemeine Erschütterung des politischen Gemeinwesens Voraussetzung für das Zugeständnis politischer Rechte an Frauen gewesen. Die Einwände gegen das Frauenwahlrecht und die Gleichberechtigung von Männern und Frauen legen die Logik des patriarchalen Menschenbildes und seine Geschichtsmächtigkeit frei, wovon heute, proklamatorisch, sich jedermann distanziert, ohne zugleich jederfrau die Möglichkeit einzuräumen, die eingebürgerten Plätze zu wechseln. Angesichts der noch immer kaum gelockerten Phalanx führender männlicher Köpfe in allen wichtigen gesellschaftlichen Bereichen wird offenkundig, wie klein, bis in die Gegenwart hinein, die Fortschritte bei der Einlösung des Gleichheitsversprechens in 200 Jahren gewesen sind.

Andererseits ist in den Diskussionen der vergangenen Jahre über die anhaltende Ungleichstellung der Frauen der Geltungssinn bloß abstrakt formulierter Gleichheitsansprüche doch zum Problem geworden. Gleichheit vor dem Gesetz verlangt Gleichheit bei der Gesetzesanwendung, ohne Ansehen der Lebensumstände der jeweiligen Person[6]. In Wirklichkeit impliziert die Konkretisierung dieses Grundrechts aber die Beibehaltung von Ungleichheit. Ohne Materialisierung des Gleichheitsgrundsatzes ist Gleichheit ein formales Prinzip, das die strukturelle Ungleichheit der Geschlechter nicht tangiert. Das Bundesverfassungsgericht hält darum Differenzierungen in der Anwendung des Gleichheitsgebots auch für berechtigt. Der Gleichstellungsanspruch wird damit selbstwidersprüchlich.

Wenn Frauen nur gleiche Rechte bekommen, bleiben sie auf absehbare Zeit dem Mann ungleich gestellt. Unbestritten ist diese Implikation des Gleichheitsgrundsatzes, wenn die Eigentumsverhältnisse angesprochen sind. In derselben Logik ist aber auch der Machterhalt männlicher Eliten vorprogrammiert. Ein plastisches Beispiel für die Reproduktion geschlechtlich dominierter Status- und Machtpositionen ist die Hochschule. Ständische Privilegien werden hier nicht nur zugunsten des Mannes reproduziert; gerade der Gleichheitsgrundsatz schlägt diskriminierend auf Frauen

zurück, wenn sie an der Spitze der Hierarchie so spärlich vertreten sind: Was nämlich liegt näher als das Argument fehlender Gleichwertigkeit? Der bedauerte Mangel an hochqualifizierten Frauen im Hochschulbereich gründet dann in der mangelnden Qualifikation von Frauen. Ungleiches kann aber nicht gleichgestellt werden, nur Gleichem darf kein Nachteil erwachsen (Rauschenbach 1986). Den Gleichheitsgrundsatz begleitet der Argwohn, es gehe beim Aufstieg der Frauen mit rechten Dingen nicht zu (Althaus 1986, Rauschenbach 1989).

Das Grundgesetz verbürgt das Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, der Glaubens-, Gewissens- und Bekenntnisfreiheit, der freien Meinungsäußerung, der Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit, der Freizügigkeit und Berufsfreiheit gleichermaßen für alle Menschen. Expressis verbis sind Männer und Frauen gleichberechtigt. Niemand darf wegen seines Geschlechts benachteiligt oder bevorzugt werden. Also werden auf Berufungslisten erstplazierte Frauen nicht wegen ihres Geschlechts, sondern wegen mangelnder Qualifikation oder wegen ihres Alters von höchstplazierten Männern zurückgewiesen.
Ebenso werden Frauen nicht wegen ihres Geschlechts, sondern wegen ihrer geringeren Leistung niedriger entlohnt. Einerseits fallen Kriterien des jeweiligen Geschlechts und damit von ungleichen strukturellen Voraussetzungen durch die Maschen eines abstrakt quantifizierenden bzw. strikt formal verfahrenden Arbeitswertmusters. Der Wertmaßstab der Tauschabstraktion verhält sich wie der der formalen Gleichheit gegenüber den Besonderheiten konkreter Personen und den Spezifika ihrer Qualitäten indifferent. Andererseits schließt die Abstraktionsform in Staat und Gesellschaft ein, daß in Wirklichkeit Kriterien einer ausschließenden Auswechselbarkeit und nicht das Grundrecht, das eine Benachteiligung aufgrund der geschlechtlichen Besonderheit verbietet, oberste Richtschnur unseres Gemeinwesens sind.

Zwischen dem *Hinsehen auf* die geschlechtlich verfaßten Unterschiede und ihrer politischen Berücksichtigung und dem *Absehen von* den gesellschaftlich produzierten Differenzen zwischen Mann und Frau besteht ein Spannungsverhältnis, von dem auch der Gleichheitsgrundsatz des Grundgesetzes nicht frei ist. Während Art. 3, Abs. 2 GG – „Männer und Frauen sind gleichberechtigt" – den in ihrer Verschiedenheit gekennzeichneten Rechtssubjekten formell gleiche Rechte einräumt, weist Art. 3, Abs. 3 GG, niemand dürfe wegen seines Geschlechts benachteiligt oder bevorzugt werden, auf die materiellen Aporien einer Umsetzung des Gleichheitspostulats. Einerseits verlangt dieser Absatz ganz unzweideutig, daß aufgrund des Geschlechts keine Ungleichbehandlung stattfinden dürfe. Andererseits muß der Gesetzgeber die Unterschiede der mit dem Geschlecht verbundenen gesellschaftlichen Statusdefinitionen im Blickfeld haben, um ausschließen zu können, daß sie nicht Anlaß für Diskriminierungen werden. So würde eine Frau faktisch aufgrund ihres Geschlechts benachteiligt, wenn sie bei einer Schwangerschaft keinen besonderen Kündigungsschutz hätte. Insofern rechtfertigt ihr Ungleichsein eine Sonderbehandlung im Sinn des Gleichstellungsgrundsatzes, die ein bloß formaler Gleichheitsbegriff umgekehrt ausschließt. Ist der Staat in dieser Logik sogar zu positiven Formen der Diskriminierung verpflichtet, um Gleichheit faktisch erwirken zu können, weil gerade „die Gleichheit vor dem Gesetz, die die Freiheit fordert", materielle Ungleichheit nicht beseitigt? [(Hayek 1987, S. 180)]. Es ist dies ein erster Grund, der Frauen zur Skepsis veranlassen müßte, ob der Gleichheitsgrundsatz allein ihren Interessen genügt[7].
Im *Absehen von* und *Hinsehen auf* sind verschiedene Strategien der Erkenntnis am Werk, denen konträre Politiktraditionen des Rechts- und Sozialstaates korrespondieren. An ihnen hängen unterschiedliche Motivketten von Frauen, einerseits ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht, *wie Männer* selbständig handeln zu können und andererseits, wegen ihres Geschlechts bzw. aufgrund der historisch erzeugten Diskrimi-

nierungsfiguren und -realitäten, *anders als Männer* beurteilt und behandelt zu werden. Entsprechend überlagern sich im Gleichheitsgebot Bedürfnisse nach Abstraktion von und nach Anerkennung von Unterschieden. Zwischen beiden vollzieht sich die Gratwanderung in der strategischen Orientierung der Frauenbewegung.

Strategische Diskussionen werden darüber hinaus aber dadurch erschwert, daß auch im Absehen von den Unterschieden das Definitionsmonopol des Mannes in der Setzung des Rechts vorausgesetzt ist. Dem Abstraktionsgebot ist wie dem Kriterium der Auswechselbarkeit der besondere Universalismus einer männlich definierten Welt immanent. Die Abstraktion verhüllt diese Implikation. Beschreibbar sind nur die historischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Unfaßbar ist das Geschlechterverhältnis unterm Deckmantel der Abstraktion. Nur bisweilen verrät die Kommentierung des Abstrakten, was konkret gemeint ist. So heißt es in einer Erläuterung des Bundesarbeitsgerichts von 1954, daß der Sinn von Art. 3, Abs. 2 GG darin liege, „Frauen, die bisher rechtlich benachteiligt waren, auf den Status der Männer anzuheben" (Schmidt-Bleibtreu/Klein 1969, S. 161). Der Satz ist lehrreich. Jedenfalls bietet er einen weiteren Grund, Fragen zu stellen. Kehrt sich der Gleichheitsgrundsatz, im Absehen von der Kontinuität der zugleich männlichen und ökonomischen Definitionsmacht nicht zwangsläufig in fatale Angleichungsbestrebungen um, bei denen Frauen ihre Gleichwertigkeit mit dem Mann nur durch Tauschfähigkeit und Konkurrenzbereitschaft unter Beweis stellen können?

Alle Menschen werden Brüder: Gleichheit, die sie meinen

Historisch gesehen ist der Gleichheitsbegriff nie frei von Hintersinn und Ungleichsetzungen gewesen. Vor Gott sind wir alle gleich, war schon immer ein billiger Trost, der materielle Ungleichheit zur realen Voraussetzung hatte. Über oben und unten, arm und reich, die letzten und die ersten wird, so lautet der Trost, erst nach dem Tod das gerechte Gottesurteil ergehen. So spaltet sich Menschsein in ein ungerechtes, irdisches Leben und die Hoffnung auf ein Leben, das im Tod die Gleichheit der Menschen offenbart. Die Säkularisierung der Gleichheitsidee durch die Aufklärung und die Proklamation der Menschenrechte behauptet zwar hier und jetzt, daß die Menschen auch gleich ins Leben treten. Aber die „droits de l'homme et du citoyen", auf die die Französische Revolution den Staat als bürgerlichen Rechtsstaat verpflichtet, haben die Zweideutigkeit vom Menschen als Bürger und vom Menschen im Manne von Anfang an ignoriert und verhüllt. Als citoyen haben die Menschen der Idee nach gleiche staatsbürgerliche Rechte und Pflichten. Als bourgeois sind sie Privatpersonen in Konkurrenz auf dem Markt und damit im Prinzip an der gesellschaftlichen Realisierung ungleicher Verhältnisse beteiligt. Dieser genauen begrifflichen Unterscheidung zwischen citoyen und bourgeois, worin sich das Bürgertum des Problems der „unvermeidlichen Ungleichheit der Brüder" (Brückner 1973, S. 47) entledigt, entspricht nun umgekehrt die sprachliche Verwischung zwischen Mensch und Mann, womit die Revolution auch das Problem der unverkennbaren Ungleichheit der Geschlechter unkenntlich macht.
Der Bürger als citoyen kämpft gegen die Bevormundung von oben. Zugleich abstrahiert er von den Hierarchien nach unten oder sieht sie, wie zuvor der Adel, als natürlich und dem Wohl der Allgmeinheit zweckdienlich an. Gerade der abstrakte Universalismus der bürgerlichen Rechtsform läßt es zu, daß in concreto die Unterschiede und Abhängigkeiten zwischen den sozialen Klassen und zwischen Mann und Frau als Privatsache und d.h. als Angelegenheit der individuellen Freiheit männlicher Bürger betrachtet werden können. In der abstrakten Idee proklamiert die Französische Revolution Gleichheit für alle. Im Ergebnis erstrebt sie zivile Gleichheit für männliche Bürger. Auf dem Terrain der Politik soll der Rechtsstaat in Abstraktion von konkreten Erwartungen an den Staat dem Gleichheitsgrundsatz zur Geltung verhelfen.

Auf der gesellschaftlichen Ebene, die derart von der staatlichen Reglementierung freigesetzt ist, soll der Marktmechanismus die Herstellung des prekären Gleichgewichts konkurrierender Einzelinteressen übernehmen. Ausgespart ist hiervon das Verhältnis der Geschlechter, für das ständische Argumente von einer natürlichen Ordnung weiterhin gelten.

Frauen bleiben in der Erklärung der politischen Gleichheit außer Betracht, so wie sie im gesellschaftlichen Handeln außer Konkurrenz gesetzt sind. Gerade das Bürgertum legitimiert den Ausschluß der Frauen aus der Öffentlichkeit durch die Konstruktion des Privaten in den Kategorien der politischen Ökonomie. Der Freiheit des Bürgers, unbehelligt von staatlichem Reglement, als Privatmensch seinen Bedürfnissen nachzugehen, ist die Unfreiheit der Frau aber komplementär. Frauen, formuliert eine Bürgerin, die es nicht wagt ihren Namen zu nennen, „sind der dritte Stand des Dritten Standes" (Opitz 1985, S. 300). Jede Form der hierarchischen Strukturierung des Gleichheitsprinzips trifft auch sie. Nur für eine sehr kurze Zeitspanne nach der Verabschiedung der Monarchie setzt die Revolution das allgemeine Wahlrecht für Männer durch, das alsbald von einem Zensuswahlrecht wieder ersetzt wird. Mit der Kopplung der politischen Rechte an die Einkommensverhältnisse fallen Frauen, die ohne selbständige Erwerbsmöglichkeiten sind, fast automatisch aus den Gleichheitsprivilegien heraus.

In den politischen Errungenschaften der Französischen Revolution im Nebeneinander von Staat und Gesellschaft, von citoyen und bourgeois, von Gleichheits- und Freiheitsgrundsatz, wiederholen sich die Spaltungs- und Differenzierungsprozesse, die für die Bewußtseinsentwicklung und Erkenntnislogik der Neuzeit konstitutiv sind und die Frauen in ihrer gesellschaftlichen Verortung zwangsläufig diskriminieren. Kant unterscheidet zwischen dem, was für „jedermann" gleich gilt und dem, was bloße Privatmeinung ist. Von letzterer sollen wir schweigen, wenn wir Wissenschaft treiben, so wie es dem Weibe, das in den Privatbereich abgedrängt wird, nicht ansteht, in der Gemeinde das Wort zu ergreifen. Gesetze im Staat haben wie die Gesetze der Natur gegenüber individuellen Wünschen und subjektiven Erfahrungsurteilen unabhängige Gültigkeit. Dem Anspruch nach gelten sie ohne Ansehen der Person.

Allerdings ist die Abstraktion von besonderen Sichtweisen und partikularen Interessen selber ein gesellschaftlich erzeugtes Postulat, das sich gegen den Eigensinn vorbürgerlicher Lebens- und Machtverhältnisse erst durchsetzen muß. Durchgesetzt wird es in der Geschichte der Neuzeit gegen die Logik weiblicher Lebenserfahrung von Männern. Descartes denkt sich von Leib und Umwelt getrennt, so daß ihm nichts als das Denken bleibt. Dessen Logik ist aller Erfahrung entkleidet und universell. Sie könnte auch für Frauen gelten. Aber im Umgang mit Kindern und in der Ökonomie des Hauses bilden Frauen auf Individualitäten und Qualitäten bezogene Urteilskompetenzen heraus. Kein Kind und kein Kräutlein gleicht dem anderen. Um den Besonderheiten gerecht zu werden, bedarf es einer empathischen Aufmerksamkeit. Allgemeingültige, abstrakte Formen des Urteils, wie sie im Warenverkehr und in den Naturwissenschaften zum Maßstab werden, haben in der Ökonomie des Hauses eine zunächst nur nachgeordnete Bedeutung. Allgemeingültigkeit, die für „jedermann" gelten soll, ist darum kein Ziel, sondern allenfalls ein Moment kalkulatorischer Lebensnotwendigkeit, deren Logik auch Frauen beherrschen müssen, wenn sie von ihr nicht beherrscht werden wollen.
Als abstrakte Ideen sind der Begriff des Allgemeinen so wie das Ideal der Gleichheit gegenüber den individuellen Lebensbedürfnissen und Lebenserfahrungen materiell indifferent. Sie sind darum auch indifferent gegenüber den in der Alltagserfahrung und im Umgang mit Menschen erzeugten Motiven von Frauen und Männern bzw. setzen damit verknüpfte Interessenlagen zu einem besonderen und privaten Inter-

esse herab. Auch Hegels Idee der konkreten Allgemeinheit läßt aber Frauen nie dorthin gelangen, wo der Geist sich im Staat seine konkrete Gestalt gibt. Der Geist der Geschichte rekapituliert sein Werden als von Männern gesetzte Realität.

Diesem Wirklichkeitsverständnis hat auch Marx, als er Hegel vom Kopf auf die Füße stellte, nicht widersprochen. Die werttheoretisch begründete Verdrängung der Ernährungs- und Reproduktionsarbeit und darauf basierende kommunistische Ideen unterschlagen genauso wie der unter dem „Druck der Straße" kurzfristig entwickelte allgemeine Gleichheitsbegriff der Französischen Revolution, daß in der Materialisierung der Gleichheitspostulate der Mann die Norm ist. Frauenreproduktionsarbeit ist werttheoretisch betrachtet vorkapitalistische wertlose Arbeit, die erst über die „Qualifikation" zur Lohnarbeit, d.h. die Transformation von Qualität in Quantität, von konkret nützlicher Arbeit in abstrakt gleiche, mit männlicher Arbeit austauschbare und vergleichbare Arbeit, auch revolutionstheoretisch interessant wird.
Die soziale Revolution im Marxschen Verständnis knüpft an die bürgerliche an bzw. setzt sie voraus. In derselben Logik gedacht, setzt die Befreiung der Frauen die Aneignung der männlichen bürgerlichen Werte voraus. Frauen müssen ökonomisch auf eigenen Beinen stehen. Ihre Freiheit wird mit ökonomischer Unabhängigkeit vom Mann synonym. Die Forderung nach Gleichheit setzt hingegen immer den Mann als Vergleichsgröße voraus. Auf Gleichheit bedacht wollen Frauen wie der Mann materiell selbständig sein. Was er errungen hat, bleibt die historische Norm. Darum wird das Streben nach Freiheit vom Prinzip der Gleichheit aber konterkariert. Die Freiheit ist der Gleichheit subsumiert. Der Freiheit, es anders zu machen, dem revolutionären Elan, sind die Flügel gestutzt.

Zwangsläufig geraten Frauen im Zuge ihrer rechtlichen Gleichstellung und im Versuch, in die Leistungshierarchien der Konkurrenzgesellschaft einzudringen, in die Mühlen der von Männern bestellten Betriebe. Gesellschaftlich fixierte Geschlechtsrollentstereotype werden zwar tendenziell neutralisiert. Andererseits werden dabei männlich tradierte Mechanismen von Macht und Konkurrenz totalisiert. Gleichstellung bedeutet insofern Angleichung an das, was ist, verlangt eine zumindest partielle Positivierung von Strukturen der Unterordnung und Ausgrenzung. Damit verschärft sich – den Widerspruch hat Lieselotte Steinbrügge sehr deutlich herausgearbeitet (Steinbrügge 1989 b) – das Problem der strukturellen Unmenschlichkeit, das bereits die Französische Revolution und die Aufklärungsphilosophie gesehen hat.

Freiheit und Gleichheit, auf die das Bürgertum pocht, sind für sich genommen Pfeiler des Konkurrenzkapitalismus. Darum wird Weiblichkeit in der vorrevolutionären Epoche der Aufklärungsphilosophie als Refugium alternativer Gesellschaftlichkeit konzipiert (Steinbrügge 1987). Die Französische Revolution radikalisiert diese private Idee der Mitmenschlichkeit. In ihrer radikaldemokratischen Verfassung von 1793 ergänzt sie den Ruf nach Freiheit und Gleichheit um das Beziehungsmuster der fraternité. Brüderlichkeit als Topos entstammt einem noch vorbürgerlich konstituierten Gemeinschaftsverständnis (vgl. Grospietsch 1980). Seine affektiv gewirkten Bande weisen den individualisierenden und rivalisierenden Tendenzen des modernen Bürgertums sittliche Schranken. Konsequenterweise hat der Begriff in der Moderne nicht Fuß gefaßt (vgl. Schultz 1976). Wie die Weiblichkeitsrolle steht er für das Andere der bürgerlichen Rationalität. Nur die, welche die Korrektivfunktion des unzeitgemäßen Begriffs gleichwohl betonen, weisen auf einen weiteren Makel hin: Gerade die Bande, die alle Menschen als Brüder umschlingen, schließen Frauen nominell aus (Heer 1976).
Nur als Weib des Mannes ist die Frau in den Bund der Millionen einbezogen. In dieser Relation hütet und hegt sie Mitmenschlichkeit. Anderenorts, warnt Schiller mit deutlicher Anspielung auf die Enragées der Französischen Revolution, werden Weiber im Getümmel der Straße um Freiheit und Gleichheit zu blutrünstigen „Hyä-

nen“[8]. Mitmenschlich sind Frauen, wenn sie die Grenzen ihres Geschlechts, gezogen vom Mann, anerkennen. Noch Beethovens Vertonung von Schillers Ode „An die Freude“, die Männer und Frauen symphonisch vereint, läßt den Frauenchor in diese Grenze einstimmen, ohne daß dabei Mißklang entstünde: „Alle Menschen werden Brüder“[9]. Erst heute sind Frauen ob des scheinbaren Gleichklangs verstimmt. Dabei wird allerdings übersehen, daß die vorkapitalistische Bündnisfigur der Brüderlichkeit den Handlungsimpulsen, die Frauen vertreten haben, durchaus verschwistert ist. An der Aufklärung dieses Zusammenhangs zielt der Widerspruch von Frauen vorbei, wenn sie auf Gleichheit pochen, ohne das soziale Bündnismotiv als ihr eigenes an- und wiederzuerkennen.

Schwesterlichkeit – Freiheit, die wir meinen?

Wenn ich im Titel dieses Beitrags Schwesterlichkeit als eine alternative Form des Gemeinsinns einführe, kann ich auf Zustimmung rechnen, wo der Begriff benennt, was die Revolution an den Frauen versäumt hat. Als Kritik an den patriarchalen Gedankengebilden der Französischen Revolution ist die Kategorie der Schwesterlichkeit darum wohlfeil. Als Kritik an Trends in der Frauenbewegung, die Prinzipien der Revolution für sich einzuklagen, ohne ihnen die Idee eines sozialen Korrektivs zur Seite zu stellen, stößt sie möglicherweise auf Widerstand.
Zweihundert Jahre nach der Französischen Revolution stehen wir vor einem begrifflichen Scherbenhaufen. Die Trias ihrer Parolen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist vergriffen und mißbraucht. Das kritische Motiv einer Materialisierung von Gleichheit, dem die Frauen der Revolution gefolgt sind, hat in den modernen Demokratien der hochindustrialisierten Gesellschaften seinen sozialen Stellenwert verändert und zum Teil sogar eingebüßt. Wo sich Gleichheit heute als Volksbeglückung sozusagen gratis materialisiert und verteilt hat, ist sie vom Emanzipationsgedanken weitgehend abgekoppelt, zielt sie, wie einst das Versprechen des Monarchen vom Sonntagshuhn in jedermanns Topf auf die Anpassung und Akzeptanz unpolitischer Untertanen. Nicht nur die Medienindustrie beschert allen das beliebig vermehrbare geteilte Vergnügen eines kontinuierlichen entertainments. Ähnlich egalitär verteilt sich heute, weniger beglückend, das Restrisiko und die Umweltvergiftung. Der Gleichheit haftet die Gleichgültigkeit gegenüber allem an, was lebendig ist. Freiheit verkommt zur Wahlfreiheit des aller Bindungen und Rücksicht enthobenen selbständigen Menschen.

Schon vor zwei Jahrzehnten hat Peter Brückner an der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft zur Wohlstandsgesellschaft das Dilemma der fraternité kenntlich gemacht. Brüderlichkeit, die nicht im Interesse der Warenproduktion lag, hat eine „Gesellschaft im Überfluß“ eingefroren, obwohl sie deren materielle Voraussetzung wäre (Brückner 1973, S. 66 ff.). Wer im Überfluß lebt, müßte dem anderen nicht neiden, daß er sich mehr nimmt, weil er größeren Hunger hat. Verteilungskämpfe sind solche des Mangels. Darum hat Marx die glückliche Formel, jeder nach seinen Bedürfnissen, jeder nach seinen Fähigkeiten, auf der Grundlage eines Prospekts des sozialen Reichtums geprägt. Auch die Utopien der Endsechziger Jahre haben sich an diese Erwartung geheftet. Damals mahnte Brückner, „wenn sie (die Gesellschaft im Überfluß, B.R.) auf Brüderlichkeit verzichten kann, wird man auf künftige Veränderungen der Gesellschaftsstruktur warten müssen“ (ebd., S. 93).
Nun sieht es nicht danach aus, daß eine Verankerung der Brüderlichkeit in der objektiven Basis des gesellschaftlichen Reichtums inzwischen gelungen wäre. In einer nahezu umkehrenden Logik war immer wieder die Not eine Grundlage solidarischen Handelns. Brückner verweist auf die Brüderlichkeit der Frontkameraden (ebd., S. 71). Ähnliche Formen des Beistands bot das soziale Netzwerk der Nachkriegszeit.
Frauen haben in den jeweiligen Notgemeinschaften die Rolle eines Libero innege-

habt. Als Not am Mann war, haben sie den Schutt der bösen Jahre beseitigt, sind sie als Ernährerin eingesprungen, haben sie sich zurückgezogen, als *er* wiederkehrte und die Wirtschaft nicht im Stich gelassen, als sie expandierte. Erstmals aufbegehrt haben sie dann, als mann sie in der erneuten Flaute wieder aufs Abstellgleis abschieben wollte. Erst jetzt haben sie vehement den Abschied von den historischen Rollenstereotypen der Selbstlosigkeit und der Aufopferung für andere verlangt. Selbst bei den Revolutionärinnen der Französischen Revolution werde die Verzichts- und Opferhaltung der Frauen von den männlichen Historikern immer wieder hervorgehoben, um diese Frauen überhaupt wertschätzen zu können, klagt Helga Grubitzsch (Grubitzsch 1985, S. 153)[10]. Leiden, Verzichten, Dulden und Lieben sind in dieser Lesart Gefühlsstützen des Mannes, die ihn in der Rolle des Herrschers bestärken (Haarbusch 1985, S. 230).

Wenn ich den Begriff der Schwesterlichkeit einführe, bewegt er sich in den begrifflichen Konnotationen dieser Tradition. Der Beruf der Schwester steht für eine selbstlose, vom Gebot der Nächstenliebe geleitete, sich aufopfernde Frau, die Beziehungsarbeit, statt am tätig absorbierten Mann und hilfsbedürftigen Kind, am leidenden Nächsten leistet. Antigone, Symbolfigur der Schwester im antiken Mythos, beharrt auf der Würde des Menschen bis in den Tod und opfert sich auf. Mitleid und Aufopferung sind die emotionalen Träger weiblicher Solidarformen, die strukturelle Unmenschlichkeit nie untergraben haben.
Nichtsdestotrotz bleibt nicht nur die Frage nach der Menschlichkeit des Menschengeschlechts in einer „Gesellschaft im Überfluß" offen. Es haben sich auch die „Widersprüche des Wohlstands", wie Brückner sie nennt, zu destruktiven Kräften entfaltet, die die Sicherheit der Existenz im globalen Maßstab bedrohen. Können aber die brennenden Probleme der Umweltzerstörung und der Zukunftsvernichtung durch Partialinteressen einer luxurierenden Gegenwart, ohne die Bereitschaft, die Bedürfnisse und Rechte des/der anderen als Grenze der eigenen Freiheit einzubeziehen, einer Lösung zugeführt werden? Kann die Armut der Länder der sogenannten Dritten Welt ohne Einbußen der reichen Länder behoben werden? Können Frauen ihre gesellschaftliche Position verändern, ohne daß Männer bereit sind oder genötigt werden, ihre bisherige Stellung aufzugeben?
Es geht mir mit der Kategorie der Schwesterlichkeit mitnichten darum, Frauen aufs Abstellgleis weiblicher Beziehungsarbeit zurückzuführen. Wohl geht es mir aber darum, sichtbar zu machen, daß die Versäumnisse der Französischen Revolution nicht nur im Hinblick auf uns Frauen, sondern als strukturelles Defizit existieren und nachzuholen sind. Mit Freiheit und Gleichheit ist es nicht getan. Auch dann nicht, wenn es Frauen gelänge, gleichberechtigt in den männlichen Pool der Spitzenpositionen einzudringen. Andererseits bringen Frauen aufgrund ihrer Geschichte Erfahrungspotentiale mit, die in „künftige Veränderungen der Gesellschaftsstruktur", für die Menschlichkeit nicht bloßes Lippenbekenntnis ist, eingehen könnten.

Daß eine Revolution in Gang kommen könnte, wenn Frauen heute die Quotierung fordern, wird darum übersehen, weil sie, historisch einmalig, gewaltlos verläuft. Denn die Quotierung bietet Frauen die Möglichkeit, im Pochen auf Gleichheit, sich die Freiheit zu nehmen, es historisch anders als vorgezeichnet zu machen. Was für einen politischen Sinn hätten Gleichstellungsforderungen gehabt, wenn sie nicht das historische Recht auf veränderndes Handeln einschließen würden?
Quotenfrauen werden von den Hierarchen abgewertet, weil sie nicht bewiesen haben, daß sie den Standards genügen. Quotenfrauen sind nach diesen Standards eo ipso weniger qualifiziert bzw., in Kriterien der Vergleichbarkeit ausgedrückt, weniger quantifiziert, sonst bedürfte es ja nicht der Quote. Im Kriterium der Vergleichbarkeit liegt aber bereits die Tücke. Denn wie wird Vergleichbarkeit anders hergestellt als in der Abstraktion von genau dem, worauf es ankommen müßte, die besondere Qualität und das individuelle Vermögen, etwas zustandezubringen. Abstrakte

Vergleichbarkeit zerschneidet die Beziehung zwischen denen, die etwas brauchen und denen, die etwas Brauchbares anbieten können. Sie reduziert Qualität auf das, was vergleichbar ist, ein arithmetisches Maß. Gerade wenn inhaltliche Präzisierungen des Bedarfs bei Ausschreibungstexten untersagt werden, um die „Qualifiziertesten" anzuziehen, schwindet aber das aus dem Blick, was die BewerberInnen doch auszeichnen soll. Wenn umgekehrt die Frage des Bedarfs und der besonderen Qualitäten in den Vordergrund tritt, geht der objektive Maßstab verloren. Er müßte, von Fall zu Fall, von Bedarf zu Bedarf entwickelt werden.

Bedrohlich ist ein mit der Quotierung einhergehender Verlust an Berechenbarkeit aber nicht darum, weil Fehlbesetzungen die Folge sein könnten (was in der Vergangenheit genausowenig auszuschließen war), sondern weil die Quote die geltende Leistungsselektion förmlich durchbricht. Zur Ideologie der Karrierenormierung gehört, daß nach oben nur der Tüchtigste steigt. Beförderung ist der Lohn für Leistung. Spitzengehälter auf Spitzenpositionen sind nicht nur das Entgelt für Spitzenleistungen, sondern rufen diese sogar hervor[11]. Auf diesem Prinzip basiert die Legitimität materieller Hierarchien und sozialer Ungleichheit in einer Gesellschaft von formal Gleichgestellten. Eben darum ist die herrschende Leistungsordnung eine so wichtige Stütze unserer Gesellschaft, die eine Quotenregelung partiell zu Fall bringt.
Denn die Quotierung macht im besonderen Recht der bislang Ausgegrenzten auch die Partikularität der bislang für universell gültig erachteten Wertsysteme offenkundig. Insofern enthält sie einen Sprengsatz, der einen gesellschaftlichen Wertewandel herbeiführen könnte. Wenn Frauen heute Geschichte mit feministischem Blick rekonstruieren, geht es nicht nur darum, die Taten von Frauen zu entdecken und feiern und die Untaten von Männern zu entlarven, sondern um das Bedürfnis und Recht, Geschichte nach neuen Maßstäben zu gestalten.

Aus Angst, den traditionellen männlichen Zuschreibungen zu verfallen, schrecken Frauen allerdings schon wieder vor diesem Anspruch zurück. Deutlich wird dieses Zurückweichen angesichts der aktuellen Debatten in den USA und Frankreich über die Karriere und/oder Familienorientierung von Frauen, die jetzt auf die Bundesrepublik überschwappen: „Statt Schwesternschaft kriegen wir jetzt... wieder die Peitsche des Wettbewerbs", schreibt dazu die Washington Post Kolumnistin Abigail Trafford (TAZ vom 28.5.1989), während die ZEIT-Kolumnistin Christine Richard sich fragt, ob wir im „Zielkonflikt zwischen Mutterliebe und Spitzenjob" nicht schon wieder den eigenen Aufstieg sabotieren (ZEIT vom 6.8.1989). Sabotiert dieser Zielkonflikt nicht vor allem unsere Utopien?
Die Forderung nach Frauen in Spitzenpositionen droht die Forderung nach der *Enthierarchisierung der Beziehungen* zu verdrängen. Kaum noch wird in der überfälligen Kritik am erzwungenen Verzicht von Frauen auf Karriere die Kritik am Karrieremuster mitformuliert. Dabei stellt sich jetzt die historische Alternative: Folgen wir dem bisherigen Modell des Gegeneinander, bei dem auf präparierten Laufbahnsystemen Linearität und Schnelligkeit maßgebend sind und das keineswegs Umwege zuläßt, wenn das Ziel, die Konkurrenten abzuschütteln, erreicht werden soll? Oder fordern wir das Recht auf den individuellen Werdegang, das den Reichtum an sozialer Entwicklung und an Miteinander miteinschließt?

Die Crux ist, daß wir uns den vorhandenen Strukturen nicht verschließen können, wenn wir überhaupt politisch handeln wollen. Dies verlangt von Frauen immer wieder prekäre Balanceakte: Zwischen hierarchischem Realismus und antihierarchischem Engagement, zwischen Gleichstellungsforderungen und dem Beharren auf dem Recht auf Differenz, zwischen der Fähigkeit, genau hinzusehen und dem Vermögen, aus der Distanz Zusammenhänge zu erkennen. Schon diese Balance, von Frauen zuwege gebracht, brächte bestehende Prinzipien ins Wanken.

Noch allerdings wird Madame Rolands zu wenig beachteter Satz, den Peter Brückner noch geschlechtsunspezifisch zitiert, an erster Stelle zu beherzigen sein. „Aber noch einmal sei gesagt, es ist unmöglich, seine Rechte zu behaupten, wenn man nicht fortwährend auf die Männer aufpaßt, denen die Verwaltung der wichtigsten Rechte anvertraut ist" (Brückner 1973, S. 62). Der Tag ist nicht gekommen, an dem dieser Satz, wie der Begriff Brüderlichkeit, um die weibliche Form ergänzt werden müßte. Wir müssen uns dennoch *heute* fragen, ob und wie die erweiterte Teilnahme von Frauen an der Politik an deren Traditionen anschließen kann.

Anmerkungen

1) Vgl. das berühmte Gemälde von Eugène Delacroix (1830): Die Freiheit führt das Volk.

2) Vgl. insbesondere Petersen 1987, S. 121 ff.

3) In der Begründung des Verbots der Frauenclubs heißt es: „Diese häuslichen Aufgaben, zu denen Frauen von Natur aus bestimmt sind, gehören selbst zur allgemeinen Ordnung der Gesellschaft. Diese soziale Ordnung resultiert aus dem Unterschied, der zwischen Mann und Frau besteht. Jedes Geschlecht ruft nach einer ihm eigenen Art von Beschäftigung, bewegt sich in einem Kreis, den es nicht überwinden kann... Wir glauben also, daß eine Frau nicht ihre Familie verlassen darf, um sich in Regierungsgeschäfte einzumischen" (Petersen 1987, S. 222 f).

4) Ebd. S. 89 ff; Artikel 1 der Rechte der Frau lautet: Die Frau ist frei geboren und bleibt dem Manne gleich in allen Rechten. Die sozialen Unterschiede können nur im allgmeinen Nutzen begründet sein. (Hervorhebung von mir, B.R.) Zur sozialen Herkunft und den Aufstiegsbemühungen von Olympe de Gouges vgl.: Kestenholz 1988, S. 23-37.

5) Die Ambivalenz dieser Rollenzuschreibung hat Lieselotte Steinbrügge wiederholt herausgearbeitet, vor allem Steinbrügge 1987.

6) Vgl. Hoersten (Hrsg.) 1987, S. 144 f.

7) Vgl. dazu Benda 1986, S. 104

8) Im „Lied von der Glocke" fällt auf die Revolution ein Blick des Entsetzens: „Da werden Weiber zu Hyänen/ Und treiben mit Entsetzen Scherz,/ Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,/ Zerreißen sie des Feindes Herz./ Nichts Heiliges ist mehr, erlösen/ Sich alle Bande frommer Scheu,/ Der Gute räumt den Platz dem Bösen,/ Und alle Laster walten frei.

9) Im Gegensatz zur Ausgabe letzter Hand enthält die Erstfassung von 1786 eine noch sozialkritische Formulierung: „Bettler werden Fürstenbrüder".

10) Auch in den von Frauen mitorganisierten sociétés fraternelles haben Frauen sozialkaritative Aufgaben übernommen (vgl. Steinbrügge 1989 b).

11) Darum müsse der Staat, um gegenüber der Privatwirtschaft konkurrenzfähig bleiben zu können, die Gehälter der oberen Gehaltsgruppen erhöhen und dafür andere Planstellen streichen, argumentiert z.B. der hessische Finanzminister Kanther (CDU) (Frankfurter Rundschau vom 8.6.1989).

Literatur

ALTHAUS, Gabriele: Bei gleicher Qualifikation vorzugsweise Frauen, in: 6 Jahre danach, Zur Dialektik eines Fortschritts, Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hrsg.), Berlin 1986, S. 86-119

BENDA, Ernst: Notwendigkeit und Möglichkeit positiver Aktionen zugunsten von Frauen im öffentlichen Dienst, Rechtsgutachten erstattet im Auftrag der Senatskanzlei – Leitstelle Gleichstellung der Frau – der Freien und Hansestadt Hamburg, Freiburg 1986

BRÜCKNER, Peter: Brüderlichkeit: Ein Bericht über Versäumnisse, in: ders: Freiheit, Gleichheit, Sicherheit, Von den Widersprüchen des Wohlstands, Frankfurt a. Main 1973, S. 66-93

ders.: Freiheit und Gleichheit am Ausgang des bürgerlichen Zeitalters, in: ders. 1973, S. 45-65

FERRARI, Ruth u.a.: Frauen fordern ihre Rechte (1789-1795), Fachdidaktische und fachwissenschaftliche Annäherungen, in: Grubitzsch u.a., Düsseldorf 1985, S. 257-285

GEITNER, Ursula: „Die eigentlichen „Enragées ihre Geschlechts", Aufklärung, Französische Revolution und Weiblichkeit, in: Grubitzsch u.a., Düsseldorf 1985, S. 181-217

GROSPIETSCH, Hans-Dieter: Einsamkeit und Brüderlichkeit, Eine soziologische Betrachtung unter besonderer Berücksichtigung des Werkes von Max Weber, Frankfurt a. Main 1980

GRUBITZSCH, Helga u.a.: Grenzgängerinnen, Revolutionäre Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, Weibliche Wirklichkeit und männliche Phantasien, Düsseldorf 1985

dies.: „Michelets Frauen der Revolution", in: Grubitzsch u.a. 1985, S. 153-179

HAARBUSCH, Elke: Der Zauberstab der Macht: „Frau bleiben" Strategien zur Verschleierung von Männerherrschaft und Geschlechterkampf im 19. Jahrhundert, in: Grubitzsch u.a. 1985, S. 219-255

HAYEK, Friedrich A. von: Argumente gegen die Verteilungsgerechtigkeit, in: Hoersten, Stuttgart 1987, S. 177-197

HEER, Friedrich: „Im Namen der Brüderlichkeit", Zur Geschichte eines Mißbrauchs, in: Schultz 1976, S. 19-28

HOERSTEN, Norbert (Hrsg.): Recht und Moral, Texte zur Rechtsphilosophie, Stuttgart 1987

MICHELET, Jules: Die Frauen der Revolution, Baden-Baden 1984

KANT, Immanuel: Werke in zehn Bänden, Wilhelm Weischedel (Hrsg.), Darmstadt 1968, Bd. 5

KESTENHOLZ, Salome: Die Gleichheit vor dem Schafott, Portraits französischer Revolutionärinnen, Darmstadt 1988

OPITZ, Claudia: „Die vergessenen Töchter der Revolution", Frauen und Frauenrechte im revolutionären Frankreich von 1789-1795, in: Grubitzsch u.a., Düsseldorf 1985, S. 287-312

PETERSEN, Susanne: Marktweiber und Amazonen: Frauen in der Französischen Revolution, Köln 1987

RAUSCHENBACH, Brigitte: Bei ungleicher Qualifikation, in: 6 Jahre danach, Zur Dialektik eines Fortschritts, Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hrsg.), Berlin 1986, S. 119-136

dies.: FRAUEN OHN(E)MACHT: in: Fraueninformationsblatt SS 1989, Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung, Berlin 1989, S. 21-24

SCHMIDT-BLEIBTREU, Bruno/KLEIN, Franz: Kommentar zum Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, Neuwied und Berlin 1969

SCHULTZ, Hans Jürgen (Hrsg.): Brüderlichkeit, Die vergessene Parole, Stuttgart 1976

STEINBRÜGGE, Lieselotte: Das moralische Geschlecht, Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung, Weinheim u. Basel 1987

dies.: Von Strickweibern und anderen Revolutionärinnen, Frauen in der Französischen Revolution, in: Vive la Revolution, H.J. Neyer (Hrsg.), Berlin 1989 (a)

dies.: Vernunftkritik und Weiblichkeit in der französischen Aufklärung, Vortrag auf dem V. Symposium der Internationalen Assoziation von Philosophinnen, Berlin 1989 (b), erscheint in: Deuber-Mankowsky, A. u.a.: 1789 / 1989. Die Revolution hat nicht stattgefunden, Tübingen 1989

MENSCHENRECHTE HABEN (K)EIN GESCHLECHT

200 JAHRE AUFKLÄRUNG – 200 JAHRE FRANZÖSISCHE REVOLUTION

Internationaler Frauenkongreß
vom 5. bis 8. Oktober
an der Universität Frankfurt

Der Kongreß will den Blick über die 200-Jahr-Feier der Französischen Revolution hinaus auf die Ideen der Freiheit und Gleichheit aller Menschen – und damit auch der Frauen – lenken. Das bedeutet für uns zugleich eine genauere Betrachtung der Konzeptionen von Vernunft, menschlicher Natur und bürgerlicher Identität, wie sie in der Aufklärung entstanden sind und in der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte ihren prägnantesten gesellschaftlichen Ausdruck gefunden haben. Der in den Menschenrechten gedachte Mensch war männlichen Geschlechts, der Ausschluß der »einen Hälfte der Menschheit« (Condorcet) aus den Versprechen der Aufklärung mithin mehr als ein Fauxpas der Geschichte. Dennoch bezog sich die Frauenbewegung immer wieder auf das uneingelöste Versprechen der Gleichberechtigung — Wie können und wollen Frauen sich gegenwärtig auf das Erbe der Aufklärung beziehen und welches Emanzipationspotential haben die Menschenrechte für uns heute?

Es finden Arbeitsgruppen mit Vorträgen und Kommentaren zu folgenden Themenschwerpunkten statt:

- Frauen in der französischen Revolution
- Emanzipationskonzepte
- Rechtsstellung der Frau
- Geschlechterideologie / Natur der Frau
- Politik des Privaten
- Menschenrechte und Reproduktionstechnologien
- Menschenrechte — Frauenrechte
- Eine Podiumsdiskussion zum Thema: Gleichheit oder Differenz.

Anmeldung bis spätestens zum 10. September 1989 bei Prof. Ute Gerhard, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Universität Frankfurt, Robert-Mayer-Str. 5, 6000 Frankfurt 11.
Der Anmeldung ist ein Überweisungsbeleg von Studentinnen / Erwerbslosen 10,00 DM, sonst 30,00 DM beizufügen (Sonderkonto Andrea Maihofer: Postgirokonto 378 851-609, Postgiroamt Frankfurt, BLZ 500 100 60).
Kongreßprogramm und Hinweise auf (leider) selbst zu organisierende Unterkünfte werden zugeschickt.
Rückfrage: Donnerstag und Freitag, 16–18.30 Uhr, Tel.-Nr.: 0 69 / 7 98 25 43

Vorbereitungsgruppe: Christel Brunn, Beate Collin, Ute Gerhard, Ulrike Helmer, Mechtild Jansen, Andrea Maihofer, Pia Schmid, Irmgard Schultz, Barbara Ophoven, Barbara Werner.

Veranstalterin: Schwerpunkt Frauenforschung im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften in Zusammenarbeit mit der Universität Frankfurt und der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung.

„Frauen-Literatur-Revolution"

Der Kongreß „Frauen – Literatur – Revolution" ist die vierte internationale Tagung feministischer Literaturwissenschaftlerinnen. Das Thema des Kongresses knüpft an den 200. Jahrestag der Französischen Revolution an. Doch bleibt die Auseinandersetzung mit „Revolution" nicht auf das historische Ereignis von 1789 bechränkt. Thematisiert wird darüber hinaus die Bedeutung von „Revolution" (als historisches Ereignis und als politische Kategorie) in der Geschichte und aus der Sichtweise von Frauen sowie die literarische Gestaltung radikaler Umbruchswünsche. Die Verbindung zwischen revolutionären Utopien und Alltäglichkeit der Frauen ist Gegenstand eines weiteren Arbeitsschwerpunkts.

Arbeitsschwerpunkt I:	„Frauen melden sich zu Wort: die Französische Revolution"
Arbeitsschwerpunkt II:	„Bilder der französischen Revolution in der Literatur von Frauen"
Arbeitsschwerpunkt III:	„Biographien und Autobiographien von Frauen in revolutionären Bewegungen"
Arbeitsschwerpunkt IV:	„Schreiben als revolutionäres Medium"
Arbeitsschwerpunkt V:	„Frauen im Aufbruch"
Arbeitsschwerpunkt VI:	„Revolutionäre Wünsche und Alltagspraxis"

Der Kongreß wird von einem umfangreichen kulturellen Rahmenprogramm begleitet: Im Schloß Neuhaus werden Werke aus dem „Verborgenen Museum" ausgestellt (Plastiken, Zeichnungen, Graphiken und Performances bildender Künstlerinnen aus der Zeit zwischen 1953 und 1986).
Eine Fotoausstellung „Frauen in der Französischen Revolution" mit Dokumenten der Zeit ist im Foyer der Universitätsbibliothek zu sehen.
In der Stadt, an den Außenwänden der Stadtverwaltung wird eine Ton-Dia-Show zu Rosa Luxemburg gezeigt, die in Berlin entwickelt und an das Kongreßzentrum projiziert wurde.
Libuse Monikowa liest in der Stadtbibliothek aus ihren Werken, und Ernestine Zielke wird ihr Theaterstück „Der Widerspenstigen Zerstörung" in der Studiobühne aufführen.

4. Tagung der Frauen in der Literaturwissenschaft, 19.–22. September 1989, Universität GH-Paderborn
Information und Anmeldung: Dr. Ingeborg Singendonk-Heublein, Universität-GH-Paderborn, FB 3, Warburger Str. 100, 4790 Paderborn, Tel.: 0 52 51/60 28 81

Rezension

Bouthaina Shaaban

Both right and left handed

Arab women talk about their lives

The womens press, 34 Great Sutton Street, London EVIC ODX, 1988, Preis: £ 5.95, paperback

„Vor ungefähr zehn Jahren hätte keine der hier interviewten Frauen auch nur ein Wort gegen ihre Ehemänner und Väter gesagt" (S. 236)... Mit diesem Satz beendet Bouthaina Shaaban ihre Interviewsammlung mit arabischen Frauen.
Und tatsächlich ist diese Art der Auflehnung in der heutigen moslemischen Welt bemerkenswert – und dies nicht nur in arabischen Ländern. Überall sind sich Frauen über ihre Unterdrückung aber auch über ihre Rechte bewußt geworden. Überall entwickeln Frauen neue Strategien, um ihre Identität als unabhängige Menschen zu behaupten.
Bouthaina Shaaban erreicht mit ihrem Buch zwei Ziele: Wenn arabische Frauen oder besser gesagt, moslemische Frauen das Buch lesen, so zeigt sich deutlich, daß unsere Probleme, obwohl wir alle aus verschiedenen Ländern kommen, sehr ähnlich sind. Durch diese Erkenntnis könnten wir unsere jeweiligen Strategien gegenseitig beeinflussen, denn die Isolation unseres Kampfes, der meist auch noch in der Isolation eines jeden nationalen Kontextes geführt wird, kann auf diese Weise aufgebrochen werden. Indem die Ähnlichkeiten der Probleme, mit denen Frauen konfrontiert sind, deutlich gemacht werden, wird ihnen die Möglichkeit geboten, sich von den Schuldgefühlen zu befreien, daß sie diejenigen wären, die ihre Gemeinschaft, ihre Religion, ihre Kultur etc... „betrügen" würden – so, wie man uns das immer wieder vorwirft, wenn wir als Frauen für unsere Rechte einstehen.
Wenn das Buch von einem größeren LeserInnenkreis außerhalb der moslemischen Welt gelesen wird, so trägt es dazu bei, Stereotypen über die „passive, unterwürfige" arabische (moslemische) Frau zu zerstören. Stereotypen, an die sogar entgegen aller historischen Tatsachen, progressive Menschen im Westen glauben.
Bouthaina schreibt über ihre Interviewpartnerinnen: „Diese Frauen widersprechen jedem Stereotyp der passiven, wohlgefälligen arabischen Frau. Sie waren nie die ehrerbietigen Ehefrauen und Töchter. Sie waren nie so, wie es der Prophet angeblich verlangte und nie so, wie es das Recht in vielen arabischen Ländern fordert" (S. 1). Bouthaina beschreibt das Leben der interviewten Frauen häufig als „schwere Prüfung". Sie fragt, wofür diese Frauen einstehen und wovon sie durch Männer und durch das Gesetz ausgeschlossen werden?
Die Frauen wollen die grundlegende Dinge des Leben selbst entscheiden: ob sie studieren, sich den Ehemann aussuchen, den Beruf wählen, den Wohnort und ihre Kleidung bestimmen...
Diese Rechte werden ihnen aber verweigert, und wenn sie dagegen rebellieren, so ist der Preis, den sie dafür zahlen müssen, hoch: Um die Familienehre zu retten, werden sie vom Vater, den Brüdern oder Cousins mit dem Leben bedroht. Ihnen wird der Ausschluß aus der Familie angedroht, wodurch sie für immer von der Mutter und den Schwestern getrennt werden.
„Tatsächlich ist das Wort ‚Angst' ein sehr zentrales Wort in meiner feministischen Analyse" (S. 15). „ich hatte die schrecklichsten Alpträume darüber, was er (der Vater) mir antun könnte..." (S. 8). „Ich würde meine Eltern auch gerne wiedersehen... aber mein Vater hat das ganz resolut verboten. Außerdem hat er meiner Mutter verboten, mich zu besuchen. Ich habe aber gehört, daß meine Mutter uns auch sehr gerne besuchen würde, daß sie mich auch gerne sehen würde. Er hat allen Vermittlern wiederholt mitgeteilt, daß er, da ich die unabhängige Entscheidung getroffen habe, mir meinen Ehemann selbst auszusuchen, die unabhängige Entscheidung getroffen habe, mich als tot zu betrachten.

Er will nicht wissen, ob ich lebe oder tot bin. Meine älteren Brüder, die die Universität besuchen, haben mich seit meiner Trennung von den Eltern auch nicht mehr gesehen" (S. 26).
Ungeachtet allen Mißbrauchs von Frauen durch die männliche Autorität drückt sich in allen Interviews die sehr starke Familienbindung und Liebe für die Familie aus. Die höchste Strafe, die eine Frau erleiden kann, ist es, von der eigenen Familie getrennt zu werden.
Die Familie verkörpert einen der Werte, an denen alle Frauen festhalten und die sie als zentralen Ausdruck ihrer Kultur und Identität bewerten. Die Familie ist Teil ihres Feminismus und ein Element, das sie im „westlichen" Feminismus vermissen. Gleichzeitig wird die Familie aber auch als *die* große Kraft angeklagt, die zusammen mit der Religion eine repressive Kultur über die Gesellschaft verhängt.

Darüber hinaus wendet sich Bouthaina gegen ein weiteres Stereotyp über die orientalische Welt: Die Großfamilie, die angeblich die Last der Hausarbeit erleichtert, indem sie diese auf mehrere Frauen verteilt, und auf diese Weise unter den Familienmitgliedern scheinbar Solidarität und gegenseitige Unterstützung sicherstellt. Eine der interviewten Frauen widerspricht diesem Mythos: Die Realität der Großfamilie sei die eines Schreckensbildes, in dem Waise verhungern, Mädchen verheiratet werden, etc... „Für die meisten arabischen Frauen bedeutet die Großfamilie nur eins: große männliche Autorität.
Ich erinnere mich an viele Frauen, denen man verbot, den Mann ihrer Wahl zu heiraten. Frauen, die davon abgehalten wurden, eine Ausbildung oder einen Beruf nach ihrer Wahl zu ergreifen, weil ein Cousin oder ein Cousin des Vaters oder der Mutter gegen ihre Entscheidung gestimmt hatte. Frauen werden sogar von Cousins getötet, wenn diese erfahren, daß sie die Familienehre angeblich verletzt hätten, während wir wohl noch lange darauf warten müssen, von einer Frau zu hören, deren Leben durch einen Cousin gerettet worden wäre, der sie glücklich gemacht hätte oder deren Chancen sich durch ihn in irgendeiner Weise verbessert hätten... Das einzige was die Großfamilien den Frauen garantieren ist ein noch stärkerer Eingriff in ihr Leben und ein gut funktionierendes Netzwerk männlicher Dominanz über Frauen" (S. 75).

Das Verhalten von Frauen, hier in erster Linie das sexuelle Verhalten, ist für die familiäre Ehre von besonders großer Bedeutung. Die Jungfräulichkeit ist das wichtigste Symbol männlicher Dominanz. Bouthaina geht in ihrem Buch aber viel weiter als diese Tatsachen lediglich anzuklagen. Sie bespricht die bisher noch nie diskutierten Konsequenzen, die der Familienausschluß zur Folge hat: Die geschlechtsspezifische Armut und Homosexualität.
Die ist ein absolutes Novum!
Bouthaina durchkreuzt erfolgreich ein weiteres Stereotyp, daß über die arabische Frau kursiert: das ihrer sogenannten sexuellen Potenz – ein Stereotyp, das nicht nur in orientalischen Bildern weiterlebt, sondern auch nach wie vor in den Köpfen der Männern herumspukt.
Die von Bouthaina interviewten Frauen sprechen darüber, was es bedeutet in einer „homosexuellen Gesellschaft zu leben und trotzdem heterosexuelle Pflichten erfüllen zu müssen" – so wie dies von Nawal El Saadawi kürzlich ausgedrück worden ist. „Die meisten arabischen Frauen leben in zwei völlig verschiedenen Welten: Der Welt vor und der Welt nach ihrer Eheschließung. Vor der Heirat wird von ihnen verlangt, daß sie Heilige sind. Heilige Jungfrauen, die weder etwas über Sexualität gehört haben noch davon wissen wollen... Wenn sie dann verheiratet sind, erwartet man von ihnen die magische Transformation in eine sexuell attraktive und erfahrene Ehefrau und wunderbare Mutter" (S. 125). „Die meisten arabischen Frauen leben zusammen mit ihrem Ehemann und natürlich werden Kinder geboren. Aber daß Sexualität etwas Schönes und Genußvolles sein kann, haben diese Frauen nie erfahren. Für viele Frauen bedeutet Sexualität lediglich noch eine weitere Rolle, die sie vorspielen müssen – eine weitere Rolle die sie für die Ehe-

männer inszenieren müssen. Aber genauso wie sie froh darüber sind, wenn sie das Essen vorbereitet haben und die Wäsche gewaschen ist, so sind sie auch froh darüber, wenn sie den Geschlechtsverkehr hinter sich gebracht haben" (S. 126).
Wenn also in den Mann-Frau-Beziehungen jegliche Menschlichkeit fehlt, bleiben nur noch die Frauenbeziehungen, in denen die Frauen Zuneigung, Zärtlichkeit, gegenseitigen Respekt, Liebe und sexuelle Wünsche ausdrücken können.
Es ist ausgesprochen wichtig, die hier beschriebene Homosexualität in dem sozialen Kontext der arabischen Gesellschaft zu sehen. Homosexualität ist hier sehr viel anders, als in den Ländern, wo sie offener gelebt werden kann. In den arabischen Ländern wird Homosexualität völlig versteckt, da sie in der Öffentlichkeit als abstoßend bewertet und völlig abgelehnt wird.

Trotzdem bin ich der Meinung, daß Homosexualität hier viel häufiger vorkommt, als in den Gesellschaften, in denen sich Frauen und Männer „ungezwungener" begegnen können; denn schließlich sind es die lesbischen Beziehungen, in denen Frauen darauf hoffen können, menschliches Miteinander zu finden – im Gegensatz zu den Beziehungen zu ihren Ehemännern, in der Menschlichkeit ein Fremdwort ist.
In einem der Interviews wird auf sehr bewegende Weise deutlich (S. 120-122), wie dauerhaft die Liebesgefühle zwischen zwei Frauen sein können. Obwohl die betroffene Frau versucht, dies zu leugnen, indem sie ihre Heterosexualität (und ihre Familie) verteidigt: „Im Sommer 1972, fast unmittelbar nachdem ich mit meinem Freund Schluß gemacht hatte, ..., hatte ich meine erste und letzte lesbische Beziehung... In dieser Zeit suchte ich sehr nach Liebe und Zuneigung. Aus diesem Grund habe ich auf sie (die Frau) reagiert – wir hatten eine sehr angenehme und aufrichtige Beziehung. Für mich war das eine ziemlich große Erfahrung – und das nicht nur körperlich! Zwischen uns hatte sich sehr viel Gemeinsamkeit entwickelt. Wir redeten viel und hatten großes Verständnis füreinander. Es ging nicht nur darum, miteinander ins Bett zu gehen. Ich habe diese Zeit wirklich genossen, trotz der ganzen Belastungen, denen wir in solchen Beziehungen durch die gesellschaftliche Konditionierung ausgesetzt sind... Ich mußte schwere Maßnahmen treffen, um mich von ihr lösen zu können."
Bouthaina stellt fest, daß sie „doch bestimmt sehr in die Frau verliebt gewesen sei, denn sie habe doch sehr große Anstrengungen machen müssen, sich von ihrer Freundin zu trennen." Mit Tränen in den Augen antwortet sie: „Ja, ich denke schon! Was mir aber Angst macht ist, daß ich heute immer noch in sie verliebt sein könnte. Aber verliebt oder nicht verliebt – ich werde sie nie wiedersehen. Ich habe zwei Kinder und einen sehr netten Mann, und ich will meine Familie aufrechterhalten..."
„Die meisten arabischen Frauen fühlen sich mit Männern nicht sehr wohl, denn die Entwicklung von Mann-Frau-Beziehungen wird von der Gesellschaft nicht gefördert. Deshalb fühlst du dich wohler, wenn du mit deinen Geschlechtsgenossinnen zusammen bist... Aber die Tatsache, daß in arabischen Ländern mehr Lesben als in Europa leben, bleibt bestehen. Es sind keine offenen Beziehungen und die Frauen können nicht darüber reden..." Dann weist sie auf den großen Druck, „dem Lesben in arabischen Ländern ausgesetzt sind" hin.
Andere Interviewpartnerinnen erwähnen ebenfalls die Häufigkeit lesbischer Beziehungen und die Tatsache, daß darüber nicht gesprochen wird (S. 118-119; S. 52).
Mit den folgenden Worten beschreibt Bouthaina, wie sie sich gegenüber einer Interviewpartnerin verhalten hat: „Schon bald wurde mir klar, das sie mich weder sehen noch mit mir sprechen wollte, solange ihr Mann in der Nähe war. Denn er, so erklärte sie mir später, wollte nicht, daß sie sich mit jemand anderem als ihm unterhielte... wir wurden also so etwas wie heimliche Liebhaberinnen, die darauf warteten, daß ihre Ehemänner das Haus verließen, um sich in ihrer Abwesenheit treffen und reden zu können" (S. 72).

Bouthainas Buch sollte schon allein deshalb gelesen werden, weil hier die oberflächliche Wirklichkeit demaskiert wird. Bouthaina spricht aber im folgenden noch ein weiteres außergewöhnliches Thema an, das des Inzests, allerdings etwas weniger ausführlich. „Danach zu urteilen, wie er mich ansah und sich verhielt, begriff ich, daß er es nicht über sich brachte, mich einem anderen Mann zu überlassen. Als ich noch zur Universität ging und mich in einen Mann verliebte, den ich heiraten wollte, sagte er einmal zu mir: ‚Wie konntest du diesen Mann nur küssen? Seine Lippen sind so schrecklich dick!' Ich hatte mir zuvor über solche Details nie Gedanken gemacht. Doch es schien, daß er sich dafür an meiner Stelle sehr viele Gedanken machte" (S. 8).
Ich glaube, inzestuöse Gefühle von Vätern und Brüdern gegenüber den Töchtern oder Schwestern sind in unseren Ländern sehr häufig.

Wir müssen die Verbindungen aufzeigen, die bestehen zwischen der Geschlechterteilung, der geschlechtsspezifischen Armut und der sexuellen Deprivation, der absoluten Macht des Patriarchen über *seine* Frauen, einschließlich deren Auswirkungen auf alle alltäglichen Lebensbereiche, der sexuellen Zerstückelung, dem Inzest sowie der Überbetonung der Sexualität. Hinsichtlich dieser Probleme ist es wichtig, daß wir einem neuen und erschreckenden Phänomen unsere Aufmerksamkeit zuwenden: Der Tatsache, daß Frauen massenhaft in die fundamentalistischen Bewegungen hineinströmen.
Die neuere Geschichte hat uns gezeigt, daß nationale Befreiungsbewegungen darin versagt haben, auch Frauen zu befreien. Im Gegenteil: Durch das Nationalismusverständnis hat man versucht, die Frauen von der Notwendigkeit zu überzeugen, zu ihren Wurzeln, ihren Traditionen und Werten zurückzukehren, um auf diese Weise ihre nationale Identität gegenüber kolonialistischen Werten zu betonen.
„Bei dem Versuch unsere nationale Identität zu bewahren, scheinen die Männer bestimmte Verhaltensweisen, Traditionen, Werte und Moralvorstellungen eingefroren zu haben... Frauen werden nach wie vor altgedienten und ausgedienten Ideen ausgesetzt... es scheint, als hätten wir all jene altmodischen, schlechten Gewohnheiten beibehalten, die Frauen erniedrigen" (S. 140).

Da die persönliche Auflehnung sehr hart bestraft wird, und da soziale Bewegungen Frauen betrogen haben, indem sie ihnen beispiellose Versprechungen machten, ohne diese umzusetzen und sie ohne Alternativen zurückließen, wenden sich Frauen nun der Religion zu.
Obwohl die Frauen die Tatsache unterstreichen, daß Kultur in Verbindung mit Religion die Wurzel ihrer Unterdrükkung darstellt; obwohl sie anklagen, daß das Staatsrecht, das durch eine konservative Koran-Interpretation beeinflußt wird, ihnen alle Rechte vorenthält (kein Eherecht, kein Scheidungsrecht, keinen Schutz durch das Gesetz, ungerechte Erbrechte, eingeschränkte Reise- und Arbeitsrechte etc...) gibt es immer mehr Frauen, die sich, trotz der iranischen Erfahrung, dem religiösen Fundamentalismus verschreiben. Das ist eine Tatsache, die wir nicht ignorieren können. Genausowenig, wie wir nicht mißachten sollten, daß Frauen auch besondere Vorteile durch den Eintritt in solche Bewegungen genießen, z.B. Bewegungsfreiheit, die freie Wahl des Ehemanns, wenn er ihrer fundamentalistischen Gruppe angehört, Respekt und Anerkennung von männlichen Verwandten, aber auch von Männern ganz allgemein.
Dies sind wesentlich mehr Vorteile, als ihnen von der Linken jemals entgegengebracht worden sind...
„Ich würde den Schleier (islamische Kleidung) auch tragen, ohne durch den Islam dazu verpflichtet zu sein. Ich will nicht als weiblicher Körper behandelt werden... Ich möchte in der Lage sein, mich als menschliches Wesen und nicht als sexuelle Einheit fühlen zu müssen" (S. 95).
„Diese Kleidung garantiert mir, daß ich mich frei bewegen kann, und daß ich

nicht ständig belästigt werde..., denn ein anderer Vorteil ist, daß die Männer mir nicht ständig hinterherlaufen und mir obszöne Wörter hinterherrufen oder schmutzige Witze erzählen. Alle arabischen Männer respektieren Frauen, die den Schleier tragen. Und genau aus diesem Grund festigt diese Kleidung meinen Charakter und spiegelt meine Unabhängigkeit wieder" (S. 84).

„Sogar mein Vater, der zuhause früher die einzige und höchste Autorität war, trifft heute keine Familienentscheidung mehr, ohne mich vorher nach meiner Meinung zu fragen... Manchmal komme ich erst spät nach Hause, so gegen 11 Uhr. Dann reichen mir meine Eltern das Abendessen, ohne auch nur zu fragen, wo ich gewesen sei, denn sie wissen, daß ich irgendwo zum Arbeiten war. Ich spüre ihr äußerstes Vertrauen, das sie mir heute entgegenbringen. Die Frauen (in der Bewegung) haben ihre Fähigkeit bewiesen, verantwortungsvolle Rollen in ihrem Land übernehmen zu können, und die meisten Menschen erkennen das an" (S. 85).

„Für Männer in der Bewegung ist es etwas völlig normales Frauen zu heiraten, die ihre gesamte Zeit der Bewegung opfern. Wir haben nie gedacht, daß unsere Männer jemals solch ein Verständnis dafür entwickeln könnten, welche Positionen Frauen in der Gesellschaft einnehmen können – nicht in hundert Jahren haben wir daran geglaubt. Aber bitte, das Resultat ist jetzt schon da!" (S. 86).

„Während des Krieges hat die Bewegung die wichtige Rolle übernommen, unser Volk zu ernähren, es zu beschützen und ihm ein Gefühl der Sicherheit zu geben" (S. 85).

Die fundamentalistischen Bewegungen in allen Teilen der moslemischen Welt haben es als ihre Aufgabe verstanden, sich um die Befriedigung der grundlegendsten Bedürfnisse der Menschen zu kümmern, den Frauen gaben sie Brot und respektierten ihre Würde – so, wie sie Würde verstehen. Sie haben internationale Beziehungen und verfügen über enorme Geldquellen. Aber wir sollten nicht vergessen, daß auch faschistische Bewegungen großen Rückhalt im Volk hatten.

Die Interviewpartnerinnen in Bouthainas Buch kommen aus Syrien, dem Libanon, Palästina, Algerien. Ich habe diese verschiedenen Stimmen als eine einzige wahrgenommen und wollte sie auch auf diese Weise wiedergeben. Die gleichen Aussagen könnten auch von moslemischen Frauen aus Nigeria, dem Sudan, Bangladesh, Pakistan, Indien oder Indonesien gemacht werden...

Bouthaina stellt fest, daß „wir immer noch an den unerbittlichen Konsequenzen einer nicht vorhandenen, wirklich um Frauenanliegen bemühten Frauenbewegung leiden" (S. 18).

Wenn es tatsächlich wahr ist, daß der massenhafte Zustrom von Frauen den Entwicklungsstand unserer Frauenorganisationen und unseres Kampfes widerspiegelt, dann sollten wir darüber hinaus berücksichtigen, daß Frauenorganisationen in der ganzen moslemischen Welt existieren und wachsen, und daß die Verbindungen zwischen beiden Bewegungen und die Vernetzung mit der internationalen Frauenbewegung uns neue Horizonte eröffnet hat. Bouthaina gelingt es mit ihrem Buch, verschiedene Situationen, Kämpfe und Strategien von Frauen zu vergleichen. Sie versucht Gemeinsamkeiten zu erkennen und Unterschiede herauszustellen. Dadurch können Frauenorganisationen in der Zukunft gestärkt werden und neue Einsichten und Alternativen entwickelt werden, sowohl für die gegenwärtige Situatione als auch bezogen darauf, daß Frauen Zuflucht im Fundamentalismus suchen .

Marie-Aimee Hélie-Lucas

** Die Erstveröffentlichung der Rezension von Marie-Aimee Hélie-Lucas, Koordinatorin von „Frauenleben unter islamischem Recht": Internationales Solidaritätsnetzwerk, 34980 Combaillaux (Montpellier), France, erschien in Trouble & Strife, Nr. 15, 1989, S. 25-28, c/o Women's Centre, 34 Exchange Street, Norwich, Britain NR2 1AX. Übersetzt wurde der englische Text ins Deutsche von Rita Herkenrath.*

Vorankündigung Heft 27

Rassismus gegen und unter Frauen (Arbeitstitel)

Auffallend ist es, daß in der BRD erst jetzt, wo die Neofaschisten in ganz Europa ihre sensationellen Wahlerfolge verzeichnen, die Debatte über Rassismus unter Frauen und auch über den Zusammenhang von Rassismus und Sexismus beginnt.
In der internationalen feministischen Diskussion wird schon seit vielen Jahren, vor allen Dingen von den amerikanischen schwarzen Feministinnen der Rassismus der weißen Frauen scharf attackiert. Wir deutschen Feministinnen beteiligen uns im Gegensatz zu unseren europäischen Nachbarinnen, vor allem den Holländerinnen und Britinnen, fast gar nicht an diesen Auseinandersetzungen. Wir sind offenbar genauso wie alle anderen in den allgemeinen deutschen Verdrängungsprozeß nationalsozialistischer Vernichtung von als anders und minderwertig definierten Menschen einbezogen. Auch wir haben das Tabu, über gegenwärtigen Rassismus in der BRD zu sprechen, verinnerlicht und reden allenfalls von der Ausländerfeindlichkeit der anderen Deutschen. Auch bleibt das Engagement gegen die Vertreibung, Ausbeutung und Vernichtung von Millionen Menschen in der Dritten Welt meistens seltsam schwunglos, es werden eher Lippenbekenntnisse abgegeben, die nicht nur in den Ohren der Betroffenen hohl klingen. Wir behaupten immer wieder, daß wir objektiv gelähmt seien angesichts dieser erbarmungslosen Vernichtung, dabei täuschen wir uns häufig über den subjektiven Anteil an diesem Gefühl, weil wir oft unsere eigenen Interessen an dieser Haltung nicht reflektieren. Im Rahmen unseres nächsten Heftes möchten wir untersuchen, was dieser Gleichgültigkeit und Verdrängungshaltung zu Grunde liegt. Gerade auch in einem Land, das in seiner jüngsten Geschichte Millionen deutscher Bürger mit rassistischen Begründungen zu Juden und Zigeunern werden ließ, sie trotz deutscher Staatsangehörigkeit zu unerwünschten „Ausländern" machte, um sie durch Aussonderung, Überausbeutung und Deportation nach kapitalistischen Verwertungsbedingungen in einer gigantischen Tötungsmaschine zu vernichten. Ebenso traf der hemmungslose Imperialismus der Deutschen Millionen russischer und polnischer Menschen und Menschen aus anderen Nationen einschließlich ihrer von den Nationalsozialisten als „rassejüdischer" Teil ausgegrenzten Bevölkerung, die getötet oder zu lebenslangen Schäden gekommen sind.
Wir wollen als Feministinnen untersuchen, ob wir den Rassismus unserer Eltern übernommen und verinnerlicht haben, der – sexistisch verstärkt – sich vor allem auch gegen Frauen richtet und richtete. In dieser komplexen Fragestellung scheint uns besonders der Zusammenhang zwischen Rassismus und Sexismus von Bedeutung zu sein, der zwar oft formelhaft behauptet wird, aber bisher kaum konkret untersucht worden ist. Wesentlich scheint dabei in erster Linie der Biologismus zu sein, der sowohl dem Rassismus als auch dem Sexismus als Theorie zu Grunde liegt. Es ist wichtig, sich in diesem Zusammenhang mit dem Biologismus zu beschäftigen, der im neunzehnten Jahrhundert im Zuge der kapitalistischen Modernisierung mit seinen biologistischen Deutungsmustern die Legitimierung patriarchaler Herrschaft abgelöst hat. Er liefert bis heute dem kapitalistischen Patriarchat pseudorationale Begründungen, die abweichendes Verhalten nicht mehr als sündhaft sanktionieren, sondern dieses als naturhafte unabänderliche Minderwertigkeit einstufen, das weder durch Aufklärung, Umerziehung oder Selbstanpassung der Betroffenen verändert werden könne, wie es noch in der christlichen Agrargesellschaft der Fall war (Konvertierung der Juden), sondern nur durch Eingriffe ins Erbgut und durch die Tötung der betroffenen Menschen. Der offene Rassismus knüpft an möglichst unveränderliche Eigenschaften wie z.B. Hautfarbe, Nasenform, Augenform und Behinderung an, deutet sie als von der Natur festgelegte Minderwertigkeit, die den so-

genannten gesunden Volkskörper bedrohe und legitimiert so nicht nur die Ausgren-

zung und Ausbeutung der Betroffenen, sondern auch in letzter Konsequenz die Tötung der als minderwertig Eingestuften. Sie ist in dieser biologistischen Logik neben dem Eingriff ins Erbgut das „effektivste Mittel", um die von den „Minderwertigen" angeblich bedrohte „höherwertige Allgemeinheit" zu retten.
Der Sexismus, der eine naturhafte, von der männlichen Norm abweichende minderwertige Weiblichkeit behauptet, verfährt in gleicher Weise. Er kann in dieser Logik die Abweichung von dieser „natürlichen" Weiblichkeit auch nur als naturwidrige „Entartung" begreifen, die man(n) ausmerzen muß. Wenn der Rassismus in einer Gesellschaft zum wichtigsten Instrument zur „Sortierung" von Menschen gemacht wird, wie es im deutschen Nationalsozialismus der Fall war, dann verstärkt sich auch der Sexismus in der Weise, daß Frauen, die diese „natürliche" Weiblichkeit nicht leben können oder wollen, wie z.B. Lesben und sogenannte kinderlose Frauen, rechtlos und sogar getötet werden können. Da wo Frauen rassistisch unerwünscht sind, potenziert sich selbstverständlich die Vernichtungsdrohung. Somit haben rassistisch minderwertig eingestufte und weiße Frauen vieles gemeinsam und müßten sich eigentlich gegen rassistisches und sexistisches Aussonderungshandeln der weißen Männer gemeinsam wehren. Es ist wichtig zu untersuchen, warum dies nicht geschieht. Nicht nur die als minderwertig eingestuften Männer solidarisieren sich nicht mit den Frauen gegen Sexismus, sondern auch die weißen Frauen solidarisieren sich nicht mit den als doppelt minderwertig eingestuften Frauen gegen Rassismus. Es entsteht nicht nur immer wieder eine lähmende Spaltung, die beide Seiten zu vertreten haben, sondern diejenige Gruppierung, die in der jeweiligen Gesellschaft weniger bedroht ist, entsolidarisiert sich und beteiligt sich sogar an der Verfolgung der stärker Bedrohten. Um der Spaltung entgegenwirken zu können, wäre es notwendig, die Phänomene genauer zu untersuchen.
Wesentlich für diese Debatte scheint es uns auch, herauszuarbeiten, daß in der heutigen modernen Situation nicht mehr von rassischer und geschlechtlicher Minderwertigkeit gesprochen wird, sondern lediglich von kulturellen und natürlichen Unterschieden, die angeblich gleichwertig seien. Anders, aber gleichwertig lautet nun das Motto. Die Minderbewertung wird nicht mehr offen verkündet, sondern tagtäglich durch Blick, Anmache, Ignorieren und vielerlei Diskriminierungsakte praktisch vermittelt. Der Kulturbegriff, der in diesem Zusammenhang verwendet wird, besitzt eine ähnliche Festgelegtheit und Unabänderlichkeit, wie der Rassebegriff. Die kulturelle Differenz wird so zum Synonym für „Rasseunterschiede". Früher wurde eine „Rassemischung" als für den „Volkskörper" schädlich angesehen, heute sprechen die Rassisten davon, daß „kulturell Andersartige" eine Bedrohung für die kulturelle Identität der sogenannten aufnehmenden Gesellschaft seien, was auch immer man sich in diesem jahrtausendealten Einwanderungsland darunter vorstellen mag.
Auch in der feministischen Diskussion werden Begrifflichkeiten von sexueller Differenz belebt, die entweder auf Natur- oder Kulturunterschiede zurückgeführt werden, allerdings als gleichwertiges oder höherwertiges weibliches Anderssein bewertet. Wir müssen uns fragen, ob nicht auch dahinter Rassismus und Sexismus stecken, die weiße Frauen an die Stelle von weißen Männern halluzinieren.
Als wichtige Dimension der Rassismus-Feminismusdebatte ist der Rassismus gegen Behinderte einzubeziehen, da auch ihre Abweichung unter nationalsozialistischer Herrschaft biologistisch begründet wurde und bis heute wird, auch sie galten und gelten als rassisch minderwertig, was einen Eingriff ins Erbgut, in die Reproduktionsfähigkeit der Frauen und auch die Tötung der Betroffenen rechtfertigte. Worin liegt die Kontinuität dieses Rassismus gegen Behinderte und wie sind und waren Frauen und sogar Feministinnen daran beteiligt? Inwieweit haben auch wir Feministinnen, die wir gegen Rassismus und Sexismus kämpfen, gleichzeitig aber die Amniozentese mit dem Ziel, Embryoneen mit einer Disposition für eine der wenigen festgestellten Erbkrankheiten abzutreiben, selbstverständlich praktizieren, nicht schon den Rassismus gegen Behinderte bereits akzeptiert? Interessant könnte auch

die Frage sein, ob ein Neofaschismus seinen offenen Rassismus auf Aidskranke, Süchtige und vielleicht sogar Alte ausdehnt, um sie aus Kostengründen zu Minderwertigen zu erklären, zu isolieren und vielleicht sogar zu töten. Die Diskussion um die „Sterbehilfe" und auch die Vorfälle in staatlichen Krankenhäusern deuten auf eine bereits bestehende stillschweigend geduldete aktive Tötung von Alten und Schwerstbehinderten. Die Ausweitung des Rassismus auf alte weiße Menschen wird begünstigt durch die Verkopplung von Rassismus und Sexismus, denn heute sind die Mehrheit der weißen alten Menschen Frauen.
Und was ist mit dem alltäglichen Rassismus und Sexismus in unserem Umfeld? Es beginnt bei der Sprache (gaskammervoll), ist zu spüren bei den Kämpfen um Begriffe (Republikaner), gehört möglicherweise zu der üblichen Unternehmerpolitik, nämlich die Rotation von Arbeitskräften oder die laufende Zufuhr mit billigem „Frischmaterial" von außen zu fordern oder Frauen ab 40 bereits vom Arbeitsmarkt auszugrenzen, während weiße Mittelklasse-Männer unter Umständen nie zu alt werden, obwohl sie totkrank sind, wie so manche Politiker.
Im Zusammenhang mit der neofaschistischen Bewegung stellt sich auch die Frage, ob die bürgerlichen und linken Faschismustheorien für uns Feministinnen ausreichen oder ob nicht eine neue Faschismustheorie entwickelt werden muß, die die Kritik an dem kapitalistischen Patriarchat in das Zentrum der Überlegungen stellt. Hierzu gehört auch zu erkennen, welche Funktion der Zusammenhang von Rassismus, Sexismus und Rechtsradikalismus im Patriarchat hat und wie er in den Sozialisationsprozessen vermittelt wird – insgesamt ein außergewöhnlich komplexes Thema, das auch in Anbetracht der Entwicklung in Europa dringend unserer Reflexion bedarf.

Redaktionsschluß ist der 30.11.1989

Autorinnen

Antke Akkermann, geb. 1957, seit 1982 in Berlin, erwerbslose Soziologin, unbezahlte Lesbenforscherin; Lehraufträge an der FU Berlin; lebt z.Zt. von Nachhilfestunden in Mathematik; Interessenschwerpunkte: Methoden empirischer Sozialforschung/Frauenforschung, weibliche Identität, feministische Theorie, Lesbenforschung.

Lynn Alderson, seit vielen Jahren aktiv in der britischen Frauenbefreiungsbewegung, gehört zum Herausgeberinnenkollektiv der unabhängigen radikalfeministischen Zeitschrift *Trouble & Strife*.

Ruth Becker, 44 Jahre und fast ebensolang Lesbe, freiberuflich arbeitende Volkswirtin, langjähriger Arbeitsschwerpunkt: Wohnungs-, Boden- und Städtebaupolitik, in letzter Zeit auch Arbeiten zur ökonomischen, sozialen und rechtlichen Situation von Frauen.

Sigrid Betzelt, geb. 1963, seit 1982 in Berlin; seit 1987 im Existenzkampf als erwerbslose Soziologin erfahren; Lehraufträge an der FU Berlin; lebt z.Zt. von unterbezahlter Sozialarbeit mit Kindern; Interessenschwerpunkte: Methoden empirischer Sozialforschung/Frauenforschung, weibliche Identität, feministische Theorie, Lesbenforschung.

Maren Bock, geb. 1960, Studium der Germanistik, Politologie, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften, arbeitete 2 Jahre im Autonomen Lesben- und Frauenreferat und 1 1/2 Jahre im ASTA-Vorstand der Universität Bremen mit, habe meine Examensarbeit zum Thema „Frauen und Macht" geschrieben und bin Mitgründerin und jetzt Mitarbeiterin im Kultur-, Kommunikations- und Bildungszentrum für Frauen *belladonna e.V.* Bremen.

Sabine Braun, 28 Jahre, lesbisch, Studium der Psychologie, eine der Vorstandsfrauen bei Wildwasser Ludwigshafen e.V.

Traude Bührmann, 1942 in Essen geboren, lebt seit 1973 in Berlin, in und an autonomen Lesbenkulturprojekten tätig, vor allem auf dem Gebiet eigene Geschichte/n zu erforschen und darzustellen mittels fotografischer und geschriebener Erzählungen.

Heidi Burmeister, 44 Jahre, seit langen Jahren in der Hamburger Frauenbewegung zu Hause, u.a. Mitbegründerin von „Frauen auf Reisen e.V.", im Vorstand der Frauen-An-Stiftung, Dozentin in der politischen Erwachsenenbildung, z.Zt. GAL-Frauenreferentin in Hamburg.

Gabriele Daniel, geb. 1958, seit 1981 in Berlin, erwerbslose Soziologin; Lehraufträge an der FU Berlin; lebt z.Zt. von dem, was der Arbeitsmarkt gerade hergibt; Interessenschwerpunkte: feministische Forschung, weibliche Identität, Lesbenforschung.
Heidrun Ehrhardt, 36 Jahre, lesbisch, Studium der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften, gehört zur Selbsthilfegruppe „Wildwasser", lebt und schreibt in Köln.

Barbara Gissrau, geb. 1943, Psychologin, Psychoanalytikerin in eigener Praxis in Stuttgart, Interessenschwerpunkte: feministische, analytische Forschung und Therapie, Lesbenforschung, Frauenspiritualität und Psychotherapie.

Hanna Hacker, geb. 1956, Soziologin, lebt in Wien und befaßt sich wissenschaftlich wie praktisch mit der Frauenbewegung und ihrer Geschichte, mit der Lesbenbewegung und ihrer Geschichte, mit vergangenen und zukünftigen Schwierigkeiten bei der Realisierung von Frauenbeziehungen.

Ulrike Hänsch, Sozialwissenschaftlerin mit dem momentanen Arbeitsschwerpunkt Lesbenforschung; Mitarbeiterin im Projekt Offene Frauenhochschule und im Verein „Frauen lernen und forschen gemeinsam e.V." in Wuppertal.

Sabine Hark, 27 Jahre; Diplomsoziologin mit dem Schwerpunkt feministische Gesellschaftstheorie, lesbische Identität und Politik; z.Zt. arbeite ich an meiner Dissertation zum Thema „Transformation lesbischer Identitäten im Feminismus"; einjähriger Aufenthalt in San Francisco, USA, dem ich viele meiner Erfahrungen und Erkenntnisse zu verdanken habe; von 1984 bis 1988 Mitarbeiterin des Feministischen Interdisziplinären Forschungsinstitutes in Frankfurt; Veröffentlichungen und Vorträge insbesondere zu Fragen lesbischer Identität und Politik.

Ulrike Janz, 33 Jahre, Studium der Psychologie, dessen wichtigster und folgenreichster Inhalt aus heutiger Perspektive meine erste Frauengruppe war; lebe, lese und arbeite in lesbisch-feministischen Zusammenhängen.

Ilse Kokula, Jahrgang 1944; zweiter Bildungsweg; 1982 Promotion in Bremen mit der soziologischen Arbeit „Selbsthilfe und Selbstorganisation lesbischer Frauen"; 1985/86 erste Inhaberin des Belle-van-Zuylen-Wechsellehrstuhles mit der Professur „Sozialisation und soziale Geschichte lesbischer Frauen" an der Reichsuniversität Utrecht; arbeite z.Zt. – als ABM-Angestellte – über die Entwicklung von gewerblichen Frauenprojekten in Berlin-West.

Rita Kronauer, 36 Jahre, Studium der Psychologie, seit mehreren Jahren in der Frauen- und Lesbenbewegung aktiv.

Lea Morrien, geb. 1959 in Metelen/Westfalen; Schriftstellerin und Medienwissenschaftlerin; Auslandsstudium (USA) und zahlreiche Auslandsaufenthalte; übt sich als Öffentlichkeits- und Kulturreferentin des Kölner Lesben- und Schwulenzentrums z.Zt. u.a. im Bleiben. Darüber hinaus freiberufliche journalistische Tätigkeiten insbesondere zu lesbisch-feministischen Fragen/Problemstellungen vor diesem Hintergrund: mich für Lesben interessieren heißt, mich für die Welt interessieren. Momentane Schwerpunktinteressen: Die Entwicklung einer lesbisch-feministischen Theorie, die Analyse und Vision miteinander verbindet; intuitive Recherchen zu Margarete von Morrien, die um 1600 den päpstlichen Segen einholte, ihren Vetter heiraten zu dürfen, um ihn wenige Jahre später zu vergiften . . .

Jutta Oesterle-Schwerin, geb. in Jerusalem, 48 Jahre, MdB Die Grünen, Fraktionssprecherin; politische Tätigkeitsfelder: Frauen, Lesben und Schwule, Rechtsradikalismus, Wohnungspolitik.

Birgit Palzkill, geb. 1952, Studienrätin für Mathematik und Sport an der Gesamtschule Leverkusen, ehemalige Leistungssportlerin, Dissertation im Bereich Sportsoziologie, Interessen- und Arbeitsschwerpunkte: feministische Schularbeit (Beratung für Mädchen, Mädchengruppen und Lehrerinnenfortbildung), feministische Sport- und Bewegungskultur.

Chris Paul, geb. 1962, Schriftstellerin, Liedermacherin, Mitbegründerin des ÄTNA-Verlages; Interessen- und Arbeitsschwerpunkt: lesbische Kultur.

Angela M. F. Räderscheidt, Kunststudium an der Fachhochschule für Kunst in Köln von 1971–76; Meisterschülerin bei Frau Prof. Kohlscheen-Richter; seit 1976 zahlreiche Gemeinschafts- und Einzelausstellungen im In- und Ausland; lebt als freischaffende Künstlerin in Lohmar bei Köln oder in Italien.

Brigitte Rauschenbach, 45 Jahre, lebt seit vielen Jahren in Berlin, im Bemühen Vernunft, Politik, Psychologie und Kinder (zwei Söhne) theoretisch und praktisch auf die Reihe zu bringen. Zunächst Philosophiestudium, dann Assistentin am FB Politische Wissenschaft, derzeit Hochschulassistentin am Psychologischen Institut der FU Berlin; Arbeitsschwerpunkte: Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, Politische Psychologie, Sozialisationsforschung.

Anke Schäfer, geb. 1938, Buchhändlerin, Mitbegründerin vom Frauenbuchladen Sappho, Wiesbaden (1977–1988), dem Frauenliteraturvertrieb, Wiesbaden (1978) und dem Frauenbuchversand, Wiesbaden (1978); Herausgeberin des Lesbentaschenkalenders seit 1985 und Mitherausgeberin der Frauenbuchkritik-Zeitung *VIRGINIA* seit 1986.

Sonja Schelper, 34 Jahre, Mitbegründerin des Sozialistischen Frauenbundes in Hamburg und der Gruppe „Feministische Betriebspolitik", im Vorstand der Frauen-An-Stiftung, Psychologin in der beruflichen Erwachsenenbildung, Betriebsrätin.

Judith Schuyf, geb. 1951; studierte Vorgeschichte an der Universität Leiden; arbeitet als Dozentin in der Interfakultären Arbeitsgruppe Homostudies (Postbus 80.140, NL-3508 TC Utrecht; Niederlande); beschäftigt sich mit Geschichte und Soziologie von Lesben.

PSYCHOLOGIE & GESELLSCHAFTS KRITIK 49/50

NEUERSCHEINUNG

ISBN 3-925007-49-0

Frauen & Psychologie III

INHALT

THEMATISCHE BEITRÄGE

Christiane Schmerl
Die Frau im Mond: weit entfernt, doch klar sichtbar.
Feministische Psychologie in der BRD

Birgit Rommelspacher
Die Sucht, zu sehr zu lieben: die neue Krankheit der Frau?

Ruth Großmaß
Nicht die Mutter ist schuld, sondern „nur" ihr Geschlecht -
Nancy Chodorovs Analyse weiblichen Mutterns

Virginia Davidson
Das namenlose Problem der Psychotherapie -
Sexualität zwischen Therapeuten und Patientinnen

Renate Kahle
„Frauen ran an die Computer!"?
Technikangst und Technikdistanz von Frauen in Computerkursen.

Christiane Schmerl
Erfahrungen von Feministinnen mit dem Psychologiestudium

Kordula Langhof
Alice Rühle-Gerstel, (1884 - 1943) – ein Portrait

REZENSIONEN

AKTUALITÄTEN / TERMINE

Eine psychologiekritische Zeitschrift für Psycholog/inn/en, Pädagog/inn/en, Sozialwissenschaftlerlnnen in Theorie und Praxis.
Hrsg.: Initiative kritischer Psychologinnen und Psychologen e.V.
Einzelheft 12,– DM / Doppelheft 18,– DM / Jahresabonnement 40,– DM / Student/inn/en, Arbeitslose u.ä. 34,– DM; jeweils zzgl. Porto.
Erhältlich in jeder guten Buchhandlung oder direkt bei der Redaktion der P & G, Bürgerbuschweg 47, D-2900 Oldenburg, Telefon (04 41) 6 41 26 oder 50 30 93.

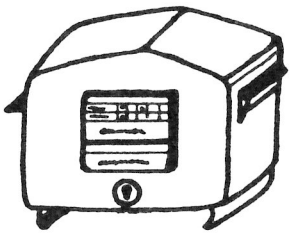
260 S. • 32,00 DM • ISBN 3-88104-196-6

Frauenoffensive

Kellerstr. 39, 8000 München 80, Tel. (089) 48 51 02

Manchmal sind die Einrichtungen des Patriarchats doch recht segensreich:

Weil es überall Briefkästen gibt, können alle Frauen, die weitab von jeder Buchhandlung leben, Frauenbücher und jede andere Literatur bei uns bestellen.



Es ist ganz einfach:
1. Katalog anfordern, 4 DM in Briefmarken fürs Porto beifügen,
2. Bücher raussuchen,
3. diese auf Bestellkarte schreiben,
4. Bestellkarte in den Briefkasten werfen,
5. warten (max. 10 Tage, meistens weniger) bis das
6. Buchpaket eintrifft.
7. Den Rechnungsbetrag überweisen und
8. lesen, lesen, lesen . . .

FRAUENBUCHVERSAND

Postfach 5266, 6200 Wiesbaden

Tel.: 06121/371515

Verena Fiegl

Der Krieg gegen die Frauen

zum Zusammenhang von Sexismus und Militarismus

"Die Sexualität des Mannes ist Krieg gegen die Frau und Krieg ist sexuell"

Verena Fiegl hat sich an eines der größten Tabus der modernen Zivilisation gewagt: den Krieg gegen die Frauen. Die ihr Buch lesen, sehen, daß damit noch mehr gemeint ist, als die den Frauen angetane Gewalt bloßzustellen. Denn die Autorin macht klar, daß diese Gewalt kein *Merkmal* der Gesellschaft ist, die wir kennen, kein "Phänomen", kein "Relikt", keine Abweichung von der Norm, sondern das *Wesen* dieser Gesellschaft ausmacht.

Tarantel Frauen Verlag

Am Zwinger 16 4800 Bielefeld 1 Tel.: 0521/66713

schon erschienen:

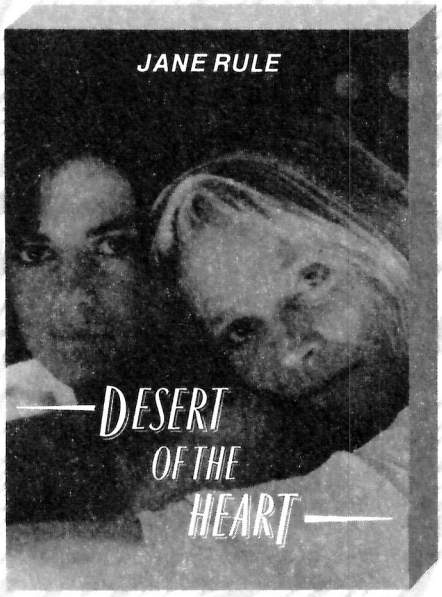
Sabine Marx Thesen zu einem feministischen Politikverständnis

DAPHNE

PROUDLY

PRESENTS

Das Buch zum Film „Desert Hearts“



Bisher bei DAPHNE erschienen:

Victoria Ramstetter
Die Marquise und die Novizin

Elisabeth Lang
Anna

Katherine V. Forrest
Seltsamer Wein

Elsa von Bonin
Das Leben der Renée von Catte

Jane Rule
Outlander

Brenda Weathers
Das Haus in Pelham Falls

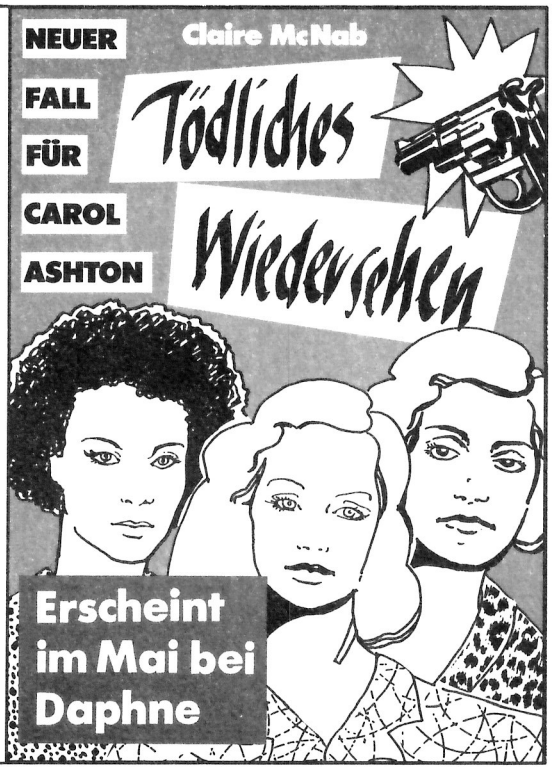
Claire McNab
Unterricht in Mord

Lea Baum
Freudenfrau

Endlich auf Deutsch

Neu bei

DAPHNE



ÄTNA

Lesbisch Feministischer Verlag

Alltägliche Träume
LesbenLeseBuch

Sechzehn Autorinnen aus Österreich, der Schweiz, DDR und BRD – darunter Gerd Brantenberg, Traude Bührmann, Ursula Eggli, Lea Morrien, Helga Pankratz, Chris Paul – sorgen für eine ungewöhnliche Mischung von Geschichten rund um die lesbische Liebe.

„Alltägliche Träume"
– das sind unter anderem:
Erinnerungen an den Monte Verita 1920, an Berlin 1940, an Ungarn 1956; jede Menge Reisen mit und ohne Rollstuhl; Zukunftsvisionen und Szenealltag; nicht zu vergessen die Originalzeichnungen von Sabine Buskamp.

8 Illustr.

200 S. DM 24
ISBN 3-927075-02-7

ÄTNA-Verlag
Am Mühlenberg 15
5531 Hohenfels
06595/1680

Lea Morrien

Bantu

144 S. DM 19,80
ISBN 3-927075-01-9
Roman um eine Parthenogenese in drei Teilen.
„... ein Romanerstling, dessen radikale Idee faszinierend und stark ist."
Alexandra von Grote in „Virginia"

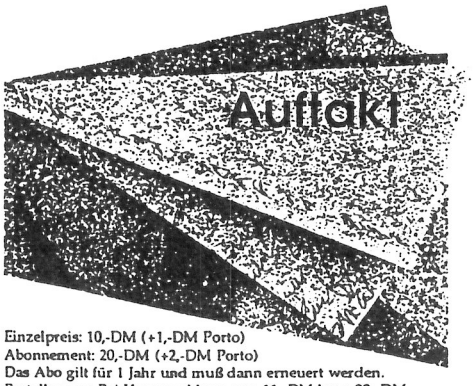
Chris Paul

Selbst Verteidigung

131 S. DM 18,80
ISBN 3-927075-00-0
Eine Erzählung über vier Freundinnen im WestBerlin der achtziger Jahre.
„Bisher kannte ich keine deutschsprachige Schriftstellerin, die die 'Macht weiblicher Sinnlichkeit' auf ebenso zärtliche und mutige Weise zum Ausdruck gebracht hätte."
Cathy Steiner-Cohen
in „AN.SCHLÄGE"

IHRSINN

eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift 1/90



Einzelpreis: 10,-DM (+1,-DM Porto)
Abonnement: 20,-DM (+2,-DM Porto)
Das Abo gilt für 1 Jahr und muß dann erneuert werden.
Bestellungen: Bei Vorauszahlung von 11,-DM bzw. 22,-DM auf das Konto Nr. 413 08 792, Sparkasse Bochum, BLZ 430 500 01, IHRSINN e.V. (vollständige Absenderin nicht vergessen!)

c/o Frauenbuchladen Amazonas
Schmidtstr.12
4630 Bochum 1

aus dem Inhalt

Gitta Büchner
Sprache, Realität und Wirklichkeit .....

Lena Laps
Wir sind die Lesben, auf die wir gewartet haben.

Bärbel Klässner
Grenzenlos lesbisch in die Neunziger ...

Ulrike Janz
Die Normalität der Gewalt – die Gewalt der Normalität ..

Ulrike Janz, Rita Kronauer
Von der DetailGENauigkeit zur Analyse der Re-Produktion von Herrschaft .....

Rita Kronauer
Ich bin eine nichtjüdische, deutsche, weiße Lesbe..

Lena Laps
...die zarteste Versuchung seit es Lila gibt.....

Für blinde Lesben kann IHRSINN als Tonkassette bestellt werden.
Bitte weitersagen!

Ellen Bass / Laura Davis
Trotz allem

Wege zur Selbstheilung
für sexuell mißbrauchte Frauen

Orlanda Frauenverlag

Herausgegeben in Zusammenarbeit mit DONNA VITA

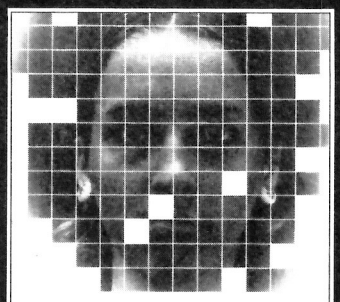
Trotz allem beschönigt nicht
und zeigt doch,
daß Frauen die Folgen
von sexuellem
Kindesmißbrauch
bewältigen können – jede Frau
auf ihre Weise.

Aus dem Amerikanischen
von Karin Ayche
ca. 470 Seiten, kt.
Format 16.8 x 24 cm
ISBN 3-922166-61-X

Orlanda Frauenverlag
GROSSGÖRSCHENSTRASSE 40 1000 BERLIN 62

Frauen handel in Deutschland

Dietz Taschenbuch 30
DM 19,80



Regina Lang
Frauenquoten
Der einen Freud, des anderen Leid

Reihe: Praktische Demokratie
DM 19,80

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Die erste theoretische feministische Zeitschrift in der Bundesrepublik

Für die *„beiträge"* ist der Feminismus keine Sache für Schönwetterperioden.

Die Zeitschrift will Ernst machen mit der Erarbeitung einer Gesellschaftstheorie, die von der Frauenperspektive aus gesellschaftliche Verhältnisse im kapitalistischen Patriarchat analysiert einschließlich des Verhältnisses zur Dritten Welt und zur Natur.

Die *„beiträge"* verstehen sich als ein Forum der internationalen Frauenbewegung und bringen im Rahmen von Themenschwerpunkten Analysen, Praxisberichte und Theoriediskussionen, die zur Klärung unterschiedlicher Positionen in der Frauenbewegung beitragen sollen.

Heft 8	**Gegen welchen Krieg — für welchen Frieden?** (1983) 14,— DM
Heft 9/10	**Neue Verhältnisse in Technopatria — Zukunft der Frauenarbeit** (1983) 28,— DM
Heft 11	**Frauenforschung oder feministische Forschung?** (1984) 14,— DM
Heft 12	**alltag: Natur, Technik, Magie** (1984) 14,— DM
Heft 13	**unser Staat?** (1985) 16,— DM
Heft 14	**Frauen zwischen Auslese und Ausmerze** (1985) 16,— DM
Heft 15/16	**Geld oder Leben** (1985) 28,— DM
Heft 17	**Neue Heimat Therapie** (1986) 16,— DM
Heft 18	**Politik: Auf der Spur — gegen den Strich** (1986) 16,— DM
Heft 19	**Politik: Zeit zum Streit** (1987) 16,— DM
Heft 20	**Der neue Charme der sexuellen Unterwerfung** (1987) 16,— DM
Heft 21/22	**Mamalogie** (1988) 28,— DM
Heft 23	**Modernisierung der Ungleichheit — weltweit** (1988) 16,— DM
Heft 24	**Der Kaiserinnen neue Kleider — Feministische Denkbewegungen** (1989) 16,— DM
Heft 25/26	**Nirgendwo und überall — Lesben** (1989) 28,— DM
Heft 27	**Geteilter Feminismus: Rassismus · Antisemitismus · Fremdenhaß** (1990) 19,— DM
Heft 28	**Feministische Moral?** (Arbeitstitel, erscheint Herbst 1990)

Die ***„beiträge zur feministischen theorie und praxis"*** erscheinen dreimal im Jahr ● Bezug: über den Buchhandel sowie Abonnement- und Einzelbestellungen direkt beim Verlag ● Umfang: ca. 144 Seiten ● Einzelhefte (ab Heft 27) 19,— DM, Doppelhefte 34,— DM, Abonnement 48,— DM (rückwirkende Abonnements bis einschließlich Heft 25/26 drei Nummern für 38,— DM) ● Verlag und Redaktion: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel. (0221) 52 64 22 ● Hrsg.: Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.

Abonnement-Bestellung

Hiermit bestelle ich ab Heft ..... die *„beiträge zur feministischen theorie und praxis“* (jeweils 3 Nummern)
(rückwirkende Abonnements bis einschließlich Heft 25/26 können zum alten Preis bezogen werden — 3 Nummern für 38,— DM).

als normales Abonnement zu 48,— DM ☐

als Mitfrauenabonnement zu 45,— DM ☐

als Förderabonnement ab 60,— DM ☐

Name: .....

Anschrift: .....

Datum: ..... Unterschrift: .....

Das Abonnement läuft automatisch weiter, sofern es nicht schriftlich gekündigt wird.

Redaktion und Verlag: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel.: 0221/52 64 22

Konto: Stadtsparkasse Köln (BLZ 370 501 98) Nr. 7 192 032
Postgiroamt Köln (BLZ 370 100 50) Nr. 565 30-500

Geschenk-Abonnement

Hiermit bestelle ich ab Heft ..... die *„beiträge zur feministischen theorie und praxis“* (jeweils 3 Nummern).

als Geschenkabonnement zu 48,— DM ☐

für:

Name: .....

Anschrift: .....

Rechnung bitte an:

Name: .....

Anschrift: .....

Datum: ..... Unterschrift: .....

Das Geschenkabonnement läuft automatisch nach drei Nummern aus, sofern es nicht schriftlich verlängert wird.

Redaktion und Verlag: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel.: 0221/52 64 22

Konto: Stadtsparkasse Köln (BLZ 370 501 98) Nr. 7 192 032
Postgiroamt Köln (BLZ 370 100 50) Nr. 565 30-500